

Das Band der Magie

Liane Mars

Impressum

Das Band der Magie

Liane Mars

Bismarckstraße 69

57076 Siegen

© 2014 Liane Mars. Erste Auflage.

Coverfoto: © vertyr - Fotolia.com

Fotomontage: © Liane Mars

Lektorat, Korrektorat: Brunhilde Witthaut

Kontakt

Lianes.buchgefluester@gmail.com

www.lianes-buchgefluester.blogspot.de

Das Werk ist einschließlich seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 - Die Jagd
Kapitel 2 – Die Heilung
Kapitel 3 – Der Name
Kapitel 4 - Wolfscharakter
Kapitel 5 – Die Stadt
Kapitel 6 – Die Verwandlung
Kapitel 7 – Winterdrama
Kapitel 8 - Shadun
Kapitel 9 – Erklärungen
Kapitel 10 – Wieder allein
Kapitel 11 – Der Sturm
Kapitel 12 – Überleben, irgendwie
Kapitel 13 – Der Kuss und das Fieber
Kapitel 14 – Das Rudel
Kapitel 15 – Peinliche Gespräche
Kapitel 16 – Im Dorf
Kapitel 17 – Das ging wohl schief
Kapitel 18 – Ausgerastet
Kapitel 19 – Die Flucht!
Kapitel 20 – Das Band der Magie
Kapitel 21 - Alkamir
Kapitel 22 - Geistertanz
Kapitel 23 – Heimkehr
Kapitel 24 - Erklärungen
Kapitel 25 - Frostgeister
Danksagung
Über die Autorin

Kapitel 1 - Die Jagd

Ich hatte ihn schon seit Wochen im Visier.

Mal sah ich seine schwarze Rute über den Büschen aufblitzen, dann entdeckte ich seine beeindruckenden Pfotenabdrücke im Schnee. Jede Krallen war etwa so lang wie die Spanne meiner Hand und der Pfotenballen ... da passten meine Füße ganz bequem nebeneinander rein und hatten sogar noch Platz, um darin Ringelreigen zu tanzen.

Als Mädchen allein im Wald zu überleben, ist nicht gerade einfach. Doch wenn draußen ein riesiger Wolf herumschleicht, wird das Leben plötzlich zur Herausforderung. Ich bin nicht gerade ängstlich, aber dieses Vieh machte mir Angst. Offensichtlich hatte es großes Interesse an mir. Warum sonst sollte es jeden Morgen und jeden Abend um meine Hütte streifen? Bestimmt nicht, um Tee zu trinken.

Es half auch nicht besonders, dass Meeha, mein kleiner Spürhund, seit vier Tagen zitternd in der Ecke hockte. Sie weigerte sich strikt, nach draußen zu gehen und hatte mir bereits zwei Mal in die Ecke gepieselt.

Deshalb ließ meine Laune sehr zu wünschen übrig.

Das erklärte auch, warum ich mich an diesem Morgen anzog – meine Schneestiefel, den mottenzerfressenen Bärenmantel, Handschuhe und das zerfledderte Etwas, das ich als Hut benutze und eigentlich ein Topflappen ist – und mir meinen Bogen schnappte. Ich bin eine gute Schützin, nur jage ich normalerweise nichts, was größer ist als ein Schneehase. Selbst Rehe oder Hirsche erlege ich nur äußerst ungern. Die haben so wunderschöne Augen. Von Raubtieren lasse ich generell die Finger. Man weiß nie, wessen Onkel, Mama oder Tochter man gerade erlegt hat. Und unsere Tierwelt ist im Allgemeinen etwas nachtragend.

Dass ich jetzt auf einmal zum Großwildjäger wurde, lässt sich nur mit meiner Wut erklären. Ich hatte die Schnauze gestrichen voll. Besser, ich begann die Jagd - als umgekehrt.

„Nur ein toter Wolf ist ein guter Wolf!“, versuchte ich mich zu motivieren.

Meeha jaulte kläglich in ihrer Ecke und ließ meine Motivation kurz wanken. Immerhin kam sie vorsichtig näher, geduckt, winelnd. Das sah ihr wirklich gar nicht ähnlich. Normalerweise war sie in etwa so tapfer wie ich, zumindest in Anbetracht ihrer Größe: Sie reichte mir gerade mal bis zu den Waden.

Ich hatte Meeha ohnehin schwer im Verdacht, ein seltenes Wechselwesen zu sein. Das würde erklären, warum sie mal blau, mal rot und dann bunt getupft war. Heute war sie grau, ihrer Stimmung entsprechend.

Ich kniete mich zu ihr nieder. „Bleib hier, Meeha! Das ist nichts für dich!“, erklärte ich ihr sanft, strich durch das seidige Fell und zeigte auf das fröhlich knisternde Feuer, in dem sich gerade zwei Feuergeister vergnügten. „Pass auf die beiden auf, damit sie uns nicht die Bude abfackeln!“

Meeha wirkte unschlüssig. Dann siegte ihr Überlebenswille - das hätte mich stutzig machen sollen - und sie trollte sich zum Feuer. Auf Feuergeister aufzupassen war genau ihr Ding. Da war es nämlich schön warm und relativ ungefährlich.

Ich zog mir den Bogen über eine Schulter, ergriff den abgewetzten Pfeilköcher und trat aus der Tür, bevor ich es mir anders überlegen konnte.

Die Kälte krallte sich sofort in meiner Nase fest.

Ich schätzte kurz meine Umgebung ab: Es dürfte etwa minus zehn Grad haben, der Schnee reichte fast bis zu meiner Veranda. Also musste er etwa zwei Meter hoch liegen. Obendrauf war er gefroren, was gut war. Dann sank ich nicht so tief ein.

In dieser Sekunde klirrte mein Atem fröhlich vor meinem Mund. Die Frostgeister hatten mich gefunden.

Frostgeister sind süße, kleine Dinger: Sie suchen sich den wolkigen Atem eines Geschöpfes aus, um darin zu baden. Das macht sie glücklich – und dann klingeln und klirren sie unsichtbar vor sich hin.

Ich begrüßte die Truppe mit einem Nicken - es mussten viele sein, dem Lärm nach zu urteilen - und sprang von der Veranda. Der Schnee verschluckte mich bis zu den Waden.

Dann stapfte ich entschlossen los, den Pfotenspuren folgend.

Nur nicht allzu genau drüber nachdenken, dachte ich dabei, denn tief in meinem Inneren wusste ich, dass das hier keine gute Idee war. Es war früher Morgen, die Sonne hatte sich noch nicht durch die grauen Nebelschwaden durchgekämpft. Kein Neuschnee heute Morgen. Daher ließen sich die Pfotenspuren gut verfolgen.

Über mir knarrten die Bäume sanft vor sich hin, als wollten sie mich damit begrüßen. Wie jeden Morgen beugte auch ich ein wenig die Knie und nickte ihnen möglichst würdevoll zu.

Der Wolf war schwarz und riesig. Alles Indizien dafür, dass es sich hierbei nicht um einen normalen Wolf handelte. Aber wenn er tatsächlich ein Veddawolf, ein magischer Teufelswolf, war, dann war ich eh ... am Arsch. Und zwar so richtig.

Ich wollte aber nicht mehr länger auf meinen möglichen Tod warten. Wenn er mich haben wollte, dann wollte ich zumindest den Zeitpunkt meines Ablebens bestimmen - und dann nach einem guten Kampf ausscheiden.

Deshalb hatte ich auch die Tür zur Hütte nur angelehnt; damit Meeha raus konnte, falls ich nicht zurückkam. Stopp! Darüber wird nicht nachgedacht.

Ich kam auch gar nicht mehr dazu, denn ich versank abrupt bis zum Knie im Schnee und musste mich befreien. Die nächsten zehn Minuten war ich damit beschäftigt, zweihundert Meter weit zu kommen. Soviel zu meiner Kondition.

Danach war ich schweißgebadet und schnaufte wie ein Bulle kurz vor dem Angriff.

Gerade wollte ich mich weiter quälen, da sah ich ihn: Den gigantischsten Wolf, der mir je begegnet war.

Und: Er sah mich nicht.

Sein Fell war schwärzer als alles, was ich je gesehen hatte. Von der Krallen über den Schwanz bis zur Schnauze: alles schwarz. Gerade schnüffelte er auf dem Boden, die Nase tief in der Erde vergraben. Und obwohl er sich dadurch duckte, war mir klar, wie riesig er war: Er wäre mir locker bis zur Schulter gegangen, wenn er denn so nah neben mir gestanden hätte.

Es war beängstigend.

Beängstigend war auch das, was ich dann tat. Fünfzig Meter war er von mir entfernt. Fünfzig Meter! Freies Schussfeld, denn er buddelte still mitten auf einer Lichtung vor sich hin. Ich selbst war durch ein paar hutzlige Büsche einigermaßen getarnt – und über die konnte ich gut drüber zielen. Perfekt.

Ich nahm den ersten Pfeil zur Hand, legte ihn auf die Sehne und schoss, ohne noch großartig darüber nachzudenken.

Ich traf ihn! Tatsächlich!

Aber was jedes normale Wesen auf der Stelle umgehauen hätte, ließ ihn nur schwanken. Dann schnellte der riesige Schädel zu mir herum.

Fast sofort verstummte das Klingeln vor meinem Mund, denn selbst die Frostgeister hatten sich verduftet. Ja, danke auch!

Eigentlich hatte ich rot glühende Augen erwartet, irgendwas richtig Unheimliches. Stattdessen starrte ich in ein Meer blauer Farbe. Wunderschön ...

... dann sprang das Vieh auf mich zu. Zwei Sätze, drei Sätze. Weniger wunderschön.

Ich schoss einen zweiten Pfeil, ohne zu überlegen. Auch der traf ihn, diesmal vorne in die Brust. Er stoppte ihn nicht.

Zwei Meter trennten uns, ein Meter. Das wäre jetzt die letzte Chance gewesen, noch auf einen Baum zu fliehen, aber den Gedanken brachte ich nicht mehr zu Ende, dann war er auch schon über mir.

Sein riesiges Maul sprang mir entgegen, direkt zum Kopf. Ich schrie, riss die Arme hoch und erwartete, riesige Zähne in meiner Haut zu spüren. Stattdessen trafen mich direkt an der Brust zwei Pfoten, so groß wie Kamelhufe.

Ich fiel einfach um, rücklings in den nächsten Busch.

Immerhin knallte ich ihm noch den Bogen gegen die Ohren, aber er knurrte nur. Dann wurde ich reglos wie ein Steingeist, der sich sonnt, denn keine zwei Millimeter vor meiner Nase klaffte sein Gebiss auf, die Zähne so lang, dass ich sie nicht mehr ganz in mein komplettes Sichtfeld bekam. Sein Gewicht schnürte mir den Atem ab und der Busch, auf dem ich lag, bohrte seine spitzen Zweige in meinen Rücken.

Trotz meiner Panik bemerkte ich drei Dinge gleichzeitig: Der Wolf roch gar nicht so schlecht aus dem Hals, wie es Raubtiere für gewöhnlich tun, nach verrottetem Fleisch, fehlender Zahnhygiene und Magensäure. Der Wolf belastete mich nicht mit seinem vollen Gewicht, sonst hätte ich gar nicht mehr atmen können. Und: Ich lebte noch ... was erstaunlich war.

Stattdessen brüllte er mich an, dass es mir in den Ohren klingelte.

Dann, ganz plötzlich, war der Druck verschwunden. Und mit ihm der Wolf.

Es war das Krasseste, was ich bisher erlebt hatte, und ich blieb benommen liegen, um die Lage zu sondieren. Ich konzentrierte mich aufs Atmen: weg mit der Panik, der Angst, den Schmerzen. Mein Atem klirrte wieder leise, was ein gutes Zeichen war. Die Frostgeister waren zurück, das Vieh war also wirklich weg.

Erst nach mehreren Minuten setzte ich mich vorsichtig auf und bekam kurzfristig erneut Panik. Überall war Blut. Auf meiner Hose, meinem Pullover, sogar an meinen Händen.

Wo? Wo hatte er mich so tödlich erwischt?

Hastig machte ich eine Bestandsaufnahme von mir. Bauch war nicht aufgerissen, Gedärme hingen nicht raus. Soweit alles gut. Beine waren auch noch dran, Hände ebenfalls, Kopf saß außerdem auf dem Hals. Also, woher kam das Blut?

Dann fiel es mir ein.

Es war Wolfsblut. Ich hatte das Vieh wirklich erwischt.

Sekunden später war ich wieder auf den Beinen, klaubte meinen Bogen auf und sortierte meine verstrubbelten Pfeile. Er war verletzt – und damit eine gute Beute.

In meinem Kopf meldete sich kurzfristig der Gedanke: „Hallo? Er hat dich leben lassen! Das hätte ein Veddawolf bestimmt nicht getan! Der hätte dich erst mit seinem magischen Gebrüll gelähmt und dann gefressen!“ Diese Argumente schob ich jedoch schnell von mir. Das Jagdfieber hatte mich gepackt, eine mächtige Droge.

Seinen Spuren zu folgen, war jetzt einfach. Neben den Pfotenabdrücken klebte überall Blut: an den Bäumen, den Büschen und im Schnee. Er schien nur drei Pfoten aufzusetzen, trotzdem war er wohl ziemlich schnell unterwegs. Fast zehn Minuten folgte ich ihm, hoch konzentriert, die Augen am Boden, ganz auf die Jagd fixiert.

Dummerweise übersah ich dadurch den Usurpator. Dieses Tier hatte den Körper eines weißen Bären, aber die zwei riesigen Hauer eines Walrosses – und die miese Laune von beiden.

Eigentlich hätte mich der Usurpator auch einfach vorbeiziehen lassen können. Was hatte ich denn schon mit ihm zu schaffen? Ich machte ihm keine Nahrung streitig, war für ihn keine Konkurrenz und eine Bedrohung schon mal gar nicht. Das interessierte Usurpatoren aber nicht. Sie waren grundsätzlich auf alles sauer, was sich bewegte.

Und dieser griff direkt an.

Eine mächtige Tatze sauste plötzlich über meinen Kopf hinweg. Sie schlug mir nur nicht

den Kopf ab, weil der Usurpator schlecht gezielt hatte. Dann brüllte er mich an, dass mir Hören und Sehen verging. Und, ganz klar: DIESES Vieh stank aus dem Maul.

Der Usurpator machte einen Satz auf mich zu, hoch aufgerichtet auf zwei Beinen, und versuchte wieder, mich mit den Tatzen zu erwischen. Der Linken wich ich noch recht elegant aus, der Rechten nicht mehr so schön. Immerhin erwischte mich keine von beiden. Gleichzeitig schnappte das Vieh nach mir. Seine Haifischzähne krachten keine zwei Zentimeter vor meiner Brust aufeinander.

Das war knapp.

Ich riss einen Pfeil aus dem Köcher und fuchtelte damit vor seinem Gesicht herum. Das lenkte ihn immerhin soweit ab, dass er mich nicht direkt zerfleischte, sondern erst mal nach dem Pfeil schnappte. In letzter Sekunde ließ ich los, dann zersprang das Holz auch schon in tausend Späne.

Das war die Sekunde, in der ich losrannte, weg vom Usurpator. Aber er folgte mir. Auf vier Pfoten war er ziemlich schnell und holte entsprechend rasch auf, außerdem behinderte mich der Schnee.

Ich wäre wohl keine zehn Meter weit gekommen, dann hätte er mich eingeholt und sicherlich in genauso viele Fetzen zerlegt wie den Pfeil.

Doch etwas sprang ihn von der Seite an. Etwas Riesiges, Schwarzes.

Den Usurpator riss es weg von mir. Er kreischte, brüllte, geiferte. Das andere Wesen antwortet ebenso wütend. Dann folgte ein nervenzerreißendes Knurren – und die Welt ging unter.

Die beiden Bestien lieferten sich den Kampf des Jahrhunderts. Usurpator gegen - meinen Wolf.

Es war ein ungleicher Kampf: Der Wolf hinkte auf drei Beinen und wich den Angriffen des Usurpators nur um Haaresbreite aus. Außerdem war der Usurpator viel größer und stärker.

Und trotzdem ließ der Wolf nicht von ihm ab, schob sich stattdessen – und das bildete ich mir nicht ein – zwischen mich und meinen Angreifer.

Er schützte mich!

Als der Usurpator das nächste Mal angriff, war der Wolf zu langsam. Das Gebiss des Bären knallte in den Hals seines Gegners, riss ihn rum wie ein Spielzeug. Der Wolf gab keinen Ton von sich, auch dann nicht, als der Usurpator losließ und der Wolf einen Meter durch die Luft segelte, ehe er mit voller Wucht im Schnee aufklatschte.

Der Usurpator setzte nach, bereit, seinem Gegner das Genick zu brechen.

In dieser Sekunde schrie ich und winkte. Ziemlich dumm, ich gebe es zu. Aber da war es auch schon zu spät.

Der gigantische Schädel des Bären schwenkte fast augenblicklich zu mir. Ausgerechnet jetzt musste auch noch die Sonne aufgehen – und das Licht glitzerte anmutig in seinen fiesen Hauern.

Ich machte automatisch einen Schritt zurück, einen zweiten, als auch der Rest des Usurpators zu mir herum schwang.

Der nächste Angriff galt wieder mir, doch da sprang der Wolf ihn zum zweiten Mal an, diesmal direkt an die Kehle. Die Laute gingen mir durch Mark und Bein: Der Usurpator grollte, gurgelte, der Wolf knurrte; beide gingen in einem Knäuel zu Boden.

Ich dachte nicht weiter nach. So schnell wie noch nie legte ich den nächsten Pfeil auf (meinen letzten), hetzte rüber zu den Kämpfenden und zielte auf deren Köpfe.

Ich ließ den Pfeil fliegen und betete, nicht den Wolf zu treffen.

Ein dumpfer Schlag, ein grauererregendes Brüllen, dann tiefste Stille.

Alles hielt den Atem an, inklusive mir.

Nicht der Wolf! Nicht der Wolf! Lass ihn nicht tot sein, dachte ich – und atmete auf, als

sich der schwarze Körper regte und unter der leblosen Masse des Usurpators hervor mühte.

Im Auge des Usurpators steckte, fast wie geplant, mein Pfeil. Er musste ihm direkt ins Hirn gedrungen sein.

Der Wolf sah jetzt noch wilder aus: Sein schwarzes Fell war blutverklebt, von seinem eigenen und dem seines Gegners. Einige Haarbüschel pappten zu Klumpen gebündelt an seiner Haut, andere standen ihm wirr ab. Quer über sein Maul zog sich eine tiefe Wunde, hoch bis zum Auge, das er fest zukniff. Ein Ohr hatte er aufgestellt, das andere hing herab.

Und er schwankte.

Mit dem gesunden Auge fixierte er mich, bohrte seinen Blick in mich hinein. Irgendwie wirkte er wütend. Ich sah mich gezwungen, die Lage zu entschärfen, und piepste ihm ein „Hey!“, entgegen. Dabei winkte ich schwach in seine Richtung.

Das war so in etwa das Dämlichste, was ich je getan hatte. Okay, das mit dem Veddawolf-Jagen war auch nicht gerade das Klügste gewesen. Oder den Usurpator zu übersehen.

Der Wolf schien zu der Erkenntnis gekommen zu sein, dass ich es nicht wert sei, und drehte bei. Schwankend verschwand er im Unterholz.

„Wo willst du denn hin?“, rief ich ihm hinterher. Glück für mich, dass er nicht antwortete, ich wäre vor Schreck gestorben. In meiner Welt konnte man sich nie sicher sein, was die Tiere alles so konnten.

Mit Äpfeln jonglierende, riesige Raupen? Hatte ich schon gesehen.

Bäume, die mit ihren Lianen Seilhüpfen spielten? Auch schon mal entdeckt.

Auf ihren Schwänzen balancierende Dipsaps? Sieht man jeden Tag.

Warum nicht auch sprechende Wölfe?

Ich erschauerte.

Und da stand ich nun: Fips fidel, mit nicht mal einem Kratzer am Leib - die zwei am Rücken durch die Äste zählten nicht -, vor einem toten Usurpator, verlassen von einem Veddawolf.

Was für ein Tag!

Da ich praktisch veranlagt bin, zückte ich mein Messer und zerschnitt den Kadaver. Das Fell war ein Vermögen wert, denn wer jagte schon Usurpatoren? Nur völlige Schwachköpfe.

Das Fleisch mochte ich nicht, es roch komisch. Also ließ ich den Körper nackt und dampfend in der Morgensonne zurück und kämpfte mich nach Hause.

Als ich ankam, war ich erschöpft, aber mit einer Erkenntnis reicher: Nicht jeder tote Wolf war ein guter Wolf. Manchmal konnten auch die Lebenden ganz nützlich sein.

Es vergingen zwei unspektakuläre Tage. Meeha hatte sich vor Freude über meine Rückkehr gleich zweimal bispst, sonst war nichts passiert.

Ich sah keine Spuren mehr im Schnee, obwohl ich nach meinem Wolf – jawohl, mittlerweile war es MEIN Wolf – Ausschau hielt. Ich war beunruhigt, wollte es aber nicht zugeben.

Der Wolf war schwer verletzt. Dank mir, dank dem Usurpator. Wahrscheinlich war er schon mausetot.

Aber stand ich nicht in seiner Schuld? Hätte ich ihn nicht suchen müssen, schon aus Gewissensgründen?

Und dann? Wenn ich ihn gefunden hätte und er wäre noch am Leben?

Ich hatte keine Ahnung.

Also tat ich das, was ich immer machte: nichts. In einer einsamen Berghütte im Schnee ist es ziemlich öde. Ich hatte im Herbst jede Menge Fleischvorräte angelegt, Kartoffeln hatte ich auch noch bergeweise und die Hütte befand sich in einem hervorragenden Zustand. Da blieb

nicht viel zu tun.

Ich schlief also wie immer sehr lange. Dann aß ich sehr langsam. Dann kraulte ich meine Ziege, sehr ausgiebig, bis sie mir ein bisschen Milch gab. Dann trank ich die Milch sehr langsam. Dann machte ich mir einen Tee, in den sich ein Wassergeist verirrt und dann leider mit dem Teeinhalt abhaute, dann fluchte ich ausgiebig, dann machte ich mir wieder Tee... So lief er nun mal, mein Alltag.

Immerhin konnte ich mich mit dem stinkenden Fell des Usurpators beschäftigen und musste das Blut aus meinem Umhang und der Kleidung bekommen. Damit verbrachte ich den Großteil der Nachmittage.

Zwischendurch besuchte mich eine Horde Dipdaps: Sie erinnern mich immer an ganz normale Mäuse, aber es sind Magiewesen – sonst könnten sie sich nicht einfach in Luft auflösen, sobald sie etwas erschreckt. Außerdem haben sie kleine, libellenartige Flügelchen, aber ich hab sie noch nie fliegen gesehen. Ich überlege aber oft, ob sie nicht einfach unglaublich schnell fliegen können, quasi einen Blitzstart hinlegen, so dass es nur aussieht, als könnten sie sich in Luft auflösen.

Die Dipdaps bringen immer ziemlich viel Leben und Chaos in die Bude. Ich freue mich, wenn sie kommen, bin aber auch unfassbar erleichtert, wenn sie wieder weg sind. Meine Hütte sieht danach immer aus, als hätte eine Truppe Usurpatoren ein Rock-Festival darin gefeiert.

Ich war gerade mal wieder dabei, mich wegen meiner Einsamkeit selbst zu bedauern, als es passierte: Am Abend des dritten Tages nach dem Kampf tauchte er plötzlich zwischen den Bäumen auf. Mein Wolf.

Er bewegte sich ohne jede Eleganz. Jedes Zucken seiner Muskeln schrie vor Schmerzen. Zwei Schritte schaffte er es hinter die Bäume, dann sackte er im Schnee vor meinem Haus zusammen.

Ich ließ vor Schreck die Keramiktaße fallen, was sehr ärgerlich war, denn ich hatte nur eine. Sie zersprang in tausend Einzelteile, aber das registrierte ich erst hinterher. Meeha kreischte, verwandelte sich blitzartig in ein Meerschweinchen und flüchtete unter den nächsten Trog. Die Ziege meckerte nur gelangweilt.

Durch das Milchglas hindurch beobachtete ich, wie der Wolf versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Er schaffte es nicht. Den Seufzer, als er sich wieder zurücksinken ließ, hörte ich bis hierher. Dann blieb er einfach reglos liegen.

Tja, Aeri? Was jetzt?

Heldin oder Memme? Verarzten oder erschießen?

Ich entschied mich erst einmal für das Auskundschaften. Hastig zog ich mir die Lederstiefel an, bewaffnete mich mit meiner Machete und ging hinaus.

Es roch nach Schnee.

Mit einem Hüpfen von der Veranda versank ich in der weißen Pampe und watete vorsichtig zu dem gestrandeten Riesen hinüber. Der lag auf dem Bauch, die Hinterpfoten von sich gestreckt, sein Kopf ruhte auf den Vorderpfoten. Hätte er nicht so schrecklich gewinselt, hätte es fast gemütlich ausgesehen.

„Hey, Wolf!“, begrüßte ich ihn mit piepsiger Stimme. Er hob den Kopf und fixierte mich. Das kaputte Auge war jetzt vollständig zugeschwollen, das andere tränkte.

Aber in diesem einen Blick sah ich die Wahrheit: Dieses Tier war nicht gefährlich, nur verletzt. Sehr schwer verletzt.

„Es tut mir leid!“, sagte ich aus tiefster Seele und ließ die Machete in den Schnee fallen. „Ich dachte, du wolltest mich fressen.“ Er knurrte leise. Ich zuckte mit den Schultern. „Mein Irrtum. Entschuldige.“

Dann hockte ich mich neben ihn, um die Wunden genauer zu begutachten.

Meine Pfeile steckten noch: Einer in der Brust, der andere rechts außen, kurz hinter den Vorderpfoten. Zwei ziemliche Treffer, dachte ich nicht ganz ohne Stolz.

Ich stupste einen Pfeil vorsichtig an, augenblicklich sträubten sich dem Wolf alle Haare und er schnappte nach mir, verfehlte mich aber. Ich brachte mich mit einem Hocksprung in Sicherheit und starrte ihn böse an.

„Hey!“, beschwerte ich mich. „Wenn ich dir helfen soll, dann darfst du mich nicht beißen, kapiert?“ Er knurrte wieder, aber der Laut ging in ein Winseln über. Ich nahm das mal als Ja.

Die nächste Herausforderung: Bring den halbtoten Riesenwolf in die Hütte. Zehn Meter konnten echt weit sein.

Wir brauchten den gesamten Abend und die halbe Nacht, bis er endlich auf meiner Veranda lag. An dieser Stelle war klar: Mein Wolf würde heute nirgendwo mehr hingehen. Er war ohnmächtig.

Leider war es zu dunkel, als dass ich irgendwelche Doktor-Spielchen gewagt hätte. Und ohne seine Mithilfe bewegte ich den schweren Körper keinen Millimeter.

Also ging ich rein, holte das halbwegs gesäuberte Usurpatorenfell und deckte ihn damit sorgfältig zu. Dann legte ich mich schlafen in der Hoffnung, den Wolf am nächsten Morgen noch lebend vorzufinden.

In dieser Nacht besuchte mich zum ersten Mal kein einziger Geist. Der Riesenwolf auf meiner Veranda hatte sie vertrieben – und das war wohl das Unheimlichste überhaupt.

Kapitel 2 – Die Heilung

Ich musste tatsächlich eingenickt sein, denn als ich das nächste Mal ein Auge öffnete, war die Nacht verschwunden. Die Sonne war zwar noch nicht aufgegangen, aber durch die Holzritzen meiner Hütte drang diffuses Morgenlicht: Es war noch nicht hell, aber nicht mehr ganz dunkel.

Etwas hatte mich geweckt, war tief in mein Unterbewusstsein gedrungen und hatte mich alarmiert. Ein Geräusch. Aber was für eins?

Dann wiederholte es sich: Ein schreckliches, langgezogenes Stöhnen, eine Mischung aus Grollen und Winseln.

Der Wolf.

Wow. Ich hatte es tatsächlich geschafft, den Veddawolf auf meiner Veranda aus meinen Gedanken zu verdrängen. Reife Leistung. Jetzt brachte er sich stöhnend wieder in Erinnerung.

Ich blieb noch zwei Sekunden liegen, atmete mein altes Leben ein, denn ich spürte: Wenn ich jetzt auf meine Veranda trat und den Wolf hereinbat, dann war das die entscheidende Veränderung, auf die ich schon so lange gewartet hatte.

Ich hatte zwar Meeha, meinen Kampfdackel, und die Elementargeister als Gesellschaft. Aber sie waren in meinen Augen eigentlich nichts anderes als... Tiere. Tiere, die einfach so bei mir waren.

Der Wolf dort draußen war hingegen etwas völlig anderes. Er war kein Tier, auch kein Zauberwesen wie Meeha. Er dachte, er fühlte, er verteidigte, er begriff ganz anders.

Das hatte ich in seinen Augen gesehen.

Er war ein Stück weit menschlicher als alles, was mir in den letzten Jahren, nein, dem letzten Jahrzehnt hier im Wald begegnet war.

Ich gab mir noch zehn weitere Sekunden, um die Veränderung in mich aufzunehmen, mich darauf zu freuen und mich zu fürchten. Dann stand ich auf, zog mich an und trat ohne weiteres Zögern auf die Veranda hinaus.

Und da lag er, noch genauso, wie ich ihn zurückgelassen hatte, nur hatte er jetzt das gesunde Auge geöffnet und starrte mich an. Er hechelte wie zur Begrüßung, dann winselte er wieder und – ich schwöre es – er sah mich vorwurfsvoll an.

„Was starrst du so?“, erwiderte ich und hockte mich neben ihn. „Du bist in Ohnmacht gefallen. Allein konnte ich dich nicht rein tragen, also hör auf, mich mit Blicken zu erdolchen. Dass du einen kalten Arsch bekommen hast, dafür kann ich nichts!“ Ein Grollen antwortete mir.

Ich zerrte die Decke von seinem Fell. Sie war feucht, von Schweiß, Blut und Sabber durchtränkt.

„Komm hoch!“, sagte ich zu ihm. „Drinne ist es wärmer!“

Ich weiß nicht, wie ich ihn durch die Tür bekam, es dauerte auf jeden Fall höllisch lange. Er schaffte es, sich zehn Zentimeter in die Höhe zu stemmen, das war dann aber auch schon alles. Ich stützte, schob und zerrte an ihm, bis er zumindest auf meinem Eingangsteppich zusammenbrach, den langen, buschigen Schwanz noch draußen, ebenso wie beide Hinterpfoten.

Aber, immerhin, er lag auf meinem Teppich. Ich packte zwei Zipfel und zog so fest ich konnte. Acht Zentimeter weit!

Schnaufend ließ ich den Teppich los, trat über den Wolf hinweg und packte meinen provisorischen Türgriff. „Schwanz einziehen!“, sagte ich und er tat wie geheißen. Danach schloss ich die Tür – und der Wolf war in meiner Hütte eingesperrt.

Ich wurde ganz ruhig.

Mit Verletzungen kannte ich mich aus. In den letzten Jahren hatte ich mir selbst so manche zugefügt. Ich bin nicht immer die Geschickteste, was Holzhacken, Möhrenhacken oder Beethacken angeht. Generell ist alles, was mit Hacken zu tun hat, potenziell gefährlich für mich.

Dass ich meine Hack-Ungeschicklichkeiten überlebt habe, verdanke ich meinem Geschick im Nähen. Haut zusammennähen ist eine meiner leichtesten Übungen.

Aber erst mal mussten die Pfeile raus.

Neben mir rumpelte es und ich fuhr erschrocken herum. Die Ziege! Sie war vor Schreck einfach umgefallen, lag auf der Seite und zitterte. Ihre riesigen Augen glänzten panisch, waren wie hypnotisiert auf den Wolf im Vorderraum gerichtet.

Ich konnte sie gut verstehen. Das schwarze Ungetüm sah wirklich zum Fürchten aus.

Mein Blick huschte durch die Hütte auf der Suche nach Meeha, aber ich sah sie nicht. Sie hatte sich vermutlich zwischen irgendwelchen Ritzen in Sicherheit gebracht und wartete erst einmal ab. Die Ziege konnte das leider nicht.

Da sie für mich ziemlich wertvoll war, ging ich zu ihr und stellte sie wieder auf ihre zitternden Hufe. Ich redete auf sie ein, doch sie wich nach hinten weg, soweit es ihre Kette erlaubte.

Sie würde sich schon noch an den Wolf gewöhnen, dachte ich, tätschelte sie und ließ sie dann in Ruhe.

Stattdessen bewaffnete ich mich mit einem Messer, einer Zange, Lappen, heißem Wasser, Nadel und Faden und einem Strick und kehrte zum Wolf zurück. Der hatte mich die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen.

„Es ist soweit!“, informierte ich ihn kühl. „Die Pfeile müssen raus!“

Und noch ehe er reagieren konnte, schlang ich ihm das Seil ums Maul. Er legte sofort die Ohren an und ruckte mit dem Kopf herum. Seine blauen Augen funkelten wütend im Dämmerlicht.

„Hör auf, dich zu wehren! Du beißt mich sonst!“ Er sträubte sich gegen meinen Griff, aber ich ließ das Seil nicht los. „Ich verspreche dir, ich mach das Seil sofort wieder los, sobald die Pfeile draußen sind. Ehrenwort!“

Und tatsächlich: Dieses eine Wort wirkte. Er erschlaffte und ließ es zu, dass ich sogar seine Vorderpfoten mit dem anderen Ende des Seils verknotete. Jetzt wirkte er noch armseliger, aber das sagte ich natürlich nicht laut.

Auch ein Veddawolf hat Gefühle.

Ich inspizierte vorsichtig den Pfeil in der Seite. An den kam ich am besten heran, sozusagen eine Aufwärmübung für den schwierigeren Teil. Der Pfeil steckte bestimmt fünf Zentimeter im Fleisch, schabte vermutlich an den Rippen. Es musste höllisch weh tun.

„Ich muss dir ein paar Haare abschneiden!“, kündigte ich an und wartete gar nicht erst auf eine Reaktion. Stattdessen rasierte ich vorsichtig mit dem Messer die Einstichstelle frei. Keine leichte Aufgabe. Das Fell war völlig verklebt.

„Jetzt schneide ich die Wunde ein bisschen auf. Das tut jetzt weh!“ Dann ging alles ganz schnell. Ich schnitt, der Wolf zuckte, wirbelte herum, zuckte wieder – und brach dankenswerterweise zusammen. Für die nächsten fünf Stunden konnte ich an ihm herumdoktern, wie ich wollte. Er kam nicht wieder zu sich.

Ich schabte die Wunde aus, begutachtete sie und entschloss mich, sie zusätzlich noch auszubrennen. Sicher war sicher. Anschließend nähte ich, klatschte Wundkräuter auf die Narbe und verband die Stelle. Oder zumindest versuchte ich es: Da ich noch nie einen ohnmächtigen Wolf verbunden hatte, stellte ich mich dabei ziemlich ungeschickt an. Aber es musste ja nicht schön aussehen, es musste nur halten.

Bevor es an den anderen Pfeil ging, schnaufte ich kurz durch. Das war auch bitter nötig, denn ich zerrte danach fast eine halbe Stunde am Wolf herum, bis ich ihn in einer geeigneten Position liegen hatte. Schnell rasiert, Wunde aufgeschnitten, Pfeil raus und so fort. Das dauerte fast zwei Stunden.

Als diese Arbeit erledigt war, meldete sich mein Magen. Natürlich, ich hatte ja noch kein Frühstück gehabt. Der Wolf sah allerdings so armselig aus, dass ich ihn nicht allein lassen wollte.

Also versorgte ich erst noch seine völlig lädierte Schnauze und wagte mich auch an sein verletztes Auge heran, gab aber auf. Es war völlig zugeschwollen. Ich packte zwar eine Mischung aus Heilkräutern und Lehm darauf, hatte aber keine Ahnung, ob das etwas half. Zur Sicherheit wickelte ich ein bisschen Mull drum herum, um es vor Keimen zu schützen.

Weil ich schon mal dabei war, zog ich ihm noch an die zwanzig blutsaugende Käfer, schnitt seine Krallen (ich frage mich bis heute, wie ich auf die Idee kam) und puhlte ihm mehrere Äste aus dem völlig verstrubbelten Fell.

Und dann, ganz plötzlich, war ich fertig mit ihm. Klar. Ich hätte mich noch um sein Fell kümmern können und es gab noch jede Menge Schönheitskorrekturen, aber das Schlimmste war erledigt.

Ich streckte meinen verkrampften Rücken und stand auf. Dem Licht und meinem Hunger nach zu urteilen, musste es früher Nachmittag sein.

Die nächsten zwei Stunden beschäftigte ich mich damit, eine Suppe zuzubereiten – mit viel Fleisch. Ich bemühte mich, dem Wolf ein paar Löffel davon einzuflößen, aber das Tier schluckte nicht. Kein gutes Zeichen.

Dann versuchte ich, Meeha unter dem Schrank hervorzulocken, hatte aber selbst mit Möhren keinen Erfolg. Weil sie aber bestimmt hungrig sein musste, schob ich ihr eine unter den Schrank. Wenn sie schon Angst hatte, sollte sie nicht auch noch hungern.

Als es Sekunden später unter dem Schrank knurspelte, war ich erleichtert. Meeha lebte also noch. Gut.

Die Ziege verschmähte allerdings alles, was ich ihr reichte. Sie hatte vor Schreck ihren kompletten Darm entleert und es stank fürchterlich, ansonsten rührte sie sich nicht.

Nach zwei weiteren Stunden begann ich, mir ernsthafte Sorgen zu machen. Ich überprüfte ständig, ob der Wolf noch atmete, was er zwar tat, aber nur ganz flach. Die Ohnmacht hielt ihn weiter gefangen.

Ich verließ die Hütte nur, um mich zu erleichtern und Holz zu holen. Da dämmerte es draußen schon und der Wald lag still und unheimlich da. Keine Geister weit und breit. Die Anwesenheit des Wolfes hatte sie alle in die Flucht geschlagen.

Das hatte natürlich auch Vorteile: Die Suppe verdünnsierte sich ausnahmsweise mal nicht, davongetragen von einem Wassergeist. Es war aber auch schwieriger, Feuer zu machen. Normalerweise halfen mir die kleinen Feuerteufel dabei. Ein Funke genügte, schon tanzte eine muntere Schar um mich herum und heizte dem Holz ein. Diesmal brauchte ich fast eine halbe Stunde, um die wie immer leicht feuchten Äste zum Glühen zu bringen.

Ich hatte gar nicht bemerkt, wie häufig die Geister mir halfen. Hoffentlich kehrten sie zurück, sobald sie sich an den Wolf gewöhnt hatten.

Dieser rührte sich immer noch nicht.

Die Stunden quälten sich dahin. Ich war irgendwann sogar so weit, mich mit meinen verlorenen Pfeilen zu beschäftigen. Ich hasse es, neue anzufertigen. Wenigstens musste ich mich konzentrieren, das lenkte mich davon ab, ständig nervös auf und ab zu gehen. Es ist ziemlich aufregend, einen sterbenden Wolf auf seiner Türschwelle liegen zu haben.

Eigentlich ist die Türschwelle auch gleichzeitig mein Wohnzimmer, denn meine Hütte ist winzig. Eine Binsenmatte bedeckt den Boden an der Tür, dahinter steht mein heiß geliebter Sessel, aus einem gigantischen Holzstamm geschnitzt und mit mehreren Lagen Fell ausgepolstert.

Rechts von ihm steht ein wackeliger Holztisch, auf ihm stapeln sich alle meine Besitztümer: Geschnitzte Teller und Tassen, die Messer aus Stein und Granit und zwei Kupfertöpfe, die mich mein Ersparnis von drei Jahren gekostet hatten.

Unter dem Tisch schlafe ich: Zwischen zwei Fellen habe ich etwas Stroh gestopft, sozusagen als Matratze. Darauf liegen weitere Felle als Decken und Kissen. Mehr brauche ich nicht. Ich könnte auch auf Stein schlafen: Härte bin ich gewohnt.

Gegenüber meiner Türschwelle befindet sich der Kamin mit dem Abzug. Er ist das einzige in meiner Hütte, das vollständig aus Stein besteht.

Hier koche ich auch, deswegen hängt hier mein einziger Kessel.

Ansonsten habe ich nur noch einen alten Kleiderständer, an dem wirklich alle meine Sachen aufgehängt sind – ich hab ja nicht viel. In dem alten, verrotteten Schrank ist deshalb auch nichts drin, da schlafen nur die Dipdaps, wenn sie mal zu Besuch sind. Meeha schläft unter dem Schrank.

Wenn ich jemals Besuch hätte, würde die Besichtigungstour meines Heims ziemlich schnell erledigt sein.

Ich war gerade bei meinem fünften neuen Pfeil angekommen, da bemerkte ich eine Bewegung aus dem Augenwinkel. Mein Herz machte einen hoffnungsvollen Hüpf, wurde aber enttäuscht: Es war nur Meeha, die vorsichtig unter dem Schrank hervorgekrochen kam und sich in einem Meter Abstand vor den Wolf hockte.

Sie starrte das schwarze Monster an, als wolle sie es Kraft ihrer Gedanken wegbrennen. Dann stand sie abrupt auf, verwandelte sich blitzschnell vom bunt gepunkteten Meerschweinchen in einen gelb-schwarz gestreiften Dackel, drehte sich um, hob ein Bein ...

„Meeha!“, kreischte ich empört, aber es war zu spät. Sie hatte den Wolf markiert. Mit hoch erhobenem Schwanz stolzierte sie auf mich zu, ihre Schnurbartaare zitternd vor Empörung, und strich mir um die Beine. Dann legte sie sich auf ihren Lieblingsplatz vor dem Feuer, als sei nie etwas passiert. Sie wirkte ziemlich zufrieden mit sich.

Ich starrte den Wolf an, rechnete damit, dass er aufwachen und sich wutentbrannt auf Meeha stürzen würde. Und was dann? Zu unser aller Glück rührte er sich nicht.

Achselzuckend setzte ich mich neben Meeha, zog sie auf meinen Schoß und quälte mich weiter mit den Pfeilen herum. Mein kleines Wechselwesen schnurrte zufrieden.

Und dann, völlig unerwartet, tauchte endlich auch der erste Feuergeist in meinem Kamin auf. Ich lächelte still vor mich hin.

Die nächsten Tage gestalteten sich noch zäher als sonst. Zu meiner Langeweile gesellte sich eine bohrende Unruhe, nur unterbrochen von jähler Angst. Ich sorgte mich schrecklich um den Wolf.

Ich konnte ihm quasi beim Abmagern zuschauen.

Die Wunden sahen gar nicht mal so schrecklich aus, sie verheilten sogar ganz gut. Aber der Wolf hatte viel Blut verloren und wachte nicht auf.

Fast jede Stunde versuchte ich, ihm Wasser, Brühe oder Kräutersud einzuflößen, aber die Flüssigkeit lief einfach ungeschluckt aus seinem Maul heraus.

Außerdem hatte er Fieber, zumindest nahm ich das an. Er schwitzte heftig.

Selbst die Geister schienen ihn nicht mehr als Gefahr einzuschätzen, sie turnten sogar auf ihm rum. Manchmal hatte ich sie im Verdacht, ihn als Mutprobe zu benutzen. Der erste Geist, der sich auf ihm niederließ, war ein Luftgeist gewesen: Er hatte zwei seiner Nackenhaare verknötet und war dann kreischend davon gesaut. Aus dem Feuer kamen Geräusche, die sich verdächtig nach Applaus anhörten.

Ab da hatte mein Wolf ständig irgendeinen Geist im Fell. Ein Feuergeist hatte ihm sogar einige Haare verschmort und ich musste sie abschneiden.

Es war echt anstrengend.

Doch dann wurde der Wolf unruhig. Ich nahm es erst als gutes Zeichen – vielleicht

wachte er ja auf? – aber das war es leider nicht. Stattdessen zuckte er, drehte und wand sich, würgte.

Es wurde so schlimm, dass ich ihn fesseln musste. Er hätte sich die Wunden sonst wieder aufgerissen.

Doch das Ergebnis war auch nicht viel besser: Von da an kämpfte er eben gegen die Fesseln, sträubte sich, knurrte, jammerte, warf sich herum – und verbrauchte wertvolle Energie.

Die Geister hielten wieder Abstand.

Am fünften Tag war ich mit meinen Nerven so runter, dass ich mir tatsächlich wünschte, es würde endlich mit ihm zu Ende gehen. Er quälte sich so schrecklich... musste ich ihn da nicht erlösen? War das nicht sogar meine Pflicht?

Wenn er ein ganz normaler Hund gewesen wäre, ich hätte nicht gezögert. Aber er war kein normaler Hund. Und einem Menschen hätte ich ja auch nicht einfach so die Kehle durchgeschnitten.

In dieser Nacht rechnete ich damit, dass er jeden Moment starb. Er keuchte nur noch bei jedem Atemzug – und er stank nach Tod. Ich konnte mir nicht erklären, was los war.

Die Wunden sahen gut aus! Warum starb er trotzdem?

Ein Wassergeist gesellte sich zu mir, verkleidet als Wassertropfen, etwa so groß wie mein Auge. Er schwebte zitternd neben meinem Kopf, während ich neben dem riesigen Wolf auf dem Boden hockte und seine Ohren streichelte. Das beruhigte ihn immer ein bisschen.

Selbst Meeha saß neben uns, kein bisschen angriffslustig. Auch sie schien zu spüren, dass es zu Ende ging. Es war eine merkwürdige Stimmung.

Ich kämpfte mit den Tränen und verlor den Wettstreit. Seit Tagen hatte sich der Klumpen in meinem Magen vergrößert, würgte mich immer mehr. Es wäre schön gewesen, den Wolf ein bisschen besser kennenzulernen, immerhin hatte er mir das Leben gerettet. Und es war meine Schuld, dass er sich jetzt so quälte.

Eine besonders dicke Träne kullerte über meine Wange und wurde dabei immer riesiger, weil sich ein Wassergeist in sie hineingestürzt hatte. Immer mehr Wassergeister versammelten sich um mich, fasziniert von dem, was aus mir heraus kullerte. Ich hatte noch nie geweint, nicht, seitdem ich in dieser Hütte festsaß. Die Geister staunten.

Der schwebende Wassertropfen neben meinem Kopf setzte sich plötzlich in Bewegung. Ich hatte damit gerechnet, dass er in den Strom meiner Tränen eintauchen würde, stattdessen hielt er zielstrebig auf das Maul des Wolfes zu. Die anderen Geister schienen die Luft anzuhalten, ebenso wie ich.

Mit einem Platsch quetschte sich der Geist an den Zähnen des Wolfes vorbei, spazierte in sein Maul – und verschwand.

Eine Minute, zwei, drei vergingen, nichts passierte.

Der Wolf hatte den Wassergeist verschluckt! Oder, besser gesagt: Der Wassergeist hatte sich vom Wolf verschlucken lassen.

Etwas machte Klick in meinem Hirn.

Ich sprang auf, rannte zu meinem armseligen Kräuterbündel und zupfte daran herum. Grünblüte gegen Übelkeit, Sanftmut gegen Entzündungen, Orangenkraut gegen Fieber. Ich zerstampfte alles so klein wie möglich, schüttete mir die Kräuter in die Hand und hockte mich wieder neben den Wolf.

„Bitte, ihr Süßen! Tragt es in ihn rein!“, bat ich. Und tatsächlich. Ein Wassergeist formte sich aus einer noch nicht getrockneten Tränenspur auf meiner Wange, schwebte zu meiner Hand und wählte sorgfältig fünf zerstampfte Kräuter aus. Dann quetschte es sich zwischen den Wolfszähnen durch.

Ich hoffte, dass ich es nicht in den Tod schickte.

Ein zweiter Geist schloss sich an, giggelnd diesmal. Es klang wie leise Regentropfen auf meiner Veranda, ein wirklich hübsches Geräusch. Er verschwand in der Nase, kam aber sofort wieder raus und nahm den richtigen Eingang. Dann folgte ein Strom blubbernder Wassergeister. Sie alle nahmen ein oder zwei Kräuter und verschwanden damit im Inneren des Wolfes.

Plötzlich krümmte sich der Wolf, aufgehalten durch die Fesseln. Er winselte, zuckte – und riss die Augen auf. Beide Augen!

Ich brach vor Erleichterung wieder in Tränen aus und musste noch mehr lachen, als sich die Geister auf ganz andere Weise aus dem Inneren des Wolfes verabschiedeten. Hier hatte ich meinen Beweis: Die Geister konnten tatsächlich die Gestalt verändern. Sie waren als Wassergeist in den Wolfsrachen gekrochen, kamen aber als Luftgeister wieder heraus. Der Wolf entließ sie nämlich mit einem gewaltigen Rülpsen aus seinem Inneren. Jubelnd sausten sie durchsichtig an meinem Ohr vorbei.

Ich lachte, bis mir wieder die Tränen kamen und ein Meer aus Wassergeistern auf meiner Haut badete.

Es war das schönste Gefühl auf Erden.

Der Wolf machte derweil große Augen.

Ich brauchte eine ganze Weile, um mich zu beruhigen. Der Wolf gab mir die Zeit, ehe er deutlich machte, dass er jetzt genug von Fesseln hatte. Er knurrte böse.

Ich entknotete sie und erklärte ihm die Situation: Dass er sehr krank gewesen sei, dass er sehr lange hier lag, fast sechs Tage lang, und dass ihm die Geister das Leben gerettet hatten. Er hörte aufmerksam zu, als verstünde er jedes Wort. Und so war es wohl auch.

Er warf einen spähenden Blick in die Runde, als suche er nach den Geistern. Er erblickte einige von ihnen im Feuer – und nickte ihnen dann huldvoll zu. Von da an konnte er sich vor begeisterten Geistern nicht mehr retten. Sie verknoteten ihm das Fell, ertränkten seine Haare und verkohlten seine Krallen. Er ließ alles geduldig über sich ergehen, denn offenbar wussten auch Veddawölfe es zu schätzen, wenn man ihnen das Leben rettete.

Kapitel 3 – Der Name

„Schluss jetzt, lasst ihn mal in Ruhe!“ Ich scheuchte die aufgeregte Meute von ihrem Opfer rüber ins Feuer. So viele Geister hatte ich noch nie in der Hütte gehabt. Dass sie mit einem Veddawolf spielen durften, hatte sich offenbar rumgesprochen.

Der Wolf warf mir einen dankbaren Blick zu und ließ die Schnauze wieder auf die Pfote fallen. Er lag seit gut einer Woche vor dem Feuer und heilte vor sich hin. Sein Appetit ließ noch zu wünschen übrig, aber er trank dafür genug. Trotzdem sah sein Fell stumpf aus, die Knochen staken daraus hervor.

Ich war gerade von der Jagd zurückgekommen und hängte meinen Köcher und den Bogen neben die Tür. Es war unfassbar warm in der Hütte. Kein Wunder, bei so vielen Geistern.

Die Frostgeister verschwanden aus meinem Atem und verwandelten sich vermutlich gerade in eine andere Art.

Verrückt, dass ich ausgerechnet durch den Rülpsen eines Wolfes die Antwort auf eine Frage fand, die ich mir seit zehn Jahren stellte: Die Geister verwandelten sich genauso wie Meeha, nur nicht so offensichtlich.

Seit der Wolf bei uns lebte, hing Meeha in Form einer Fledermaus an der Decke. Diese Form war neu, aber ziemlich effektiv. Sobald der Wolf sie schief anguckte, stolzierte sie an der Decke zu ihm rüber, zielte genau ... und ließ einen stinkenden Schiss auf ihn fallen.

Jaja. Der Wolf hatte es ziemlich schwer in meiner Hütte.

Seit zwei Tagen hatte Meeha aber Mitleid mit ihm und ließ ihn in Ruhe. Das lag vielleicht auch daran, dass sie pro Schiss eine Möhre weniger von mir bekam. Eine recht effektive Strafe.

„Wie geht's dir?“, fragte ich den Wolf, während ich mir mühsam die Stiefel von den Füßen zog. Natürlich antwortete der Wolf nicht – wie denn auch? – und ich plapperte einfach weiter: „Ich hab ein ziemlich mageres Kaninchen erwischt. Aber du frisst ja eh noch nicht viel. Aber der Schnee wird weniger, dafür werden die Tiere immer gereizter. Mich hätte fast ein Schwarm Knarzis angefallen!“

Ich hatte keine Ahnung, ob die Knarzis wirklich Knarzis hießen, war mir auch egal. Ich hatte die riesigen Insekten irgendwann so getauft, weil sie beim Fliegen wie knarzende Äste klangen. Außerdem wollte ich nicht ständig in Gedanken zu ihnen „Die fliegenden Viecher“ sagen. Der Name „Knarzi“ klang zwar niedlich, das waren die Insekten aber keineswegs. Sie waren ziemlich gefährlich, erst recht im Schwarm.

Der Wolf legte den Kopf schief, als wolle er fragen: Knarzis? Meine Gedanken hüpfen aber schon wieder weiter. „Und ich habe eine Baumwurzelknolle gefunden. Tada!“ Ich hielt sie triumphierend hoch. Der Wolf musterte mich und die Knolle eindringlich. „Die sind richtig lecker!“

Also gab es Kaninchen mit Baumwurzelknolle. Der Wolf fraß etwas von der Knolle, verschmähte aber das Fleisch. Hatte ich etwa einen weiteren Vegetarier durchzufüttern? Das war kaum vorstellbar.

Aber was wusste ich denn schon über Veddawölfe? Er hatte mich ja auch nicht gefressen.

Und so plapperte ich den ganzen Tag durch. Es tat gut, jemanden zum Reden zu haben. Meeha hatte mir immer das Gefühl gegeben, gar nicht zuzuhören. Sie war eben ein Tier und verstand nicht, was ich sagte. Bei dem Wolf war das anders: Er tat zumindest so, als würde er mir zuhören. Ab und zu brummte er mal, als würde er zustimmen, und das reichte mir schon.

Ich war mir zu zweihundert Prozent sicher, dass er mich verstand. Er hatte so eine Art, den Kopf schief zu legen und mich zu mustern. Oder er schnaufte an genau den Stellen, an denen ein Mensch „Ach ja?“, sagen würde. Zumindest stellte ich mir das so vor.

Also plapperte ich, denn ich hatte ein Jahrzehnt aufzuholen, in dem mir niemand zugehört

hatte. Ich erzählte von Knarzis, Quieks und Murpfel. Und wenn ich still war, stupste er mich an. Ganz sanft. Also erzählte ich weiter. Bis ich plötzlich verstummte.

Wir saßen zusammen neben dem Feuer. Ich im Schneidersitz, er mal wieder mit dem Kopf auf der Pfote, der Länge nach ausgestreckt. Wenn er so lag, nahm er mehr als die Hälfte meines Zimmers ein. Die Hütte maß schließlich höchstens zwanzig Quadratmeter – und er war echt mal ein mächtiges Wesen.

Sobald ich verstummte, schnellte sein Kopf hoch, er sah mich aufmerksam an. Ich ließ das Seil sinken, an dem ich rumgefummelt hatte, und starrte ins Feuer.

Der Wolf stupste mich. Stupste mich wieder, diesmal etwas fester. Sein riesiger Kopf schwang in mein Blickfeld, seine Augen suchten meine. Er wartete.

„Ich kann dich nicht immer Wolf nennen!“, sagte ich in die entstandene Stille hinein. Dann: „Du brauchst einen Namen!“

Er seufzte – ähnlich wie ein Niesen, nur viel tiefer. Dann streckte er sich entspannt wieder aus, als wolle er sagen: Achso, wenn es sonst nichts ist ...

Ich kniff ihn, er grollte.

„Jetzt sei doch nicht so! Du hast bestimmt einen Namen. Ich will dir keinen neuen geben, wenn du schon längst einen hast! Wir machen das so: Ich geh das Alphabet durch. Sobald ich einen Buchstaben nenne, der in deinem Namen vorkommt, schnaufst du. Okay? Wir fangen mit dem Anfangsbuchstaben an!“

Wir musterten uns. Er zweifelnd, ich aufgeregt.

„Also... A...“

Er schnaufte.

„Dein Name fängt also mit A an.“

Er schnaufte wieder.

„Gut. Jetzt der zweite Buchstabe. A...“

Er schnaufte. Ich trat ihn.

„Das ist ernst! Namen sind wichtig!“

Da schnellte er hoch und starrte mich so intensiv an, dass ich unruhig wurde. Dann dämmerte es mir. „Oh!“, hauchte ich. „Ich hab dir meinen noch gar nicht verraten! Aeri heiße ich. Aeri, mit einem ganz weichen „R“. Und der Kampfdackel Schrägstrich die Kampffledermaus da an der Decke ist Meeha.“

Der Wolf blickte automatisch zur Fledermaus hoch. Er verstand mich also wirklich, jedes einzelne Wort.

War mir das unheimlich? Erstaunlicherweise nicht. Ich freute mich stattdessen.

„Ich bin ein Mensch!“, stellte ich noch einmal klar. „Aber was du bist... da bin ich mir nicht sicher. Kein normaler Wolf jedenfalls. Falls du sprechen kannst, wäre das jetzt der Zeitpunkt.“ Er legte nur den Kopf schief. „Jetzt weißt du also, wie ich heiße. Also weiter zu deinem Namen.“

Am Ende des Abends war ich aus seinem Namen nicht ganz schlau geworden. Er hätte A-a-r-w-l-y-k-w-l heißen. Klang wie ein Gnom oder so.

„Du kannst unmöglich Aarwlykwyl heißen. Wirklich nicht. Du verarscht mich! Wenn du mir nicht ernsthaft antwortest, nenn ich dich Bob. Also, Bob... ich warne dich. Her mit deinem wahren Namen.“

Da gab er auf und buchstabierte mir brav seinen Namen. Keelin, hieß er. Mit zwei „E“, gesprochen Ke-elin. Ein guter Name für einen Wolf. Auf jeden Fall besser als Bob.

„Also, Keelin, jetzt wo ich weiß, wie du heißt, möchte ich dir etwas anvertrauen.“ Sofort spitzte er die Ohren. „Keelin. Du stinkst! Du brauchst ein Bad!“, sagte ich feierlich. Er jaulte beleidigt, ich stand auf.

Er konnte mittlerweile aufstehen und ein paar Schritte machen, mehr aber auch nicht. Erst einmal musste daher eine Katzenwäsche reichen. Ich schnappte mir den für diesen Zweck bereits mit Wasser gefüllten Kessel und hängte ihn über das Feuer. Keelin musterte mich argwöhnisch. Sobald das Wasser nicht mehr eiskalt war, schüttete ich es einfach dem fassungslosen Wolf über den Kopf. Dann zückte ich meinen alten Kamm, der aus den Rückgratknochen eines Hasen bestand, und begann damit, die völlig vertüddelten Haarsträhnen zu entwirren. Ein mühsames Unterfangen.

Es dauerte bis zum Frühjahr, bis mein Wolf endlich nicht mehr so aussah, als sei der Blitz in ihn gefahren. Und etwa so lange dauerte es auch, bis er wieder einigermaßen sicher auf den Beinen war.

Er war ziemlich zäh, das musste man ihm lassen. Die ersten Wochen kämpfte er sich jeden Tag auf die Füße und stakste mit steifen Beinen in der Hütte auf und ab. Zwei Schritte bis zur einen Wand, vier Schritte zur nächsten, dann eine Drehung, bei der er am Anfang immer umknickte, dann wieder zurück.

Es machte mich wahnsinnig und ihn nach und nach stärker.

Irgendwann folgte er mir nach draußen zum Holzhacken, dann sogar ein Stück weit hinein in den Wald, aber sobald seine Beine zitterten, setzte er sich und wartete, bis ich zurück war.

Einmal schaffte er es bis zum Bach, aber da ging er nie wieder mit mir hin. Ich hatte nämlich versucht, ihn hineinzuziehen. Zu meiner Verteidigung: Er stank unfassbar nach Krankheit, als hätte sich der Fiebermief in seinem Fell eingenistet. Bevor ich ihn aber ins Wasser ziehen konnte, entkam er mir in letzter Sekunde und mied seitdem die Richtung.

Dreckiger, kleiner Wolf. Aber ich erwischte ihn schon noch.

Als der letzte Schnee auf den Bäumen weggetaut war, stand er endlich ohne Zittern, ohne Schnaufen neben mir, bereit, mit mir durch die Wälder zu streifen.

Das war ein wunder Punkt in meiner Seele:

Mir war in den letzten Wochen aufgefallen, dass er immer wilder wurde, je häufiger er mit mir draußen war. Das Tier schien in ihn zurück gekrochen zu sein, das sah ich an seinen Augen, diesem wilden Blick und den zuckenden Knochen.

Ich war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte. Er blieb bei mir, machte keine Anstalten wegzugehen. Aber er kommunizierte auch nicht mehr mit mir wie am Anfang. Ich bezweifelte, dass er mir in diesem Zustand seinen Namen hätte buchstabieren können.

Seltsam.

Aber trotz dieses Rückschrittes war er immer noch ein treuer Kamerad, bei dem ich mich wohl fühlte und der trotz allem weniger Tier war als der Rest um mich herum – und mit dem ich jederzeit einen Waldspaziergang machen wollte.

Meeha hatte ich in einem Beutel auf den Rücken geschnallt. Sie wollte zwar mit, war aber für eine längere Tour zu klein. Außerdem weigerte sie sich nach wie vor, zum Hund zu werden. Seitdem der Wolf bei uns war... Entschuldigung: Seitdem Keelin bei uns war, hatte sie sich nicht mehr in diese Gestalt verwandelt. Sie war entweder eine Fledermaus mit Meerschweinchenkopf oder ein geflügeltes Meerschweinchen. Heute war sie nur Meerschweinchen.

Also musste sie im Beutel reisen.

Keelin wirkte kräftig und aufgeregt; er freute sich auf die Jagd. Ich hingegen war gespannt, wie weit er mir folgen konnte. Um auf ihn Rücksicht zu nehmen, schlug ich ein gemäßigtes Tempo an.

Er trabte neben mir her, ein riesiges Tier voller Kraft und Anmut: Sein Rückgrat reichte mir tatsächlich bis zur Schulter. Dabei schnüffelte er ständig auf dem Boden herum und sein Blick huschte hektisch mal hier, mal dort hin. Er wirkte in diesem Moment eben wie ein wilder

Hund.

Sein Fell glänzte jetzt etwas seidiger, war aber trotz meiner Bemühungen immer noch etwas struppig. Das konnte aber auch an den Locken liegen, die er auf Brust und Rücken hatte.

Obwohl er so riesig war, bewegte er sich neben mir völlig lautlos. Seine Pfoten schienen den Boden kaum zu berühren, so sanft trat er auf. Er spürte meinen Blick und musterte mich von unten, fragend, etwas beunruhigt.

„Du bist ziemlich riesig!“, erklärte ich ihm. „In der Hütte hast du kleiner gewirkt!“ Es folgte das Schnaufen, das immer etwas beleidigt klang. „Ich überleg nur, ob du mich tragen kannst.“

Da traf mich ein giftiger Blick. Ich grinste und versetzte meiner Stimme einen piepsigen Klang. „Bitte, großer Wolf, ich bin doch ein kleines Mädchen und wollte schon immer mal ein Reittier haben. Willst du mein Reittier sein?“

Er legte die Ohren an und knurrte. Ich lachte, warf meine langen, braunen Haare in den Nacken und machte einen kindlichen Hüpf nach vorn. „Nein? Dann muss ich aber...“ Weiter kam ich nicht, denn er rempelte mich ziemlich unhöflich an und ich klatschte seitlich in den Busch. Quiekend zappelte ich mich daraus hervor, dann starrte ich ihn an. „Na, warte...“

Wir jagten uns wie zwei kleine Kinder. Er war verflucht schnell für einen hinkenden Riesenwolf, ich war verflucht schnell für ein Menschenkind. Zwei Mal hätte ich ihn fast gehabt, aber er wich seitlich in den Wald aus. Ich spürte seine Energie, seine Freude bei jedem Sprung, den er machte.

Er war so mit Toben beschäftigt, dass er gar nicht merkte, wohin ich ihn dirigierte - und als er es kapierte, war es zu spät. Mit einem Hechtsprung warf ich mich auf ihn, klammerte mich an ihm fest, wir rollten den Abhang hinunter – und landete mit einem Klatschen im eiskalten Bach.

Es hielt ihn nur etwas zwei Sekunden im Wasser, dann stand er tropfend am Ufer und starrte mich bitterböse an. Ich hockte im hüfthohen Wasser und lachte. Um mich herum tollten die Wassergeister begeistert und sogar die Sonne ließ sich von meiner ausgelassenen Stimmung anstecken. Sie schickte uns die ersten wärmeren Strahlen des nahenden Frühlings.

Es war ein toller Tag. Der tollste seit einem Jahrzehnt.

Kapitel 4 - Wolfscharakter

Danach gingen wir überall zusammen hin. Wir jagten gemeinsam - oder versuchten es zumindest -, sammelten Feuerholz, wühlten nach Wurzeln oder Knollen, er half mir sogar, mein Beet umzugraben.

Er war eine hervorragende Buddelmaschine mit seinen riesigen Pfoten und den kräftigen Hinterbeinen.

Meeha taute allmählich auf und kletterte immer öfter aus ihrem Beutel, um mitzuspielen. Sie vollführte tollkühne Luftangriffe auf Keelins Kopf oder kletterte sich hinter seinem Kopf fest, um auf ihm zu reiten. Er ertrug es einfach.

Selbst bei meinen Schießübungen war Keelin nützlich: Er holte mir nämlich bereitwillig meine Pfeile zurück. Als ich allerdings einmal zu ihm sagte: „Hol den Pfeil, Hasso, hol, hol!“, zog er beleidigt von dannen und schmolte für den Rest des Abends. Ich bestach ihn mit einer Baumwurzelknolle, denn den Dingen konnte er nicht widerstehen.

Er blieb auch sonst ziemlich vegetarisch.

Zur Jagd kam er zwar mit – an diesen Tagen fing ich jedoch grundsätzlich nichts. Ich hatte ihn im Verdacht, dass er mein Wild warnte. Weil mir nichts anders übrig blieb, wurde mein Speiseplan immer vegetarischer.

Wenn ich dann doch mal was erlegte, lag das daran, dass Keelin gerade irgendwo sein Revier markierte, denn ein bisschen Wolfsblut floss wohl doch durch seine Adern.

Sobald ich aber nach erfolgreicher Jagd nach Hause kam, warf Keelin mir grundsätzlich einen vorwurfsvollen Blick zu und rührte vom Fleisch nichts an. Versteh einer einen Veddawolf!

Ich brauchte die Pelze wirklich dringend. Zum einen nähte ich daraus meine Kleidung, die Schuhe und polsterte die zugigsten Ecken meiner Hütte aus. Zum anderen handelte ich damit; zwar nur einmal im Jahr, aber mit dem Geld hatte ich mir zum Beispiel die Ziege und die Saatkörner gekauft.

In diesem Jahr wollte ich unbedingt ein Huhn haben. Ich liebte Eier! An manchen Tagen schwärmte ich stundenlang von Eiern und meinen Hühnern, plante bereits ein kleines Häuschen für sie, direkt neben meiner Hütte.

Keelin lauschte mit schräg gelegtem Kopf, reagierte aber sonst nicht sichtbar auf meine wortreichen Ausführungen.

Ich erklärte ihm aber hinreichend, dass ich die Felle für meine Eier-Pläne brauchte und machte auch klar, dass er an einem Tag in der Woche zu Hause bleiben musste, damit ich etwas Vernünftiges jagen konnte.

Das passte Keelin zwar nicht, aber was das anging, ließ ich nicht mit mir reden.

Gerade kam ich mit einem erlegten Biber zurück. Ich hatte ihn mir über die Schulter gelegt, damit ich die Hände frei hatte. Keelin saß vor der Hütte und wartete auf mich.

Und vor ihm ... hockten zwei Hühner und ein Hahn.

Ich blieb abrupt stehen, meine Kinnlade fiel herunter. Die Hühner hatten keine Angst vor Keelin, im Gegenteil: Eins suchte zwischen seinen beeindruckenden Pfoten nach Körnern und pickte ihn ein oder zwei Mal dabei. Keelin zuckte mit keiner Wimper, sondern wartete gespannt auf meine Reaktion.

Der Biber fiel mit einem Klatschen auf den Boden.

„Wo hast du die denn her?“, fragte ich fassungslos und näherte mich meinem kleinen Zoo. Dabei fiel mir auf, dass es sich bei den Hühnern eindeutig nicht um eine Haustierrasse handelte. Es waren Wildhühner. Trotzdem. Es waren Hühner!

Keelin sah mich fast verächtlich an, blickte dann anklagend auf den mausetoten Biber, dann sah er wieder mich an. Er sagte ganz klar: Bitte schön, deine Hühner! Jetzt lass die armen

Biber in Frieden!

Ich war so fassungslos, dass ich den Rest des Tages kein Wort sagte. Stattdessen bastelte ich einen großzügig bemessenen Pferch, setzte meine zwei Hühner und den Hahn rein, holte die Ziege dazu und zog mich hinter das Gatter zurück.

Keelin wartete geduldig, bis ich mich wieder eingekriegt hatte.

Gegen Abend ging ich zu ihm, umarmte seinen mächtigen Hals und drückte ihn fest an mich. „Danke!“, sagte ich. „Danke!“

Bei dem Gedanken daran, was Keelin da gerade getan hatte, wurde mir ganz schwindelig. Es war nicht nur, dass er mir Hühner geschenkt hatte. Das allein war ja schon genial, hatte ich doch noch nie ein Geschenk bekommen.

Es war eine so menschliche Handlung gewesen – und eine wohl durchdachte und gut geschlussfolgerte noch dazu.

Die Eier waren der Beweis: Keelin war hochintelligent und ganz gewiss kein normaler Veddawolf.

Wobei ... ich hatte ohnehin nur eine grobe Idee davon, was ein Veddawolf überhaupt war. Ich wusste, dass es sich dabei um Magiewesen handelte, die ihre Opfer mit Gebell lähmten. Ich war auch schon einem Rudel begegnet, was keine schöne Erfahrung gewesen war. Aber so wie Keelin waren sie definitiv nicht gewesen.

Aber was war Keelin denn dann?

Ich verdrängte den doch ziemlich wichtigen Gedanken und freute mich lieber über meine neuen Hühner.

Hätte ich Keelin nicht bereits fest in mein Herz geschlossen, ich hätte mich spätestens jetzt unendlich in ihn verliebt.

Den Biber nahm ich dann aber trotzdem aus und trocknete sein Fell. Er wäre andernfalls ja umsonst gestorben. Ich nähte daraus einen neuen Beutel, aß aber nichts von seinem Fleisch ... irgendwie war mir der Appetit auf ihn vergangen.

Am nächsten Tag nahm ich sogar die Geweihe von der Wand, selbst meinen riesigen Sechzehnder, auf den ich so stolz war. Keelin hatte ihn jeden Tag missbilligend gemustert.

„Zufrieden?“, fragte ich ihn. Keelin schnaufte als Antwort.

Also hatte ich endlich Eier. Die ersten Eier ließ ich in Frieden, so dass ich bald ganz viele Küken hatte. Die waren so niedlich, dass ich einen ganzen Tag nur im Pferch saß und die kleinen Flauschbällchen streichelte. Keelin streunte in der Zwischenzeit irgendwo in der Gegend herum.

Fast rechnete ich damit, dass er mir auch Vorwürfe machen würde, wenn ich Eier aß. Aber Eier zu essen war wohl in Ordnung. Er klaute sich sogar ab und zu selbst ein Ei, manchmal auch mal zwei oder drei. Die Aktion war also nicht ganz uneigennützig gewesen.

Durch die Eier lernte ich dann auch eine neue Tierart kennen und nannte sie kurzerhand Spuknik. Dabei handelte es sich um richtig fiese, kleine Eierdiebe: Sie sahen aus wie Eier, nur mit ganz vielen Warzen, tarnten sich als solche und ließen sich fröhlich von der Henne wärmen, während sie die restlichen Eier verputzten.

Pech für den Spuknik: Ich erkannte ihn als Eierdieb und stellte danach fest, dass sein Fleisch gar nicht mal so schlecht schmeckt.

Glück für mich: Ein Spuknik ist wohl kein Magiewesen. Das stelle ich immer erst fest, wenn ich eins getötet hatte und sich die Magiewelt in irgendeiner Weise rächt.

Der Frühling kam, ich säte mit wenig Begeisterung.

Ich bin keine Bauersfrau, genauso wenig wie ich ein Holzhacker oder eine Köchin bin. Am liebsten geh ich jagen. Aber wie all die anderen Dinge ist eben auch das Säen ein notwendiges Übel.

Zwei Wochen lang schleppte ich kübelweise Wasser auf mein neues Feld. Irgendwann bot

sich Keelin mit viel Gebaren an, mir die Eimer abzunehmen. Ich brauchte ziemlich lange, um zu verstehen, warum er mir einen riesigen Stock anschleppte, ein Seil und zwei Eimer.

„Du willst, dass ich dir ein Joch baue?“, erkundigte ich mich dann ungläubig. Er winselte. Das machte er immer: Nicken schien unter seiner Würde zu sein, ebenso wie Kopfschütteln. Das wäre ja auch einfacher gewesen, als sein Jaulen/Winseln/Japsen zu interpretieren. Das hier war wohl ein Ja. Ich zuckte die Schultern. „Okay. Wie du willst!“

Also band ich an die Enden des Stocks die Eimer, füllte sie mit Wasser, legte sie über den mächtigen Rücken des Wolfs und ließ ihn die schwere Arbeit machen. Es gab nur eine eindeutige Bedingung: Wehe, du machst mich nass – dann ist es mit dem Wassertragen vorbei! Das machten seine Blicke Richtung Wasser ziemlich deutlich.

Klar, dass ich peinlich drauf aufpasste, dass mein werter Wolf nicht nass wurde. So ein Wasserträger war ziemlich praktisch.

Wenn ich meine Wäsche machte, bewachte mich Keelin aus sicherer Entfernung. Er suchte sich einen Hügel und ließ dann seine Blicke schweifen. Da sich hierher noch nie ein Mensch verirrt hatte, sah ich darin eigentlich keine Notwendigkeit, ich fand es aber beruhigend, dass er wohl auch auf wilde Tiere aufpasste. Einen fiesen Usurpator hatte ich seit dem Winter nicht mehr gesehen.

Im Frühling verschwanden oft auch die Geister. Ich hatte da so meine Theorie: Sobald es wärmer wurde, schoss auch das Wasser wieder in die Blätter der Bäume zurück. Bunten Farben UND Wasser konnte kein Wassergeist widerstehen. Ich ging daher davon aus, dass die Geister in die Natur zurückkehrten und gerade keine Zeit hatten, sich in meiner Hütte zu tummeln.

Der Frühling war deshalb für mich normalerweise einsam. Das plötzliche Fehlen der Geister in meinem Atem, meinem Tee und meinem Feuer schlug mir ziemlich aufs Gemüt.

Außerdem gingen die Tiere auf Hochzeitskurs: Überall wurde gebalzt, geworben, geschnäbelt, geflirtet, gerubbelt und... egal. Da kam man sich schon mal schnell einsam vor.

Es ist nicht so, dass ich nicht schon längst aus der Pubertät raus wäre. Die Sehnsucht, das Verlangen, die quälenden Zweifel im Inneren und das Gefühl, zu zerreißen – hatte ich alles hinter mir. Selbst das Einsetzen meiner Monatsblutungen hatte mich nicht geschockt: Ich hatte mir die Symptome schon von den Tieren abgeguckt. Ich glaube, ich war irgendwie abgeklärt. Andere würden es wohl als resigniert bezeichnen.

Dass hier mal ein Mensch – dann noch ein Mann – vorbeikommen würde, um mir den Hof zu machen, hielt ich für ziemlich unwahrscheinlich.

Das hieß aber nicht, dass mir das ewige Gebalze und Geliebe nicht ziemlich auf den Geist ging. Es war, als ob ich das einzige Wesen in der Umgebung war, das nicht von den Frühlingsgefühlen profitieren konnte.

In diesem Jahr aber lenkte Keelin mich ab.

Er hockte mit mir am Feuer und brummte beruhigend auf mich ein, schmiss mich aus dem Bett, wenn ich Anflüge von Einsamkeitsdepressionen zeigte, und tollte mit mir herum, bis mir die Beine schmerzten.

Und trotzdem.

Ich wurde unruhiger, je mehr der Frühling voranschritt und es auf den Sommer zuing.

Keelin spürte das und beobachtete mich misstrauisch. Er konnte meine Unruhe nicht einordnen und ich erklärte sie ihm nicht.

Er hatte mir ja Hühner besorgt. Warum sollte ich denn dann zu den Menschen gehen, um welche einzutauschen? Aber ...

Ich ging jedes Jahr.

Jedes Jahr hatte ich Herzklopfen. Sogar schon einen Monat, bevor ich aufbrechen musste. Jedes Jahr hatte ich so schreckliche Angst, dass ich eine ganze Woche nicht mehr schlafen

konnte.

Aber ich freute mich jedes Jahr darauf, nur um anschließend immer ein bisschen trauriger wieder zurückzukommen.

Allein. Verängstigt. Traurig. Erschöpft. Entmutigt.

Fortgejagt.

Kapitel 5 – Die Stadt

Die Bäume stellten ihre volle Pracht zur Schau, schillerten in allen Regenbogenfarben. Es war Sommer.

Es war die Zeit, in der die Geister zu mir zurückkehrten, um mit den Sonnenstrahlen in meinem Haar zu spielen - und es war die Zeit, in der ich zu den Menschen ging.

An diesem Morgen stand ich entschlossen wie nie auf, schnappte mir meinen neuen Biberbeutel und stopfte die Felle hinein. Ganz oben drauf kam der des Usurpators. Er würde viel Geld einbringen.

Keelin wirkte so unruhig wie ich. Seine Blicke durchbohrten mich fragend, aber ich traute mich nicht, ihm die Wahrheit mitzuteilen.

Er war ein Magiewesen und die mochten normalerweise keine Menschen. Erst Recht keine Menschensiedlungen. Aber ich... ich sehnte mich so sehr nach einem Menschen. Nach Stimmen! Nach Reaktionen auf meine Fragen. Nach Wörtern, Liedern, Melodien.

Also packte ich stumm und stürmte fast aus der Hütte. Der Wolf sprang hinter mir her, verwirrt, verunsichert.

Ich ging Richtung Wald, aber ehe ich ihn erreichen konnte, versperrte mir Keelin den Weg. Er sandte mir das deutliche Signal, dass er eine Antwort auf seine schweigend gestellte Frage erwartete. Wo wollte ich hin?

Ich ließ die Schultern sacken. „Ich will nach Tagre“, sagte ich. Keelin schien mit dem Wort nichts anfangen zu können. Sein Blick blieb weiter fragend. „Das ist eine Menschenstadt!“, erklärte ich weiter. Sofort versteifte sich der Wolf. „Etwa vier Tage Fußmarsch von hier.“ Ich machte eine kurze Pause, wir musterten uns. „Es tut mir leid“, setzte ich traurig nach, dann machte ich einen Bogen um ihn und ging weiter.

Fast rechnete ich damit, dass er nicht mitkommen würde, dass er, wie bei der Jagd, bei der Hütte auf mich warten würde. Aber er zögerte nur kurz und folgte mir dann, allerdings mit eingeklemmtem Schwanz. Neben ihm flatterte eine nervöse Meeha. Sie kam normalerweise nie mit, aber wenn Keelin mir folgte, wollte sie wohl nicht zurückbleiben.

„Ihr könnt mich ein Stück begleiten!“, sagte ich zu beiden. Der Weg war weit und nicht ganz ungefährlich. Ein großer Wolf an meiner Seite konnte da nicht schaden. „Aber ihr dürft nicht mit in die Stadt. Das ist zu gefährlich.“

Keelin schnaufte verächtlich.

„Ich weiß. Du hältst das für eine Schnapsidee, aber ich geh da jedes Jahr hin.“ Fast klang ich zornig. Warum eigentlich? Er machte mir ja gar keinen Vorwurf. Wahrscheinlich wusste ich tief in meinem Inneren, dass die Stadt nicht gut für mich war. Klar wusste ich das. Ich ging aber trotzdem hin – und das machte mich wohl wütend auf mich selbst. Dummes, einsames Menschenmädchen!

Wir wanderten den ganzen Tag. Meeha ritt zwischendurch mal auf Keelin, dann auf meinem Kopf, dann verkrümelte sie sich wieder im Beutel.

Keelin ging die ganze Zeit so dicht neben mir, dass meine Schulter immer wieder gegen seine Schulter stieß. Er wirkte angespannt, aber nicht böse. Irgendwie hatten wir uns darauf geeinigt, dass er meine Gründe verstand; sie zwar nicht billigte, aber akzeptierte.

Das war mehr, als ich erhofft hatte.

Die Nacht verbrachten wir ziemlich unspektakulär in einer alten Höhle. Hier schlief ich immer, wenn ich nach Tagre ging. Seit zehn Jahren, jedes Jahr. Und wie jedes Jahr ritzte ich sorgfältig ein weiteres X in den alten, verwitterten Stein. Es war mein Jahreskalender der einsamen Zeiten, das traurigste Denkmal, das je eine Menschenhand gezeichnet hatte.

Keelin musterte mein Tun. Er schien den Kalender als das zu erkennen, was es war, denn er starrte mich eindringlich an. Seine Frage ignorierte ich. Ich wollte nicht mit ihm diskutieren, warum ich einsam meine Jahre fristete.

Aber zumindest eine Antwort gab ich ihm.

„Heute ist mein siebzehnter Geburtstag“, erklärte ich traurig. Ich wusste nicht wirklich, ob ich heute vor siebzehn Jahren geboren worden war. Aber ich hatte immer dann Geburtstag, wenn ich in dieser Höhle war. Und da ich sieben gewesen war, als ich das erste Mal hier übernachtet hatte ... eine einfache Rechnung. Obwohl ich nicht richtig rechnen kann, um ehrlich zu sein.

Keelin wurde auf einmal ganz aufmerksam, wedelte fleißig mit dem Schwanz und leckte mir sogar eine Millisekunde über die Wange. Das hatte er noch nie gemacht. Es war irgendwie ... so hundenmäßig. Das stand ihm gar nicht.

Aber: Er wusste offenbar, was ein Geburtstag war – und er wusste auch, dass das wichtig war. Sekunden später war er verschwunden.

Ich blinzelte irritiert, wartete, aber als er nicht zurückkam, packte ich meine Sachen. Er verschwand öfters mal für ein paar Minuten, fand mich danach aber problemlos.

Ich machte mich also auf den Weg, wurde aber nach einer halben Stunde unruhig. „Wo ist er?“, fragte ich Meeha, aber die putzte sich grad, auf meinem Kopf sitzend, das Fell. Sie reagierte nicht. Natürlich nicht. Dazu war sie zu viel Tier.

Mein ungutes Gefühl wurde immer heftiger, je länger ich wartete. Irgendwann blieb ich stehen und pfiiff. Nichts. Ich ging weiter.

Da brach mein Wolf plötzlich aus den Bäumen hervor, ein schwarzes, riesiges Ungetüm, so groß wie ein junger Hirsch, zerzaust wie immer, die Augen blau blitzend und das Maul voller ... Eier! Einige waren zwischen seinen Zähnen geplatzt, aber die Mehrzahl trug er wohl behütet auf der Zunge.

Ich starrte ihn wieder einmal ungläubig an. „Du bringst mir Eier?“, fragte ich verwirrt. Dann fiel der Groschen. „Du bringst mir ein Geburtstagsgeschenk.“

Er wedelte so heftig mit dem Schwanz, dass sein ganzes Hinterteil wackelte. Es war ein so süßer Anblick, dass ich lachen und heulen musste. Meeha zischte genervt.

Wir teilten die Eier. Die zerplatzten bekam er, die übrigen briet ich vorsichtig auf einem winzigen Feuer ohne Feuergeister. Im Sommer waren Lagerfeuer für sie uninteressant, dann jagten sie lieber den Sonnenstrahlen hinterher und tanzten in der aufsteigenden Thermik.

Es waren die leckersten Eier, die ich je gegessen hatte. Mit Abstand. Mir gegenüber hockte ein sehr zufrieden dreinblickender Veddawolf, die blauen Augen glitzernd vor Vergnügen. Er freute sich, weil ich mich freute. Und ich freute mich, ganz einfach, weil er hier bei mir war.

Dann brachen wir wieder auf und selbst der Regen konnte meine Stimmung nicht trüben. Um mich herum roch es nach nassem Hund, nassem Meerschweinchen und nassen Klamotten. Es roch himmlisch, ganz einfach nach Freundschaft.

Am zweiten Tag taten mir die Füße weh, was mich etwas überraschte. Ich war eigentlich gut zu Fuß. Außerdem hatte sich der schwere Beutel tief in meine Schulter eingegraben, die Stelle war ganz wund.

Ich weigerte mich aber, den Beutel Keelin zu übergeben. Ich traute ihm da nicht. Nachher verschwand er mit den Fellen. Kein Beutel, kein Besuch in der Stadt.

Wir rasteten etwas länger, als ich es normalerweise tat, verzogen uns bei einbrechender Dunkelheit in zwei dicht begrünte Büsche. Hier roch es nach Moos und Farn. Keelin kuschelte sich an mich und wir schliefen auf der nackten Erde.

Ein Heulen schreckte uns auf. Ein Wolfsrudel, etwa fünfhundert Meter von uns entfernt. Ich hielt den Atem an. Was würde mein Wolf tun? Rief vielleicht die Natur in seinem Blut?

Er gähnte nur und vergrub seine Schnauze unter meiner linken Achsel. Ganz eindeutig hatte mein Wolf nicht das geringste Interesse an seiner Spezies.

Obwohl ...

War ein Veddawolf überhaupt ein Wolf? Und war mein Wolf überhaupt ein Wolf?

Normalerweise übersprang ich diese Frage ja immer, aber gerade war an Schlaf nicht zu denken.

Daher lauschte ich sehr intensiv.

Das Wolfsrudel jagte ganz in der Nähe, sie heulten immer mal wieder, es war unheimlich und schön zugleich.

Unheimlich, weil das Geheule immer näher kam.

Wäre ich allein gewesen, wäre ich jetzt sofort auf einen Baum geklettert. Aber ich hatte Keelin dabei, also stupste ich ihn an. „Keelin! Wach auf! Die Wölfe kommen immer näher!“

Er zog nur äußerst widerwillig seine Nase unter meinen Achseln hervor und blinzelte zerstreut in die Gegend. Mir blieb fast das Herz stehen, als es keine zehn Meter hinter meinem Kopf raschelte. Etwas Großes trampelte auf uns zu.

Die Wölfe kamen!

Keelin knurrte.

Es war ein Laut, der mir durch und durch ging. So etwa hatte er kurz vor dem Angriff auf den Usurpator geklungen. Der sich nähernde Wolf blieb abrupt stehen.

Ein Winseln.

Keelin antwortete mit einem tiefen Grollen. Das schien den Wolf so sehr zu erschrecken, dass er auf der Pfote umdrehte und das Weite suchte. Er nahm das restliche Rudel gleich mit und wir versanken wieder in einem schweigenden Wald.

Keelin sicherte unsere Lage noch mal kurz mit einer Kopfdrehung nach rechts und links, dann steckte er übergangslos seinen Kopf unter meine Achsel. Ich kraulte ihm das Ohr.

Es war echt praktisch, einen Veddawolf bei sich zu haben, ob er jetzt einer war oder nicht.

Eins war zumindest klar: Er war offensichtlich ein mächtiges Wesen, sonst hätten sich die Wölfe nicht sofort verzogen.

Am nächsten Morgen sah ich nach, wie nah uns das Rudel gekommen war. Im Umkreis von zwanzig Metern war der Boden von Pfortenspuren übersät.

Mir rieselte im Nachhinein noch ein Angstschauer den Rücken runter.

Keelin schnüffelte nur am Boden und markierte sorgfältig die Bäume in der Nähe. Er wirkte noch total verschlafen und schien sich kein bisschen Sorgen zu machen. Nichts im Wald konnte ihm etwas anhaben. Bis auf Usurpatoren, stellte ich in Gedanken richtig.

Wir verfielen wieder in unseren Trott. Ich wusste, dass wir direkt auf die Handelsstraße zuhielten. Nur noch eine Stunde, dann waren wir der Zivilisation ziemlich nah. Ich konnte bereits die ersten Raben sehen, die über den Wegen kreisten, um von den Wagen plattgefahrene Nagetiere zu fressen.

Keelin bemerkte sie wohl auch und wurde schlagartig unruhig. Er warf mir immer wieder zweifelnde Blicke zu und drängte mich unauffällig weg vom Pfad. Er wollte nicht auf den Handelsweg.

Kein Wunder. Wenn ich ein Veddawolf wäre, würde ich da auch nicht hinwollen.

Irgendwann blieb ich stehen und hockte mich neben ihn.

„Okay, Keelin. Hier trennen sich unsere Wege. Es ist nicht mehr weit bis zur Stadt. Ich geh rein, schließe meinen Handel ab, übernachtete da und komme zurück. Morgen Abend treffen wir uns wieder hier. Okay?“

Keelin sah das anders. Er drängte mich als Antwort in den nächsten Busch – weg von der Straße. Ich stemmte mich gegen ihn.

„Die Abmachung war: Du kommst so weit mit, wie es geht, danach geh ich allein. Das ist jetzt der Moment. Also sei fair und lass mich gehen.“ Wir blickten einander an, dann machte er den Weg frei.

Ich konnte nicht widerstehen und schlang ihm zum Abschied noch einmal ganz fest die Arme um den Hals. Bis morgen, sagte dieser Griff. Dann ging ich los und sprang mit klopfendem Herzen auf den Handelsweg.

Die Straße war genau so breit, dass zwei Kutschen bequem aneinander vorbei passten. Sie bestand eigentlich nur aus festgefahrener Erde und ziemlich tiefen Schlaglöchern. Ich wusste aber, dass sie immer breiter und befestigter wurde, je näher sie zur Stadt führte.

Ich trottete etwa eine halbe Stunde vor mich hin, dann spuckte die Straße mich raus auf offenes Gelände. Der Wald hörte so abrupt auf, als sei hier eine unsichtbare Grenze. Ich blieb stehen und verbeugte mich aus Gewohnheit. Der Wald knisterte nervös ein „Auf Wiedersehen“.

Einige Blätter winkten mir zu. Vermutlich Geister in Blattgestalt. Sachen gab es ...

Ehe ich es mir anders überlegen oder mein Mut mich verlassen konnte, drehte ich mich um und lief los. Ein halber Tagesmarsch lag noch vor mir. Mit etwas Glück nahm mich ein Kutscher mit.

Und tatsächlich. Auf halbem Wege überholte mich ein Karren, gezogen von zwei Waris, mächtigen Hirschen ohne Geweih. Das war weggezüchtet worden, weil sie sich sonst auf der Straße ineinander verhaken würden.

Die Tiere überholten mich im flotten Trab, wurden aber abrupt langsamer, als der Kutschbock auf Höhe meiner Schultern war.

„Wohin, kleines Ding?“, fragte mich eine uralte Männerstimme.

Mein Herz machte einen Satz. Ein Mensch! Er sprach mit mir!

Ich wandte mich ihm zu und sah, was ich immer sah: Der Mensch, erst freundlich und zugetan, sah seinen Irrtum – und wand sich.

„Ich will zur Stadt. Nimmst du mich mit?“, fragte ich freundlich. Der Alte schnalzte mit der Zunge. Die Antwort war klar.

„Mein Fehler, Wesen. Ich hab es eilig!“ Er knallte den Waris die Zügel auf die Hüften und die mächtigen Tiere fielen in einen raschen Galopp.

Mir blieb nur, ihren Staub einzuatmen.

Nach dieser Begegnung musste ich erst einmal Pause machen. Nicht so schlimm, dachte ich immer wieder. Nicht so schlimm.

Aber es WAR schlimm.

Es fühlte sich selbst nach zehn Jahren wie Folter an.

„Wesen“ hatte er mich genannt. Pah. Ich war ein Mensch, so wie er. Glaubte ich zumindest.

Ein Erdgeist formte sich vor meinen Füßen und streichelte meine Zehen durch die Schuhe durch. Er wollte mich trösten, ganz offensichtlich. Ich nickte ihm dankend zu und ging weiter.

Entschlossener denn je.

Als ich gegen Spätnachmittag in der Stadt ankam, war ich mit den Nerven völlig fertig. Kein Kutscher hatte mich nach einem Blick ins Gesicht mitnehmen wollen.

War ich denn so hässlich, so entstellt?

Ich hatte es seit neun Jahren nicht mehr gewagt, in einen Spiegel zu blicken. Mein eigener Anblick war mir vor zehn Jahren so ein Schock gewesen, dass ich mich seitdem nicht mehr hatte überwinden können. Aber der Wolf schien sich davon nicht abschrecken zu lassen. Er hatte mir sogar die Wangen geleckt. Die Wangen!

Bei dem Gedanken an Keelin wäre ich fast umgekehrt, aber das Gesumm und Gebrumm

der Stadt zog mich an wie die Möhre meine Meeha. Ich konnte nicht anders. Hier war Leben, hier waren Menschen, hier war ich ... trotzdem allein, aber nicht mehr ganz so einsam.

Ich hatte meinen Stammdealer. Er war der einzige, der mit mir Geschäfte machte. Das lag wohl daran, dass er blind war. Er befühlte die Fälle nur, ertastete so die Qualität. Sein Neffe hatte ihn mal überreden wollen, nicht mehr mit mir zu handeln, aber davon hatte er nichts wissen wollen.

„Sie bringt hervorragende Qualität!“, hatte er geantwortet. „Gut behandelt, gut abgeschabt. Da weiß man, was man hat. Sei still!“

Die Wachposten musterten mich wie jedes Jahr, kurz davor, mich aufzuhalten. Aber ich zückte meine Händlerlizenz - die ich allerdings gestohlen hatte, ich gebe es ja zu, denn wer hätte mir schon eine Lizenz gegeben? - und huschte mit gesenktem Kopf an ihnen vorüber. Sie zuckten zwar, wie immer, ließen mich dann aber doch in Frieden.

Zwischen einem Karren mit leicht verfaulten Tomaten vor mir und zwei gigantischen Straußen im Rücken, ging es für mich durch die engen Straßen. Ab hier war der Handelsweg mit groben Steinen gepflastert, so alt und abgewetzt, dass sie ganz glattgeschliffen und daher rutschig waren.

Ich ermahnte mich selbst zur Konzentration. Die Strauße in meinem Rücken machten mich nervös. Sie zogen eine filigrane, bunt bemalte Kutsche, vermutlich Marktbesucher, feine Herrschaften. Die Kutscher nahmen für gewöhnlich auf ausrutschende Mädchen keine Rücksicht, also war Vorsicht geboten.

Die Straße wurde immer dunkler, je weiter sie ins Herz der Stadt führte, denn die Häuser ragten immer höher und verdeckten das Sonnenlicht.

Tagre war eine reiche Stadt mit reichen Händlern. Und die zeigten ihr Geld durch bunte Häuser. Je greller die Farbe, desto besser.

Und da umso reichere Männer im Herzen der Stadt wohnten, desto bunter wurde die Stadt – aber umso höher wurden auch die Bauten.

Am Anfang hatte ich immer den Kopf in den Nacken gelegt, um die riesigen Gebäude um mich herum zu begutachten. Das machte ich nicht mehr: Zu gefährlich, denn mit dem Kopf im Nacken ließ es sich schlecht aufpassen.

Ich wusste aber auch so, dass die Gebäude an sich nur riesige, viereckige Kästen mit Balkonen vorne dran waren. Sie waren zwar hübsch bemalt, ansonsten aber völlig leblos. Pflanzen, die sich an das Gestein klammerten, wurden sofort getötet. Für mich waren sie nur bunte, leblose Dinger.

Was mich viel mehr faszinierte, waren die Gerüche und die Geräusche um mich herum. So viele Menschen, so viele Sprachen!

Ich lauschte und hörte so viele Gespräche mit an, wie ich konnte. Das Kind, das von der Mama ausgeschimpft wurde, der Händler, der mit seiner Frau diskutierte, der Verliebte, der seiner Angebeteten wer weiß was ins Ohr flüsterte.

Die Sehnsucht dehnte mein Herz, mein ganzer Körper kribbelte. Nur an diesem Ort ließ ich es zu, dass ich so fühlte.

Ich wäre so schrecklich gern das Kind gewesen, das ausgeschimpft wurde. Es hatte immerhin eine Mama! Eine Mama! Unvorstellbar.

Und selbst, wenn der Händler mit seiner Frau schimpfte - oder umgekehrt - sie hatten einander, gehörten zueinander, waren Teil einer Familie. Mich hätte der Mann ständig ausschimpfen können, solange er mich ab und zu mal abends in den Arm genommen hätte.

Aber wer nahm mich mal in den Arm?

Bei den Liebespärchen, die ich sah, gingen dann jedes Mal ganz seltsame Dinge in meinem Innersten ab. Ich war neidisch, glücklich, verzweifelt, erleichtert ... alles auf einmal.

Jeder junge Mann in meinem Alter sah für mich fantastisch aus. Warzen auf der Nase? Egal. Pickel im Gesicht? Wen interessierte das.

Ich mochte die großen, kräftigen Männer am liebsten. Braune Haare fand ich toll, ob lange oder kurze spielte dabei keine Rolle. Blaue Augen ... in die konnte ich stundenlang hineinschauen, zumindest, wenn ich mich getraut und jemand das zugelassen hätte.

Ich hätte ewig gucken, staunen und beobachten können.

Es war wunderbar.

Weniger wunderbar waren die Blicke, die mir zugeworfen wurden – eine Mischung aus Ärger, Missbilligung und Wut. Warum das so war? Ich hatte keine Ahnung.

Ich wusste aber, dass ich mich beeilen musste. Normalerweise schlief ich in einem Gasthaus, völlig erschöpft von der Reise. Das war jedoch auch gefährlich, immerhin reagierten die Menschen ganz unfreundlich auf mein Gesicht.

Heute spürte ich sogar, dass die Menge um mich herum noch feindseliger war als sonst. Oder sah mein Gesicht noch schlimmer aus?

Die Menschen starrten mich an und blickten dann hastig weg, andere durchbohrten mich mit Blicken. Einer spuckte mir sogar vor die Füße. Zum Glück spülte mich der Strom der Händler rasch weiter – und die Strauße bildeten eine Abwehrmauer.

Als ich den Marktplatz betrat, war dieser noch größer und voller als in den letzten Jahren. Es gab hier jeden Tag Markt, jeder Tag war laut.

Heute dröhnte das Geschrei hunderter Menschen in meinen Ohren so laut, dass es fast weh tat.

Ich beeilte mich und hastete durch die engen Gänge zwischen den einzelnen Ständen. Erst kam das Obst, dann das Gemüse, dann die Blumen, dann das Vieh, dann die Felle.

Ich blieb abrupt stehen. Da, wo mein blinder Händler normalerweise feilschte, stand jetzt ein anderer. Hektisch blickte ich mich um.

Nein, der war es auch nicht, der auch nicht, der auch nicht. Mir brach der Schweiß aus, je mehr die Erkenntnis in meinem Hirn waberte: Du wirst wohl fragen müssen.

Zögernd trat ich auf den fremden Händler zu. Der war gerade mit seinen Fellen beschäftigt und zupfte sie in die richtige Form. Als ich ihn fragte, blickte er nicht hoch. Gut so.

„Ich suche Händler Jarosch. Der hat normalerweise immer diesen Platz. Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?“ Mein Herz wummerte in der Brust. Ich sprach mit einem Menschen! Mit etwas Glück würde er auch antworten. Und tatsächlich:

„Jarosch? Den findest du im Grab.“ Jetzt blickte der Händler hoch und mir direkt ins Gesicht.

Er zuckte nur leicht zusammen, dann blinzelte er und ein seichtes Grinsen huschte über seine Wangen. Er hatte Haifischaugen, kleine, schwarze Kieselsteine, und einen spitzen Mund. Ansonsten sah er freundlich aus. „Ah!“, sagte er gedehnt. „Du bist die Wilde, die ihm immer Felle bringt.“

Wilde. Immerhin nannte er mich nicht Wesen. Ich nickte knapp.

„Handelst du dann mit mir?“, fragte ich forscher als ich mich fühlte.

Er zuckte mit den Achseln, als sei das nicht wichtig. „Klar!“ Wieder das gedehnte A, das mir jetzt schon auf den Nerv ging. „Aber du musst mit mir hinter den Wagen kommen. Ist nicht gut fürs Geschäft, wenn man sieht, wie wir miteinander Handel treiben.“

Das kam einer krassen Beleidigung schon ziemlich nah, aber mir blieb nichts anderes übrig, als darauf einzugehen. Mit zitternden Knien folgte ich ihm.

Hinter den Wagen war es schummrig und unheimlich. Es roch nach toten Tieren, feuchten Fellen und harter Arbeit. Die Wagen waren als V aufgestellt, um den Wind abzuhalten. Davor türmten sich die Felle auf einem einfachen Holztisch. Der Händler dirigierte mich auf den Bock

des linken Wagens und setzte sich neben mich.

Er saß mir zu nah, aber das war nicht mehr zu ändern.

„Zeig mal!“, sagte er.

Ich zog die Felle hervor, eins nach dem anderen. Er befühlte sie, strich darüber und pfiff leise, als ich ihm das Usurpatorenfell zeigte.

„Jarosch hat nicht gelogen, als er sagte, du wärst immer für eine Überraschung gut.“ Er drehte und wand das Fell, strich es glatt und wellte es. „Für alle Felle zusammen: Dreihundert.“

Ich starrte ihn an. Dreihundert! So viel hatte ich noch nie bekommen. „Fünfhundert!“, erwiderte ich aber trotzdem. Ich war nicht dumm. Das erste Angebot nahm man nie an.

Der Händler schnalzte wieder mit der Zunge. „Vierhundert!“

Ich grinste. „Vierhundertfünfzig und wir sind im Geschäft.“

„Quatsch nicht, Mädchen! Vierhundert oder lass es. Du kannst hier mit keinem anderen Geschäfte machen, vergiss das nicht. Vierhundert ist ein ziemlich netter Vorschlag von mir.“

Er hatte recht. Mit allem. Also schlug ich ein. Er zückte das Geld, ich faltete die Felle und wir waren im Geschäft. Ich hatte sogar richtig mit einem Menschen diskutiert, ein richtiges Gespräch geführt! Ich konnte es kaum fassen.

Plötzlich kniff der Händler die Augen zusammen und musterte mich. Mir blieb fast das Herz stehen. Er roch auf einmal anders, immer ein alarmierendes Zeichen.

Er deutete auf mein Gesicht. „Hör mal, Mädchen!“, sagte er wieder gedehnt. Ich wappnete mich innerlich gegen jede Beleidigung. „Ein guter Rat, weil ich gern auch nächstes Jahr Geschäfte mit dir machen will: Schmink dich, du fällst zu sehr auf.“ Er musterte mich. „Wart mal.“

Damit sprang er vom Kutschbock und ließ mich völlig atemlos zurück. Fliehen oder bleiben? Vertrauen oder...

Er nahm mir die Entscheidung ab, indem er wieder um die Ecke kam. In seinen Händen trug er ein Tonfass. „Hier!“, sagte er und hielt es mir hin. „Das ist Schminkerde.“

Als ich nicht reagierte, drückte er mir das Gefäß ungeduldig in die Hände. „Nimm schon. Ist umsonst. Quasi eine Investition in zukünftige Geschäfte.“

Ich beäugte die Pampe im Inneren des Kruges. Um ehrlich zu sein, hatte ich keinen blassen Schimmer, was ich damit machen sollte. So hilflos zu sein war fast schrecklicher, als hätte mich der Mann beschimpft.

Wir starrten einander an.

„Okay!“, sagte er gedehnt. Dann zog er einen Spiegel aus der Hosentasche. „Hab ich mir gedacht, dass du keine Ahnung hast. Hier! Damit du sehen kannst, was du tust.“

Ich zögerte. Spiegel kannte ich, hatte aber seit zehn Jahren keinen mehr benutzt. Aus gutem Grund.

Der Händler hielt ihn mir aber genau vors Gesicht und da ... passierte es einfach. Ich sah mich an:

Blickte in meine funkelnden, violetten Augen, die immer ein wenig schmaler wirkten als bei anderen Menschen. Als nächstes fiel mein Blick auf meine Brauen – zwei wilde, noch nie gestutzte Büsche aus braunen Haaren. Dazwischen fing das Drama an. Das war vor zehn Jahren noch nicht da gewesen ...

Mir stockte der Atem.

Die wilden Kreise auf meiner Haut waren mehr geworden. Deutlich mehr. Vorher hatten sie sich nur auf meinen Schläfen und den Wangen gekringelt, jetzt bedeckten sie fast mein ganzes Gesicht. Vor zehn Jahren waren sie noch blau gewesen – jetzt waren sie bunt. Schimmerten. Leuchteten.

Ich konnte nicht anders. Ich schrie auf und blickte hastig weg.

Der Händler sah mich ehrlich betroffen an. „Wow. Du hast gar nicht gewusst, wie du aussiehst?“, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

„Na, dann. Schmink dich endlich und dann verschwinde!“ Er ließ Topf und Spiegel da und stapfte zurück zu seinem Stand.

Ich brauchte fast zehn Minuten, bis ich den Mut aufbrachte, den Spiegel wieder in die Hände zu nehmen und mich zu betrachten.

Es gab mehrere gerade Linien, die von meinem Hals hoch zu den Schläfen führten und dort Muster mit den Kringeln bildeten. Andere Linien verliefen ins Leere. Aber egal, wie sie sich verbanden: Es sah schlimm aus. Sie trennten mich mehr von den Menschen, als es eine Mauer getan hätte.

Nur zögernd tunkte ich meine Finger in die Paste, schmierte sie mir noch unwilliger ins Gesicht. Es war eine Mischung aus rotem Puder und hellerem Lehm: schmierig, aber ähnlich einer Gesichtsfarbe. Doch als die Paste auf eine der Linien traf, flammte die Linie kurz auf – und das Pulver verbrannte.

Ich ließ alles gleichzeitig fallen, vergrub den Kopf auf den Knien und atmete. Atmete die Panik weg, die Angst, das Gefühl der Einsamkeit. Ich atmete.

Zu lange.

Denn in der langen Zeit, die ich zum Atmen brauchte, hatten die Händler ihre Sachen eingepackt, hatten die Wachen die Tore geschlossen. Die Stadt ging in die Nachtruhe über.

Ich war eingeschlossen.

Als der Händler mich noch immer auf seinem Kutschbock sitzen sah, blieb er mitten in der Bewegung stehen.

„Mädchen!“, sagte er entsetzt. „Was machst du denn noch hier? Du solltest nicht mehr in der Stadt sein!“

Ich blickte hoch. Das Licht war noch trüber geworden, der Abend war da und ich war noch hier - und ohne Schlafplatz. Doch meine Verwirrung war immer noch so groß, dass mich das nicht mehr sonderlich beeindruckte.

Erst, als ich sah, wie nervös der Händler wurde, wuchs meine Sorge. Er sicherte sich nach allen Seiten.

„Geh in den Wagen rein!“, zischte er und wedelte mit den Händen. „Los doch! Die Händler tratschen schon über dich und haben die Wachen geholt. Die suchen dich!“

Ich war so schockiert, dass ich sogar tat, was er verlangte. Ich huschte in das Innere des Wagens und unter die Felle. Es war warm und muffig hier und mir brach sofort der Schweiß aus.

Um mich herum rumorte es. Offensichtlich machte der Händler seinen Wagen fertig zur Abfahrt. Ich hörte ein Wari schnauben, dann klirrte das Geschirr. Ich zitterte, obwohl es abartig warm unter den Fellen war.

„Krosch! Hab gehört, das Wilde Mädchen hat mit dir gesprochen. Wo ist sie denn?“ Eine fremde Stimme, tief, männlich, knarzend wie die Knarzis und scharf wie geschliffene Klingen. Ich hielt die Luft an.

Warum suchte man mich? Was hatte ich denn getan? Und noch viel wichtiger: Würde mein Händler mich verpetzen?

Krosch klimperte weiter mit dem Geschirr, offensichtlich ließ er sich in seiner Arbeit nicht stören. „Die Wilde war hier. Das stimmt. Wollte mir Felle verkaufen, weil ich auf Jaroschs Stand stehe. Ist ja tot, mein alter Vetter. Armer Kerl, hat immer gute Felle gehabt ...“

„Wo ist sie hin?“, unterbrach der andere Kroschs Ausführungen.

„Weg. Keine Ahnung. Weg.“ Das klang ziemlich lahm, die Spannung in der Luft war greifbar.

„Hast du Handel mit ihr betrieben?“ Die Stimme wurde schärfer.

Krosch ließ sich Zeit mit der Antwort. Dann: „Klar hab ich das. Sie bringt die besten Felle überhaupt. In diesem Jahr war ein Usurpator-Fell dabei. Hier! Sowas schon mal gesehen?“
Anscheinend zeigte Krosch dem Fremden das Fell, denn das Klirren der Geschirre hörte auf.
„Heißt aber noch lange nicht, dass ich weiß, wo sie hin ist.“

„In welche Richtung ist sie gegangen?“

Krosch zeigte wohl irgendwas, dann verabschiedeten sich die Männer frostig voneinander. Jemand ging dicht an der Plane vorüber. Der Fremde war fort.

Ich zitterte jetzt wie ein Lamm kurz nach der Geburt, die Felle wackelten mit mir. Zum Glück spannte sich die Plane hoch über meinem Kopf und blieb von der Bewegung verschont.

Krosch werkelte noch eine ganze Weile an seinen Wagen herum, dann sprang er auf den Kutschbock.

„Dafür schuldest du mir ein zweites Usurpator-Fell, Mädchen!“, knurrte er undeutlich. Er bemühte sich, die Lippen still zu halten.

„Du kommst erst mal mit zu mir. Kannst im Wagen schlafen. Morgen früh bring ich dich raus.“ Er schielte kurz zu mir herüber. Dann lächelte er leicht. „Hast Glück, dass ich heut Geburtstag hab. Da hab ich ein weiches Herz.“

Ich warf ihm ein unsicheres Lächeln zu. Als er seinen Tieren zu schnalzte, flüsterte ich: „Ich auch! Herzlichen Glückwunsch!“

Ob er mich gehört hatte oder nicht, zeigte er nicht. Ich ließ mich wieder tief unter die Felle sinken und wagte kaum zu atmen.

Die Nacht war schrecklich. Krosch hatte den Wagen in einem Innenhof abgestellt, anscheinend vor einem Gasthof. Er selbst hatte mir nur kurz zugewinkt und war dann gegangen, offenbar hatte er hier ein Zimmer gemietet.

Ich blieb allein zurück.

Noch nie hatte ich eine Nacht so laut erlebt. Die Stadt schlief nicht, wurde nur ein bisschen leiser. Im Gasthof schien eine Feier im Gang zu sein. Frauen quietschten, Männer grölten, Met plätscherte aus Fässern.

Noch vor einem Jahr hätte ich mir gewünscht, mich darunter mischen zu dürfen. Die Nacht verbarg normalerweise mein Gesicht ganz gut. Es war die Zeit, in der ich unerkannt bleiben konnte.

Doch in dieser Nacht blieb ich versteckt. Denn mein Gesicht - ließ sich nicht mehr verstecken. Das hatte mir der Blick in den Spiegel mehr als deutlich gezeigt.

Ich duselte gerade ein wenig weg, als Geschrei mich weckte. Männergeschrei. Es kam von den Mauern. Die Wachen.

Einen Moment war ich so orientierungslos, dass ich schon dachte, sie hätten mich entdeckt und würden deshalb rufen, aber dann verstand ich ihre Worte.

„Wo ist er? Scheiße, wo ist er?“, kreischte jemand. Er musste noch recht jung sein, der hohen Stimme nach zu urteilen.

Dann bimmelte eine Glocke. Ich wusste nicht, was genau das Signal zu bedeuten hatte, ahnte es aber. Alarm.

Ich verkroch mich noch tiefer unter die stinkenden Felle und lauschte mit einem erdrückenden Gefühl in der Kehle. Es war, als ziehe sich eine Schlinge ganz langsam um meine Haut zu. Ganz fest.

Bei dem nächsten Ruf zuckte ich bis ins Mark zusammen.

„Was? Was zur Hölle ist hier los?“ Der Wächter musste sich seitlich über den Zinnen befinden. So nah, dass ich ihn gut hören konnte.

„Ein Wolf! Ein riesiger, schwarzer Wolf!“ Der Jüngling klang vor Panik ganz atemlos.
„Was? Wo? Bist du verrückt, oder was? Was ist mit dem Wolf?“
„Er kam direkt auf die Zinnen zu, hier drüben. Und dann hat er einen Satz gemacht, die Mauer hoch.“

„Hast du getrunken? Die Mauer ist zwanzig Meter hoch, du Idiot!“
„Er ist gesprungen!“, beharrte der junge Mann. „Zwei Sätze hat er gebraucht, zwischendurch hat er sich in die Mauern gekrallt, als sei er eine Fledermaus oder so. Es war echt gruselig. Und dann ist er genau hier gelandet, keine zwei Meter von mir entfernt. Er hat mich angeknurrt und ist runtergesprungen, in die Gasse da! Dann ist er weggelaufen.“

Sein Vorgesetzter schwieg, schien zu überlegen, ob er dem jungen Mann glauben sollte oder nicht. „Okay, Junge. Wir schauen nach“, entschied er. „Aber wehe, wir finden keinen Wolf. Veralbern kann ich mich alleine.“

„Ich hab Sie nicht veralbert!“
„Jaja, halt die Klappe und bedien die verdammte Glocke. Du da, komm mit! Wir suchen seine komische Bestie. Wie groß war sie doch gleich?“

„So groß wie ein Wari. Mindestens. Und rot glühende Augen hatte das Vieh.“
„Ja, klar!“
Männer polterten die Steinstufen hinunter. Es wurde weiter gerufen. Ich verstand Wortfetzen und Sätze wie „Frag die mal, ob die was gesehen haben“ oder „Wölfe... Der ist doch besoffen.“

Ich bezweifelte, dass der junge Mann besoffen war, hätte aber lieber gehabt, dass er es war.

Was machte Keelin hier?
Die Wachen schwärmten wohl aus, einige kamen zum Gasthof. Ein kurzes Pochen an die Tür, dann klapperte Holz auf Holz. Zehn Minuten später kamen sie fluchend wieder heraus. Im Gasthof hatte wohl niemand etwas gesehen. Natürlich nicht. Die waren ja auch drinnen am feiern.
Die Tür klappte noch mal, Schritte erklangen, diesmal hielten sie direkt auf meinen Planwagen zu. Ein Rad ging ein wenig in die Knie, als Krosch zu mir auf den Kutschbock kletterte.

„Hey, Mädchen! Hier treibt sich eine Bestie rum. Will nicht schuld sein, wenn sie dich frisst. Komm rein. Ich tu dir auch nix. Wenn du dir die Kapuze ins Gesicht ziehst, sieht auch keiner dein Problem.“ Er warf mir einen Mantel zu. Ich fing ihn zwar auf, rührte mich aber sonst nicht.

Was jetzt?
„Keine Sorge. Die Bestie tut nichts!“, sagte ich möglichst unschuldig. Krosch wollte erst abwinken, erstarrte dann aber.

„Mein Gott, Mädchen! Hast du etwa was mit der Bestie zu tun?“, zischte er aufgebracht.
Ich wollte ihm gerade erklären, dass Keelin keine Bestie sei, als ein Grollen von hinten erklang. Wir erstarrten.

Selbst im Dunkeln konnte ich erkennen, dass Krosch jede Farbe im Gesicht verlor. Sein fahles Gesicht leuchtete plötzlich im Mondlicht auf.

„Er tut nichts!“, sagte ich hastig und wühlte mich durch die Felle nach vorne. „Keelin. Lass das! Sei still!“

Sofort hörte das Grollen auf. Krosch ächzte und versuchte, seitlich über den Kutschbock zu fliehen. Offenbar stand Keelin direkt neben ihm.

Endlich hatte ich mich durch die Felle gewühlt und sah Keelin direkt in die Augen. Sie glühten jetzt tatsächlich dunkelrot, was unheimlich war. Aber immerhin wedelte er mit dem Schwanz, was ihn nur halb so beängstigend aussehen ließ.

„Was ist das?“, krächzte Krosch mit überschnappender Stimme und fiel auf der rechten Seite einfach vom Kutschbock. Er rappelte sich auf und zeigte auf mich. „Raus aus meinem Wagen, sofort!“ Er wurde lauter. Ich ahnte, was jetzt kam. „Wachen! Wachen! Hier ist die Bestie! Das Wilde Mädchen ist bei ihm!“

Ich spürte, dass Keelin kurz davor war, ihn zum Schweigen zu bringen. Ein Satz, ein Happs ... und vorbei wäre es mit Krosch. Ich hielt den Wolf mit einer Handbewegung auf.

„Nicht! Er hat mir geholfen!“ Dann wandte ich mich an Krosch. „Es tut mir leid!“, sagte ich. Es tat mir wirklich leid. Er war gut zu mir gewesen und hatte solch einen Schrecken wirklich nicht verdient. In seinen Augen glitzerte die nackte Panik. „Bitte verzeih mir. Aber wir sind wirklich nicht gefährlich.“

Dann kletterte ich hastig vom Kutschbock, packte Keelins Nackenhaare und zog ihn mit mir. Er folgte brav – und schon rannten wir los. Weg vom Innenhof, weg vom kreischenden Krosch, in eine Nebengasse hinein.

Eine Gasse weiter hörte ich die erste Wache rufen. Sie hatten Krosch gehört. Sofort peitschte das Adrenalin fast schmerzhaft durch meine Adern. Keelin hingegen wirkte noch ganz gelassen. Er sprang neben mir her, als würde er jede Nacht durch fremde Gassen jagen.

„Und jetzt?“, keuchte ich in Panik. Ich kannte die Stadt nicht gut genug, als dass wir uns hätten verstecken können. Keelin blieb abrupt stehen. Ich hetzte noch zwei Schritte weiter, dann wandte ich mich ihm zu. „Was?“

Er sah mich fordernd an.

„Was? Was meinst du?“

Er blickte erst mich an, dann drehte er sich und starrte auf seinen Rücken, dann wieder auf mich. Ich ahnte es.

„Oh, nein! Ich werde bestimmt nicht auf dir reiten!“

Doch genau das tat ich. Keine fünf Sekunden später hockte ich auf dem breiten Rücken meines Wolfes und klammerte mich an seinen Rücken, als hinge mein Leben davon ab. Was ja auch so war.

Mir blieb die Luft zum Schreien weg, als Keelin lossprintete. Er war unfassbar schnell, selbst mit meinem Gewicht auf seinem Rücken. Mit riesigen Sätzen raste er die Gasse zurück, jagte über den Innenhof, nahm Anlauf, sprang und katapultierte uns mit zwei Sätzen rauf auf die Zinnen.

„Keelin!“, kreischte ich in heller Panik. „Bis du wahnsinnig? Das ist viel zu ...“ Zum „tief“ kam ich nicht mehr, denn Keelin sprang ohne zu zögern auf der anderen Seite wieder runter. Wir flogen durch die Luft, zwanzig Meter in den Abgrund. Ich erwartete, am Fuß der Zinnen zu zerschellen, das Bersten von Vorderpfoten zu hören. Doch Keelin kam butterweich auf dem Erdboden auf, federte die gewaltige Wucht ab, als sei es nur ein kurzer Hüpf, und beschleunigte. Fast hätte ich den Halt verloren und klammerte mich in letzter Sekunde fest.

Mein Wolf jagte weiter, so schnell, wie kein Wari oder Strauß hätte laufen können. Nichts konnte uns einholen, selbst die Luft zum Atmen hatte Mühe, mit uns mitzuhalten.

Es war unfassbar.

Es war unglaublich.

Und ich hatte höllische Angst, herunterzufallen.

Keelin erreichte den Wald in Rekordtempo. Waren fünf Minuten vergangen? Zehn? Ich hatte den halben Tag für die gleiche Strecke gebraucht. Dann krachte Keelin ungebrems in den Wald, wick Bäume aus, so schnell, dass ich sie noch nicht einmal klar erkennen konnte – und stoppte so scharf, dass ich nach vorne flog und im nächsten Busch landete.

Dass ich mir nichts brach, war wohl reiner Zufall.

Ich stöhnte, Keelin schnaufte. Na, immerhin. Der rasante Lauf hatte ihn zumindest

angestrengt.

Mühsam puhlte ich mich aus dem Busch, zupfte mir die pieksigen Äste aus dem Haar, holte tief Luft, sah Keelin an - und brach in Tränen aus.

Es war, als holte mich das Leid von zehn Jahren mit einem Schlag ein. Meine Seele hatte so lange gelitten, dass sie auseinander krachte – und das ausgerechnet jetzt.

Eigentlich hatte Keelin böse auf mich sein wollen, das sah ich im Funkeln seiner Augen. Doch als er meine Tränen sah, zog er den Schwanz ein und winselte leise. In seinem Nacken klebte, völlig unbemerkt, eine kreideweiße Meeha, getarnt als winzige Fledermaus. Die Ärmste hatte die tollkühnen Sprünge über die Zinnen gleich zwei Mal mitmachen müssen.

Das alles sah ich und auch wieder nicht. Ich sackte auf dem Erdboden zusammen, als wäre ich ein Sack ohne Füllung. Ein komisches Geräusch erklang, das ich erst nach einer halben Minute Gejammer als mein eigenes erkannte.

„Ich bin ein Monster, Keelin!“, stöhnte ich. Immer wieder. Ich konnte nicht aufhören. Keelin winselte verzweifelt und versuchte, meinen zur Kugel zusammengerollten Körper auseinander zu biegen. Wir mussten weiter! Weiter! Weg von hier.

Aber ich kringelte mich nur zusammen und weinte mir die Seele aus dem Leib. Irgendwann legte sich der Wolf neben mich, wärmte mich mit seinem Fell und seiner Anwesenheit, leckte mir die Ohren und die Nase. Auch Meeha beteiligte sich, indem sie sich in meine verkrampften Arme kuschelte.

So schlief ich ein. Völlig erschöpft. Völlig verzweifelt. Aber immerhin - nicht völlig allein.

Ich wurde vom Zwitschern eines Vogels geweckt. Und dem Lärm von einem halben Dutzend Wachen, die durch die Wälder polterten. Dem Vogel verging die Lust aufs Singen und er verzog sich.

Ich erstarrte.

Keelin lag immer noch an mich gekuschelt, völlig reglos. Doch sein Blick sprach Bände. So leise ich konnte, wischte ich mir das völlig verheulte Gesicht mit dem Ärmel trocken, kletterte auf seinen Rücken und schon machte er einen Satz.

Die Wachen hatten keine Chance, uns einzuholen.

Einer von ihnen sah uns, deutete auf uns, aber da waren wir auch schon fort. Zurück blieben nur wippende Zweige und eine ziemlich nasse Stelle, an der meine Tränen umgeben von Wassergeistern im Erdboden versickerten. Zumindest die hatten ihren Spaß daran.

Ich klammerte mich die nächsten drei Stunden an Keelin und ließ ihn einfach laufen. Er jagte nicht mehr ganz so schnell dahin, verfiel erst in einen lockeren Trab und dann in einen zügigen Trott. Ich fühlte mich zu mies, um selbst zu laufen.

Das Gesicht in seinem zottigen Fell vergraben, wünschte ich, ich könnte vor Scham vergehen. Was hatte ich mir nur gedacht? Was hatte ich mir gewünscht?

Meine letzte Hoffnung, irgendwann doch mal dazuzugehören, zerplatzte. Ich hatte vierhundert Geldstücke in meiner Tasche, aber keine Möglichkeit, sie jemals gegen etwas Nützliches einzutauschen. Vierhundert völlig nutzlose Menschen-Geldstücke. Noch nicht mal zum Verbrennen eigneten sie sich, es handelte sich dabei um Hartgeld. Das hieß, dass noch nicht mal die Feuergeister damit spielen konnten.

Ich musste wohl gezuckt haben, denn Keelin blieb stehen und schwang seinen gewaltigen Kopf zu mir herum. Er brannte mir mit Blicken ein Loch in die Schädeldecke, aber ich weigerte mich, mein Gesicht zu ihm zu wenden. Ich war noch nicht bereit. Stattdessen vergrub ich mich noch mehr in seinem Fell und stellte mich tot.

Irgendwann gab Keelin das Warten auf und trottete weiter. Ich war ihm dafür unendlich

dankbar und versuchte, so wenig wie möglich zu weinen. Der erste Wassergeist hatte uns bereits entdeckt und rutschte zusammen mit meinen Tränen an Keelins Haut zur Erde hinunter. Das musste sich ziemlich unangenehm anfühlen.

Der Sommer neigte sich eindeutig dem Ende zu und die Geister kehrten zu mir zurück. Zumindest das hatte etwas Tröstliches an sich.

Keelin schaffte die Wegstrecke innerhalb der bereits angebrochenen Nacht und des folgenden halben Tages. Dann standen wir vor der Hütte und starrten die Tür an, als wolle sie uns verschlingen.

Wir waren zu Hause.

Ich versuchte, nicht ganz so deprimiert zu erscheinen wie ich war, aber ich sah es in Keelins besorgtem Blick: Ich musste schrecklich aussehen.

Ich hätte Krosch noch gerne gefragt, ob er wusste, was ich war, was mit mir geschah. Und falls er darauf keine Antwort hätte, hätte ich mich bei ihm erkundigt, ob er jemanden kannte, der jemanden kannte, der jemanden kannte, der es eben wusste. Aber es war alles so schnell gegangen ...

Die Geldstücke drückten unangenehm gegen meine Brust. Ich holte sie aus meiner Halstasche hervor und schleuderte sie quer durch den gesamten Raum. Die Ziege meckerte erschrocken, die Hühner gackerten. Ich hatte sie in die Hütte geholt, um sie vor ungebetenen Gästen zu schützen. Sie hatten Futter für zwei Wochen und starrten mich an, als sei ich eine Erscheinung.

Mit großen Schritten warf ich mich auf meine Strohmatten, wälzte den Kopf zur Wand und schloss die Augen.

„Mach dir keine Sorgen, Keelin!“, murmelte ich. „Ich komm wieder auf die Beine. Morgen. Nicht heute. Aber morgen geht es mir wieder gut. Versprochen!“ Dann schlief ich vor Erschöpfung ein.

Am nächsten Morgen ging es mir tatsächlich ein bisschen besser. Ich sammelte die Geldstücke wieder ein und legte sie in eine Schachtel, die ich in der Erde vergrub. Dann setzte ich einen Findling auf diese Stelle.

Ich brauchte das Geld nicht mehr, denn ich würde nie wieder zu den Menschen zurückkehren. Ich war fertig mit ihnen.

Dann machte ich weiter wie bisher und bereitete mich auf den nächsten Winter vor. Denn der kam bestimmt.

Während ich die Hütte instand setzte, Fleisch pökelte und dorrte, meine Wäsche flickte, den Ackerboden ordnete, ein krankes Huhn tötete, rupfte, zerlegte, fischte, Beeren sammelte und meine Pfeile sortierte, beobachtete mich Keelin aus diesen besorgten Augen heraus. Ich bemühte mich, möglichst fröhlich zu sein.

Ich war ein sanftes, freundliches, lustiges Ding. Das wusste ich. Ich konnte aus den schlimmsten Situationen noch das Beste herausholen. Ich sah Dinge selten schwärzer als sie waren und ich lachte schrecklich gerne und schrecklich viel.

Aber in den nächsten Monaten lachte ich nicht mehr. Mir war das Lachen vergangen. Zumindest vorerst.

Keelin ertrug meine Launen, so wie er die Geister in seinem Fell ertrug. Er ließ sich als Lastentier, Ackergaul und Turngerät missbrauchen. Er war unfassbar geduldig, in allen Dingen des Alltags.

Ich liebte ihn dafür. Ja, wirklich. Ich liebte ihn, wie ich noch nie ein Wesen vorher geliebt hatte, nicht einmal Meeha oder die süßen Wassergeister und schon gar nicht mal die dämliche Ziege.

Ich glaube, er liebte mich auch. Warum sonst hätte er all das ertragen?

Und dann fiel der erste Schnee. Das war meist ein ziemlich erdrückendes Gefühl, denn bald würde ich wieder an die Hütte gefesselt sein. Aber Schnee hieß auch, dass Keelin jetzt fast ein Jahr bei mir war. Ein gutes Gefühl. Diese tiefe Angst, dass er mich plötzlich verlassen könnte, verblasste ein wenig.

Als also die erste Flocke auf mein Gesicht fiel, wurde ich nicht traurig wie sonst. Ich begrüßte sie als Neuanfang, als einen weiteren Winter, der doch anders sein würde als die Winter zuvor: Denn ich war nicht mehr allein.

Ich legte den Kopf in den Nacken, ließ den Schnee auf mich sinken und streckte die Arme aus. Mit weit geöffneten Augen drehte ich mich und starrte in das wirbelnde Weiß im Himmel.

Es sah wunderschön aus.

Dann sprang mich Keelin an und riss mich in den Matsch. Ein wohl durchdachter Sprung, denn das Blitzen in seinen Augen sagte: Fang mich doch!

Ich schnaufte, grabschte nach den ersten liegengebliebenen Flocken und schleuderte ihm einen Misch aus Matsch, Schnee und halb verdorrten Blättern entgegen. Es war der mieseste Schneeball, den ich je geformt hatte, aber er traf den verblüfften Wolf genau im Gesicht.

Und da musste ich lachen. Endlich. Ein befreiendes Gefühl. Ich hatte es vermisst.

Kapitel 6 – Die Verwandlung

Von da an schüttelte ich meine beginnende Winterdepression ab wie die Bäume ihr Laub. Diese tiefe Trauer passte nicht zu mir, sie veränderte mich in die falsche Richtung. Ich war kein depressiver Haufen Wildnis! Nein!

Das wollte ich nicht sein und ich stemmte mich mit all meiner Energie gegen die schleichende Einsamkeit.

Um mich abzulenken, konzentrierte ich mich ganz auf Keelin.

Es war oft schwierig für mich, ein richtiges Gespräch mit ihm zu führen. Auf komplexe Fragen reagierte er nämlich grundsätzlich nicht und er beantwortete auch die einfachen nicht immer.

Ich war mir nicht sicher, ob das Absicht war oder ob er es nicht konnte. Manchmal wirkte er so weit weg, so tierisch – und dann wieder wie ein aufmerksamer Mensch.

Sobald ich ihn aber fragte, ob er wusste, was die Striche in meinem Gesicht zu bedeuten hatten, reagierte er gar nicht mehr. Er zwinkerte noch nicht mal. Weißt du, was das ist? Weißt du, wer mir das beantworten könnte? Weißt du, ob es noch mehr von mir gibt? Bin ich ein Magiewesen? Ein Mensch? Ein Zwitter?

All diese Fragen blieben unbeantwortet und ich gab es irgendwann auf.

Der Winter verging ziemlich unspektakulär. Eine fiese Erkältung erschöpfte mich und fesselte mich für längere Zeit ans Bett. Wäre Keelin nicht bei mir gewesen, wäre das für mich gefährlich geworden.

Mal eben zum Bach gehen, frisches Wasser holen? Ging nicht. Mal eben raus, ein paar Knollen suchen? Auch nicht.

Keelin erledigte das für mich.

Die Erkältung ging genau wie der Winter, die Geister verließen meine Hütte wieder und die Ziege starb. Es war traurig, aber abzusehen gewesen. Sie war ein altes, mageres Ding, immer mies gelaunt, erst recht, seit der Wolf bei uns war.

Ich konnte mich nicht überwinden, sie zu essen. Sie hatte zwar keinen Namen gehabt, aber trotzdem ... Es war mühsam, ein Loch in die noch halb gefrorene Erde zu buddeln. Da hinein legte ich sie und bastelte sogar noch einen kleinen Altar.

Keelin hockte zweifelnd neben mir.

Wie jedes Jahr war der Frühling arbeitsreich. Die Natur erwachte und ich musste mich ihr anpassen. Zum Glück hatte ich noch Samen vom letzten Jahr, selbst gezüchtet. Ich hoffte, dass er so gut war wie der gekaufte.

Zwei weitere Monate gingen ins Land, der Wald wurde immer grüner und lauter. Die Vögel waren alle wieder zurückgekehrt und um mich herum wimmelte es von Tierkindern. Für mich war das die schönste Zeit.

Ich stellte sogar das Jagen ein und begnügte mich mit Beeren und Fischen, denn ich wollte es nicht riskieren, einem Kitz die Mama zu erschießen. Keelin lobte mich allein durch seine Körperhaltung.

Verrückt.

Es war ein Morgen wie jeder andere auch, als ich eine ganz andere Seite an meinem Wolf entdeckte. Wir waren auf Streifzug durch die Wälder und Keelin hatte sich abgesetzt. Er tollte zwischen den Bäumen umher, als sei er ein kleiner Welp, der die Welt erkundet.

Meeha zischelte genervt auf meinem Kopf. Sie hatte aus einigen Strähnen ein Nest für sich gebaut, ich ließ sie machen. Meine Haare waren ohnehin wirr, da kam es auf ein weiteres, winziges Nest nicht mehr an. Da ich sie nicht sehen konnte, wusste ich nicht, als was sie gerade getarnt war. Sie war aber federleicht. Vielleicht ein Vögelchen mit Meerschweinchenohren?

Sie war ganz vernarrt in die Meerschweinchenform.

Ich folgte Keelins fröhlichem Gebell und pflückte dabei Beeren und suchte Kräuter. Mein Vorrat war fast leer, meine Erkältung hatte fast alles verschlungen.

Plötzlich hörte Keelins Gebell abrupt auf und ich horchte alarmiert. Ich ließ die Beeren Beeren sein und hielt auf die Lichtung zu, auf der ich ihn zuletzt hatte toben sehen.

Die Spannung in der Luft hatte sich plötzlich verändert. Nur ganz leicht, aber ich spürte es. Es war beunruhigend.

Und dann sah ich ihn.

Er lag mitten auf der Lichtung, lang ausgestreckt auf einem sonnigen Fleck Gras. Er versank ein ganzes Stück in dem Grün, hier wuchs es mehr als knöchelhoch. Um ihn herum schwirrten hunderte, ach, was sag ich: tausende von Schmetterlingen. Es sah so kitschig aus, dass es fast in den Augen tränte.

Er lag völlig reglos, umgeben von einem bunten Schwarm wilder Flügel, die Augen halb geschlossen, jeder Muskel völlig entspannt.

Zwei Rehe kamen mit ihren Kitzen auf die Lichtung, stellten sich keine fünf Meter neben den gigantischen Wolf und ästen friedlich. Es war wohl der sicherste Platz auf Erden für sie. Selbst eine Hasenfamilie näherte sich.

Kitsch pur.

Ich war fassungslos, gelinde gesagt. Warum genau, weiß ich gar nicht. Irgendwie hatte ich Keelin immer noch als jagenden Wolf gesehen, als Raubtier. Aber hier wirkte er so fehl am Platz und gleichzeitig so absolut passend.

Er war ein Stück Wildnis. Er war die Natur. Er war der Wald. Das wurde mir jetzt klar.

Offenbar hatte er mich am Rand der Lichtung bemerkt, denn er drehte seinen mächtigen Schädel in meine Richtung – und gähnte gewaltig. Sein Schwanzwedeln war wohl eine Einladung, die ich zögerlich annahm.

Die Wildtiere blickten kurz auf, dann zum Wolf, und als der keine Gefahr signalisierte, ästen sie einfach weiter.

Ich war für fünf Sekunden tatsächlich ein bisschen beleidigt.

Hallo? Ich war eine mächtige Jägerin. Da war ja wohl ein bisschen Angst angebracht!

Der Schwarm Schmetterlinge war mittlerweile so dicht, dass ich Keelin nicht immer ganz erkennen konnte. Mein Herz klopfte, als ich mich neben ihn setzte und ein Teil des Schwarms wurde. Sie umflatterten aufgeregt meine Haare, setzten sich hinein und kitzelten meine Ohren. Fast hätte ich vor Staunen meinen Mund offen stehen lassen. Fehler, da wären sie ebenfalls reingeflogen.

Und dann kamen die Geister. Natürlich. Sie liebten zwar Aktion und machten selbst genug Chaos, aber Ruhe und Frieden – erst recht mit Sonnenschein verbunden – war sogar noch besser. Die Luftgeister spielten mit den Schmetterlingen und raschelten mit dem Gras, die Erdgeister buddelten Kreise um uns herum, ein Steingeist kullerte heran und irgendwo grollte ein Wurzelgeist tief in der Erde verborgen. Zum Glück kam kein Feuergeist dazu.

Wir saßen fast zwei Stunden dort in der Sonne. Nach und nach wurde der Schmetterlingsschwarm kleiner, die Rehe verzogen sich in den Wald und die Geister begannen, sich zu langweilen. Wir blieben bis zum Schluss, um diesen atemberaubenden Moment noch festzuhalten.

„Keelin“, setzte ich irgendwann an, die ersten Worte seit Stunden. Der nächste Satz hätte etwas Erhabenes sein sollen – zum Beispiel: Du bist der König der Tiere, ich verneige mich vor dir. Oder: Das war das Fantastischste, was ich je erlebt habe, ich danke dir. Oder: Die Schönheit, die uns umgibt, lässt mich sprachlos zurück, ich liebe dich dafür. Aber mir fielen zu der Situation nur dumme Sprüche ein. Und so sagte ich stattdessen: „Krass! Das war ja so viel Idylle, da hätte

man glatt kotzen können. Brrruah!“

Er sah mich schief an, stand auf und streckte sich tiefenentspannt. Dann schnüffelte er an meinem Beutel und klaute sich ein paar Brombeeren. Er war wirklich Vegetarier. Aber nach dem, was ich hier gesehen hatte, konnte er wohl auch kaum Jagen.

Und dann, in dieser Nacht, verwandelte er sich zum allerersten Mal. Ich hatte damals noch gedacht, mit mir würde jetzt die Fantasie durchgehen, irgendwann sah ich aber ein, dass es tatsächlich passierte.

Keelin und ich hatten uns wie jeden Abend vor den Kamin gehockt. Gab ja sonst auch nicht viel, wo wir hätten sein können. Draußen war es zwar schon ziemlich warm, aber ich machte abends immer noch Feuer, das war gemütlicher.

Wir hockten also nebeneinander. Er schlief, tief und fest, und schnarchte ab und zu. Ich schnitzte - oder massakrierte das Holz, denn im Schnitzen bin ich so begabt wie beim Holzhacken/Kochen/Säen - mir ein Figürchen. Meist bestimmte ich erst hinterher, was für ein Tier es darstellen sollte. Das war einfacher, als erst einen Hasen zu schnitzen, um dann hinterher festzustellen, dass er doch eher einem Schaf ähnelte.

Wo Meeha während des erhabenen Moments war, weiß ich gar nicht mehr. Sie knurspelte vermutlich unter dem Schrank ihre Möhren.

Ich weiß noch, dass ich genervt war und mein Messer zur Seite legte. Dann starrte ich ins Feuer, kraulte dabei dem Wolf die Ohren und dachte nach. Das war dann die Sekunde, in der es passierte: Ganz plötzlich hatte ich kein Wolfsohr mehr in der Hand, sondern - Luft.

Ich nahm im ersten Moment an, Keelin habe den Kopf gedreht, warf ihm einen kurzen Blick zu – und erstarrte.

Wo normalerweise dieser riesige, alles beherrschende Wolfskörper ruhte, schlummerte jetzt ein Mensch. Er lag genau wie Keelin auf der Seite, Kopf in den Händen/Pfoten, Augen entspannt geschlossen.

Ich wünschte, ich könnte noch genauer beschreiben, wie er in dieser Sekunde ausgesehen hat, aber leider dauerte es auch wirklich nur einen Atemzug, ein kurzes Flimmern der Luft, ein Verschwimmen der Gestalt vor mir – dann war der Wolf wieder ein Wolf und der Spuk vorüber.

Ich blinzelte.

Traum oder Wirklichkeit? Wunsch oder Realität?

Mein Herz raste und ich hatte einen fetten Klos in der Kehle hocken. Was, bei allen Geistern dieser Welt, war denn das gewesen?

Keelin hatte nichts bemerkt, er schlief weiter.

Der Mensch war männlich gewesen, seiner Statur nach zu schließen. Dankenswerterweise hatte er tatsächlich Kleidung angehabt. Zwar ziemlich durchlöcherter, stinkender und zerfetzter Kleidung, aber ich hatte deutlich eine schlabbrige Hose und ein Holzfällerhemd gesehen.

Dunkle, lange Haare hatte er gehabt. Gewellt? Ich war mir nicht sicher. Auf jeden Fall wuchs in seinem Gesicht ein Bart, ungepflegt und ungewaschen.

Oje, Aeri, jetzt hatte mich die Einsamkeit doch verrückt gemacht. Ich wünschte mir so sehr einen menschlichen Keelin, dass mein Gehirn ihn sich kurzerhand selbst ersonnen hatte.

Es war aber ein wirklich schöner Tagtraum gewesen.

Weil ich die Verwandlungsnummer für ein Gespenst meiner Fantasie hielt, erwähnte ich nichts davon. Mir war es ein bisschen peinlich. Was hätte ich denn sagen sollen?

„Hey, Keelin. Du sahst als Mensch ganz schön scharf aus?“ Danke, nein. Bestimmt nicht.

Aber ab da lauerte ich. Ich kraulte ihm häufiger als üblich die Ohren und ich machte öfter Feuer als gesund war, selbst bei fünfundzwanzig Grad. Keelin war zwar verwirrt, ließ mich aber machen.

Ohrenkraulen? Keine Reaktion.

Gemütliche Abende am Kamin? Half nicht.

Vorher auf irgendwelchen Lichtungen rumliegen und Schmetterlinge anlocken? Auch da Fehlanzeige.

Ich wünschte mir so sehr, Keelin noch einmal als Mensch zu sehen, dass ich unruhiger war als normalerweise. Der Wolf nahm das natürlich wahr – und wirkte selbst ganz angespannt. Außerdem fühlte er sich wohl von mir beobachtet, was er ja auch war. Und das verunsicherte ihn.

Aber selbst der schönste Moment verblasst irgendwann in der Erinnerung. Ich hakte ihn ab und ging zum Tagewerk über.

Zwei Nächte später lag der Mensch wieder vor dem Kamin. Ich bekam fast einen Herzkoller und verfiel in Schnappatmung, die dann in einen handfesten Schluckauf endete. Mein Schluckauf weckte Keelin dann leider auf – und schwupps, lag da wieder ein Wolf.

Alles Blinzeln half nicht.

Ich hatte mir die Wandlung nicht eingebildet. Nein. Bestimmt nicht. Oder? Oder???

Die nächsten zwei Wochen benahm ich mich völlig konfus. Ich vergaß die Eimer am Bach und suchte sie stundenlang. Dann fand ich sie, nahm sie aber nicht mit. Ich säte die Wintergerste in ein noch nicht vorbereitetes Feld, was eine mittlere Katastrophe war, und wässerte einen Bereich, in dem noch kein Korn drin war. Dann vergaß ich, die Hühner zu füttern, sodass sie selbst irgendwann aus Verzweiflung aus dem Gatter flohen, und es dauerte Stunden, sie wieder rein zu locken.

Beim Ausbessern der Hütte schlug ich mir so auf den Finger, dass er um das Doppelte anschwell, ich stürzte von der Leiter und ließ meine Wäsche in den Bach fallen, wo sie fast für immer vom Fluss davongetragen worden wäre.

Keelin tat sein Bestes, um das Schlimmste zu verhindern.

Er rettete die Wäsche aus dem Fluss, lockte die Hühner wieder zurück, sicherte von da an die Leiter, passte mit Argusaugen auf, wo ich säte, und folgte mir auf Schritt und Tritt. Er war nervös, weil ich so fahrig war – und ich war nervös, weil mich Keelin auf einmal nervös machte.

Morgens warf ich ihn ab jetzt immer, bevor ich mich wusch und anzog, aus der Hütte. Ihn als männliches Wesen zu sehen, hatte mein Schamgefühl geweckt. Ich konnte ihm noch nicht einmal mehr dabei zusehen, wie er die Bäume rund um unsere Hütte markierte.

Irgendwie sah ich dann in meiner Fantasie einen verstrubbelten Mann, der in die Büsche strullte – und musste schamhaft wegsehen.

Es war abzusehen, dass mich meine Zerstreutheit bald in ernsthafte Schwierigkeiten brachte, denn der Sommer schritt mit Siebenmeilenstiefeln voran. Ich musste dringend weitere Vorräte anlegen.

Aber es war echt schwer, sich zu konzentrieren.

Denn, mal ehrlich, so unwahrscheinlich war es ja auch gar nicht, dass in Keelin etwas Menschliches schlummerte. Immerhin konnte sich Meeha von einem Meerschweinchen in einen Affen verwandeln, wenn sie wollte.

War es da nicht auch möglich, dass sich ein Veddawolf in einen Menschen verwandelte?

Allein der Gedanke ließ tausend Schmetterlinge in meinem Magen flattern. Es wäre... es wäre... unvorstellbar! Es wäre... wunderbar!

Das war mein letzter Gedanke, bevor ich den blödesten Schritt meines Lebens machte. Ich bin normalerweise echt trittsicher, aber heute war ich mit meinen Gedanken mal wieder Meilen entfernt.

Mein Knöchel knickte auf dem steilen Abhang um, ich kam ins Rutschen. Automatisch versuchte ich, meinen Patzer auszubalancieren, aber der Stein gab plötzlich unter meinem Gewicht nach. Ich knallte nach hinten auf den Rücken und stürzte aus einem Gemisch aus Steinen, Ästen und Erde den Abhang runter.

Ich kam noch nicht mal dazu, zu schreien, dann war der Sturz auch schon beendet. Es war nur eine Rutschpartie von etwa fünf Metern gewesen, aber sie reichte.

Atemlos blieb ich auf dem Rücken liegen, starrte hoch in die Baumwipfel. Es war der Moment, in dem man noch keine Schmerzen hat. Dann kamen sie, heftig, grausam. Tränen schossen mir in die Augen.

In der Sekunde tauchte auch schon der schockierte Keelin neben mir auf, starrte mich aus riesigen, blauen Augen an.

Ich war noch nie gestürzt. Noch nie! Zumindest nicht so dämlich.

„Aua!“, sagte ich und rappelte mich langsam hoch. Meine kurze Bestandsaufnahme war erschreckend: Die Knie waren blutig, die Schienbeine aufgeschürft, ebenso die Ellbogen. Ich schmeckte Blut im Mund, hatte mir wohl auf die Zunge gebissen. Doch das Schlimmste war, dass mein Rücken in Flammen stand.

Verletzungen am Rücken, auch kleine, waren schlimm. Ich konnte mich dort schlecht selbst versorgen.

Aber jetzt erst mal keine Panik. Das Leben im Wald war eben gefährlich – und daran hatte mich Mutter Natur soeben erinnert.

Ich stützte mich auf Keelin, während ich mich hochrappelte. Immerhin hatte ich mir am Knöchel nichts getan, meine Beine trugen mich. Neben meinen Füßen klapperten einige Steingeister nervös vor sich hin, kullerten über den Boden. Ich warf ihnen einen vernichtenden Blick zu.

„Ja, vielen Dank auch. Ihr hättet mal eher kommen und mich retten können!“ Das Klappern von Stein auf Stein wurde lauter. Sie waren so aufgeregt, dass ich sie beruhigen musste. „Entschuldigt. Es war meine Schuld. Beruhigt euch!“ Sofort verstummte das Geklapper.

Wäre ich ganz bei Sinnen gewesen, ich wäre jetzt noch nervöser geworden. Die wenigsten Geister reagierten wirklich auf mich, zumindest nicht richtig messbar. Das letzte Mal war es der Wassergeist gewesen, der Keelin gerettet hatte. Das war das erste Mal gewesen, dass ein Geist eine wirklich erkennbar, sinngerichtete Handlung vollzogen hatte. Ansonsten geisterten die Geister eben einfach so vor sich hin.

Diese Steingeister schienen aber beunruhigt. Was mich hätte beunruhigen müssen, aber ich hatte zu heftige Schmerzen, um sie zu beachten.

Keelin zog mich den Hang hinauf, indem ich mich an seinem Fell festhielt. Dann taumelte ich zum Bach hinüber, um mich zu säubern.

Die Wunden durften sich nicht entzünden, das war das Allerwichtigste.

Meine Haut brannte wie Feuer, fast überall. Schürfwunden tun verdammt weh.

Ich ging baden und versuchte, möglichst alle Stellen am Rücken vorsichtig zu waschen, aber es war schwierig. Und es brannte so heftig, dass ich sogar ins Wasser kotzte.

Mein Hemd ausziehen war fast zu viel. Mir wurde schwindelig vor Schmerz. Der Stoff pappte am Rücken, auf meinen Wunden. Ich ging im seichten Wasser in die Knie.

Sofort stand Keelin neben mir. Ich musste wirklich schlimm aussehen, wenn er sogar freiwillig in den Bach stieg.

Fast eine ganze Stunde quälte ich mich, bis ich wieder aus dem Bach raus klettern konnte. Danach taumelte ich nur noch in die Hütte, legte mich vorsichtig auf die Matte und regte mich nicht mehr. Wenn ich keinen Muskel rührte, ließ sich der Schmerz aushalten.

Der besorgte Keelin trug mir meine Kräuter neben das Lager, aber weiter konnte er mir nicht helfen.

Ich schlief ein, brennend, traurig, verletzt.

Kapitel 7 – Winterdrama

Fast eine Woche bewegte ich mich wie eine altersschwache Schnecke mit Rheuma im Häuschen. Die Haut heilte, spannte aber überall. Mein Knie wurde ganz dick, aber zum Glück verging die Entzündung recht schnell. Doch mein Rücken bereitete mir immer noch große Sorgen, erst recht, weil Keelin ihn immer wieder besorgt musterte.

Aus Verzweiflung tunkte ich mein zweites Hemd großzügig in Heilsalbe und zog es an in der Hoffnung, so alle Stellen am Rücken mit Kräutern einzuschmieren. Es brannte wie die Hölle, danach fühlte ich mich aber besser.

Am dritten Tag keimte in mir die Hoffnung, noch mal alles gut überstanden zu haben. Der Rücken hatte sich nicht entzündet, ich fühlte mich immer besser. Und auch Keelin wirkte nicht mehr so angespannt.

Am vierten Tag konnte ich sogar einige kleinere Dinge erledigen. Ich war zäh, zum Glück, und konnte Schmerzen gut aushalten.

Am fünften Tag dann fing das Pochen in der Schulter an, nur ganz leicht: Ein Ziehen, ein Zippeln. Ich ignorierte es.

Aber bald konnte ich beim Holzhacken die Axt nicht mehr über meinen Kopf heben, das Tragen der Wassereimer bereitete mir immer mehr Mühe.

Doch am schlimmsten war, dass ich den Bogen nicht richtig spannen konnte.

Da ich keine Spiegel besitze und sich im Bach auch nichts erkennen ließ, hatte ich keine Ahnung, was los war. Ich wusste nur, dass sich die Haut auf dem Rücken nicht richtig geschlossen hatte. Sie zog und spannte unangenehm. Der Schmerz in der Schulter kam eigentlich vom Rücken, da war ich mir sicher.

Ich entwickelte eine Schonhaltung, die es mir zumindest ermöglichte, das Holz einigermaßen zu hacken. Wenn ich fischte, flog meine Route nun nicht mehr so weit, trotzdem biss der ein oder andere Fisch noch an. Aber Jagen konnte ich vergessen.

Also stellte ich Fallen auf.

Keelin hasste das noch mehr als das Jagen mit Pfeilen und Bogen. Er fand das gemein, eindeutig. Aber was sollte ich machen? Ganz ohne Fleisch würde ich den Winter nicht überleben. Es hieß also: Das Wild oder ich.

Ich ging die Fallen so häufig ab, wie ich konnte – damit die Tiere nicht allzu lange leiden mussten. Keelin patrouillierte mit und tötete bereits verletzte oder zu Tode erschöpfte Tiere, aber er tat das mit so einem Widerwillen, dass es mir in der Brust schmerzte.

In den nächsten Tagen biss ich die Zähne zusammen und pökelte alles Fleisch, das ich ergattern konnte. Es war erschreckend wenig. Ich lagerte die Kartoffeln in den dunkelsten Winkeln meiner Hütte ein, musste aber zum allerersten Mal eine ganze Ladung in der Erde verfaulen lassen. Mir fehlte schlicht die Kraft, sie auszugraben.

Ähnlich erging es mir mit den Baumwurzelknollen. Normalerweise lege ich mir einen großen Vorrat an, aber in diesem Jahr ging es nicht: Die Schaufel wollte nicht so tief in die Erde.

Also verlegte ich mich aufs Nüsse sammeln. Nüsse geben viel Kraft, sind nahrhaft und nicht so kompliziert zu finden. Keelin war mein Späher: Er suchte die besten Büsche und führte mich hin. Nebenbei verputzte er die restlichen Beeren, die noch in der Natur herumhingen. Ich hatte den Eindruck, auch er stellte sich auf eine schwierige Zeit ein.

Und weil die Natur sich gerade schon gegen mich verschworen hatte, schlug sie auch noch mal doppelt zu: Der Schnee kam fast einen Monat früher als normalerweise.

Eine Katastrophe.

Weil mir klar war, dass die Nahrung nur ganz knapp reichen würde, rationierte ich von Anfang an. Selbst Meeha bekam nur noch zwei Möhren pro Tag. Sie verwandelte sich daraufhin

in einen winzig kleinen Meerschweinchen/Fledermausmix und verbrauchte so auch weniger Nahrung.

Ich wünschte, ich könnte das auch so machen.

Bereits im ersten Monat verlor ich rasant an Gewicht. Ich wusste, ich hatte wegen der ständigen Schmerzen ohnehin abgenommen, jetzt ging es noch schneller. Nach zwei Wochen war ich nur noch Haut und Knochen: Ein schwaches, verhärmtes Bündel verzweifelter Energie.

Denn Energie hatte ich. Mein Wille weiterzumachen, war ungebrochen.

Ich ignorierte die Tatsache, dass sich der Schnee meterhoch vor meiner Hütte türmte. Ich kam noch nicht mal mehr raus, um mich zu erleichtern. Aber, um ehrlich zu sein: Mein Darm hatte ohnehin fast gänzlich seine Tätigkeit eingestellt. Es gab ja kaum was zum Verdauen.

Weil die Situation so verzweifelt war, machte ich jede Menge Witze darüber:

Was hat Ähnlichkeit mit einem Floß? Meine Rippen ... haha. Was passt durch ein Schlüsselloch und hat noch Platz drum rum? Ich ... haha.

Keelin fand das alles nicht lustig. Ich im Grunde auch nicht, aber ich lachte trotzdem drüber.

Und während ich echt Hunger litt, ließ sich Keelin nichts anmerken.

Was ein richtiger Veddawolf war, der konnte wohl auch fast ganz ohne Nahrung auskommen. Es war, als ernährte er sich von Luft und Liebe. Zwar grollte sein Magen immer mal wieder vernehmlich, er weigerte sich aber so gut wie immer, auch nur einen Bissen von meinen Vorräten anzunehmen.

Er fraß höchstens mal eine Kartoffel – pro Woche. Wie unnatürlich war das denn?

Natürlich nahm auch er ab: Sein Fell wurde wieder struppig, die Knochen kamen hervor. Aber er sah nicht nach einer Kartoffel pro Woche aus.

Schade, dass ich mehr essen musste.

Tief in meinem Inneren hoffte ich, dass sich Keelin noch mal verwandeln würde. Das wäre ein bisschen Abwechslung hier in meiner Hütte. Doch nichts passierte. Ich nahm an, dass sich Veddawölfe in verzweifelten Situationen nicht verwandeln.

Und verzweifelt war die Situation. Das kann ich versichern.

Immerhin: Wir hatten jede Menge Geisterbesuch. Das hat natürlich Vor- und Nachteile.

Ich hatte zum Beispiel nie Probleme, ein Feuer anzumachen. Ein winziger Funke genügte, schon huschte ein Feuergeist von Holz zu Holz und steckte es in Brand. Leider erzeugten viele Feuergeister auch mehr Hitze und so brannte das Feuer auch ziemlich schnell runter.

Ich rationierte also auch das Feuer für die Geister: Nur noch zwei Feuergeister pro Nacht, bestimmte ich. Bitte anstellen, bitte Nummern ziehen. Die Feuergeister hielten sich tatsächlich dran.

Zum Glück hatte ich meine Hütte über eine Art Tunnel mit dem Geräteschuppen verbunden: Ich konnte unter der Erde durch krabbeln, rüber zum Schuppen, mir da mein Feuerholz holen und wieder zurück. Ich dankte meiner Eingebung für diese Idee: Hätte ich den Tunnel nicht, wäre ich mangels Feuerholz möglicherweise sogar erfroren – denn raus in den Schnee, das ging nicht, ich bekam ja noch nicht mal mehr die Tür auf.

Ganz zu schweigen davon, dass ich überhaupt gar nicht raus wollte: Dieser Winter war so kalt, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Es war sogar so eisig, dass selbst die Luftgeister die Lust am Tanzen verloren. Stattdessen hatten sie sich in meine Hütte verzogen und schwebten durchsichtig und schweigend vor sich hin.

Woher ich überhaupt wusste, dass sie da waren?

Nun ja, ich spürte sie. Immer mehr. Ich hörte ihre beruhigenden Stimmchen, ohne ein Wort zu verstehen. Sie unterhielten sich nicht direkt, es war eher wie ein durchgehendes sanftes Rauschen. Wie Blätterrascheln, Quellenblubbern und Vogelgezwitscher in einem.

Sie waren überall – und es wurden immer mehr.

Keelin ignorierte sie, obwohl sie in jeder einzelnen Haarsträhne seines Fells hingen. Sie belagerten ihn quasi, neckten ihn aber zum Glück nicht mehr. Es war, als sei ihm eine zweite Haut gewachsen – eine ziemlich unruhige Haut, muss ich zugeben.

Ich vermisste meine Schneespaziergänge schrecklich. Die vergangenen zwei Winter waren zwar immer anstrengend gewesen, aber niemals wirklich gefährlich: Ich war immer gut vorbereitet gewesen, kerngesund.

Jetzt sah das völlig anders aus.

Und es hörte auch nicht auf: Als die klirrende Kälte endlich verschwand und der Schnee schmolz, schwoll stattdessen der Fluss an. Sein Getöse verfolgte mich bis in den Schlaf. Das brüllende Wasser kam immer näher.

Ich ahnte, dass wir absaufen würden.

Das Fatale war, dass wir wirklich nirgendwo hin konnten. Meine Hütte, die zwanzig Quadratmeter verschwurbeltes Holz, waren mein Bollwerk, mein Schloss, mein Schutz gegen alles Übel da draußen. Sie hielt den Schnee ab, die Kälte, die Nässe, die Tiere und all das Schlimme, das in der Nacht lauerte. Sie zu verlieren, war undenkbar.

Die Hütte hatte den Schnee und die Kälte einigermaßen heil überstanden. Sie war zwischendurch so vereist gewesen, dass sie zu einem regelrechten Iglo gefroren war und hatte dadurch auch automatisch die Wärme gespeichert. Doch als sie auftaute, brach das Holz an vielen Stellen und genau da sickerte jetzt jede Menge Wasser herein.

Dazu kam der schneidend kalte Wind.

Meine Hände waren Tag und Nacht eiskalt und ungelenk. Ich konnte kaum noch meine Finger bewegen. Meine Schulter war steifer als jemals zuvor, ich konnte den Kopf nur noch wenige Zentimeter hin- und her bewegen. Alles tat mir weh, da halfen selbst Witze und das warme Fell meines Wolfes nicht mehr.

Wir zwei stanken außerdem wie zwei ersoffene Biber – halb vergammelt und moderig.

Mein neues Mantra war: „Alles geht mal vorbei, Keelin! Wir müssen nur durchhalten!“

Eines Tages riss der Bach, der jetzt eigentlich ein reißendes Meer war, meinen Vorratsschuppen einfach mit sich. Da war mir klar, dass ich mein Bollwerk aufgeben musste.

Doch wohin?

Durch den Schlamm konnte man sich kaum quälen. Außerdem tobte draußen ein Sturm, die Bäume knackten und brachen, auch sie waren mit ihrer Kraft am Ende. Die Geister heulten und jammerten.

Es war eigentlich Tag – und doch war es dunkelste Nacht. Es war die schwärzeste Stunde des Jahres.

Weil mir nichts anderes einfiel, kletterte ich auf Keelins Rücken, über und über mit Vorräten behängt. Was gar nicht mal mehr so viel war. Ich hatte jedes Stück Fell um mich herum geschlungen, das ich besaß, fehlten nur noch mein Bogen, die Hühner und Meeha.

Den Bogen zog ich mir über die mageren Schultern, die Hühner scheuchte ich nach draußen und Meeha verstaute ich sorgfältig in meinem Ausschnitt. Dann ging es schon los.

Kaum hatte mich Keelin aus der Hütte hinaus getragen, ertränkte uns schon der Regen. Jetzt rochen wir nicht mehr nur noch wie ersoffene Biber: Wir sahen auch noch so aus.

Keelin watete knöcheltief durch den Matsch, den Kopf gegen den schneidenden Wind gesenkt, die Augen zu Schlitzen verengt. Ich vergrub mein Gesicht in seinem stinkenden Fell. Das Wasser umfloss mich, als hätte ich gar keine Kleidung an.

Ich wusste nicht, wohin Keelin mich bringen würde, vertraute aber darauf, dass er eine Idee hatte.

Und tatsächlich: Keelin brachte mich zur Höhle. Zwei Tage Fußweg bis dorthin, aber sie

war wirklich der einzige Ort weit und breit, an dem wir noch einigermaßen Schutz finden konnten.

Blöd nur, dass dort ein Usurpator Winterschlaf hielt.

Keelin musterte das schlafende Ungetüm, während wir tropfend im Eingang standen. Dann warf er mir einen undefinierbaren Blick zu und hockte sich hin. Offenbar hatte er entschieden, dass das Vieh erst einmal nicht aufwachen würde.

Mir war der Gedanke unheimlich, keine zwei Meter von einem Usurpator zu schlafen, aber Keelin schien da kein Problem zu sehen.

Also verbrachten wir eine ganze Woche in meiner Höhle. Das Schnarchen des Usurpators wurde zu unserem Schlaflied, das Rauschen des Regens zur Hintergrundmelodie. Ich versetzte mich selbst in eine Art Dämmerzustand, halb schlummernd und niemals ganz wach.

Keelin rührte in all dieser Zeit kaum einen Muskel, sondern starrte nur trüb hinaus in die halb ertränkte Welt. Die Bäume waren nicht zu sehen, nur grau, grau, grau.

Und dann hörte der Regen auf. Ganz plötzlich. Die Bäume triefen noch, aber das Rauschen verstummte. Das plötzliche Fehlen meiner Hintergrundmelodie weckte mich auf – und leider auch den Usurpator.

So schnell war ich noch nie auf Keelins Rücken geklettert.

Schon ging es in riesigen Sprüngen wieder zurück zur Hütte oder zumindest nahm ich an, dass wir vor meiner Hütte standen. Von ihr war nicht mehr viel übrig. Das Meer hatte es fortgeschwemmt.

Stattdessen lagen jetzt dort tote Äste, angeschwemmte Bäume, Gestrüpp, tote Tiere und jede Menge Matsch.

Ich ließ mich auf die Knie sinken und starrte auf das Chaos. Ich war so geschockt, dass ich noch nicht mal weinen konnte.

Über allem hing der überwältigende Gestank nasser Erde, vergammelter Bäume und verrottender Kadaver. Zum Glück blieb mir vor Schreck die Luft weg, sodass ich nicht allzu tief atmete.

Als sich Keelin dicht neben mich setzte, schlang ich die Arme um ihn und lehnte mich an sein klopfendes Herz. Immerhin: Ich war nicht allein. Wir würden das durchstehen. Irgendwie.

Kapitel 8 - Shadun

Die Zeit kurz nach dem Winter war normalerweise für mich die langweiligste von allen. Die Natur war noch nicht erwacht, meine Vorräte gingen zur Neige - ich konnte mich also noch nicht mal mit essen ablenken - und es war meist zu matschig, um sich draußen zu bewegen.

In diesem Jahr konnte ich mich über Langeweile nicht gerade beklagen, denn ich musste einen neuen Unterschlupf bauen. Doch das war ziemlich schwierig: Meine Axt und meine Säge waren vom Fluss weggeschwemmt worden.

Ich musste wirklich all meine restliche Energie zusammenkratzen, um in diesen Tagen nicht einfach wegzusterben. Es wäre so einfach gewesen, sich im Matsch zu einer Kugel zusammenzurollen, die Augen zuzumachen und das Herz zum Aufgeben zu zwingen.

Zum Glück ich war noch nie jemand gewesen, der den einfacheren Weg wählte. Außerdem hätte Keelin mich ohnehin nicht gelassen.

Wir suchten zwei Tage lang den Wald nach einer geeigneten Stelle ab. Unsere Wahl fiel schließlich auf mehrere umgestürzte Bäume, die wir so miteinander verwoben, dass innen drin ein Hohlraum entstand. Ich verbrachte Stunden damit, den Erdboden mit meinen Füßen festzustampfen, was bei dem Moder keine einfache Aufgabe war. Dann suchte ich jede Menge schmale Äste und polsterte damit die Erde aus. Mein neuer Fußboden.

Keelin zerrte unermüdlich Äste über die gefallenen Bäume, bis unser Dach tatsächlich ein Dach war.

Im Inneren meiner neuen Hütte war es allerdings so dunkel wie in tiefster Nacht – und es würde schwierig, ein Feuer anzuzünden. Also bohrte ich mühsam ein Loch in die Zweige und wir schichteten Steine auf. Mein neuer Kamin, nicht so schön wie der alte, aber genauso zweckdienlich.

Es war anstrengend und ich war am Ende meiner Kräfte. Mein Körper bestand nur noch aus Sehnen und Knochen, Haut und Haaren. Ich hatte kein Gramm Fett mehr an mir, nur die Gelenke waren von der ewigen Feuchtigkeit geschwollen.

Zum Glück erlöste uns der Frühling von unserem Elend.

Als ich die erste Beere an einem Busch entdeckte, weinte ich vor Erleichterung. Ein Ende der Qualen war in Sicht. Und als ich das erste Mal vor meiner neuen Hütte saß und die sanften Sonnenstrahlen auf der Haut spürte, erlaubte ich mir so etwas wie ein bisschen Hoffnung.

Zur Feier des Tages brachte Keelin ein erlegtes Häschen mit nach Hause. Es musste kurz vor dem Tod durch Altersschwäche gestanden haben – das erklärte, warum Keelin es über sich gebracht hatte, es zu töten. Möglicherweise war es aber auch einfach direkt vor Keelins Nase verstorben, eingelullt von seinem sanften Brummen. Wer wusste schon, woher er das magere Ding hatte. Ich war ja nicht dabei gewesen.

Aber es war zumindest noch genug Fleisch dran, um eine Suppe zu kochen, die Keelin selbstverständlich nicht anrührte. Danach ging es mir schon viel besser.

Die Geister waren natürlich mit umgezogen und ich glaube, sie mochten die neue Hütte noch viel lieber als die alte. Diese Hütte war reinste Natur, während die andere durch Menschenhand in ihre Form gezwungen worden war: Eckig, geschliffen, geformt. Hier piekten die Äste, nichts war gerade, alles roch nach Baum. Der Farn wuchs schon bald durch meinen Fußboden hindurch und aus den verkrüppelten Resten des umgestürzten Baumes schob sich ein neuer Baum.

Die Geister waren begeistert.

Sie tobten den ganzen Tag durch die Äste, huschten von Zweig zu Zweig und wisperten, raschelten und heulten. Mich störten sie nicht, aber Keelin blieb die meiste Zeit draußen und kam nur kurz vor Sonnenuntergang rein.

Ich vermisste meine alte Hütte trotzdem. Sie war heller und dadurch auch freundlicher gewesen. Ich hatte mehr Platz gehabt und es hatte sich eben wie ein richtiges Zuhause angefühlt.

Hier hauste ich nur wie ein Tier in einer Höhle. Selten hatte ich mich so unmenschlich gefühlt.

Hinzu kam, dass ich schlimm aussah. Ich hatte zwar keinen Spiegel, aber ich musste mir nur meine winzigen Arme anschauen. Sie sahen aus wie vertrocknete Äste, spindeldürr und widerlich. Es gruselte mir ja schon fast selbst vor mir.

Mein erstes Bad nach Monaten tat furchtbar weh. Die Haut war aufgesprungen und brannte, der Dreck hatte sich eingenistet wie ein Tattoo. Und erst dann registrierte ich, wie verletzt ich wirklich war.

Es war überhaupt nicht mehr lustig, wie geschwollen meine Knöchel waren. Wenn ich an meiner Schulter entlang tastete, spürte ich Knubbel, wo keine hätten sein sollen. Die Haut war komplett verhärtet, ein dicker Brocken Schmerz. Hinzu gesellte sich ein bohrender Kopfschmerz, der zu meinem ständigen Begleiter wurde, dagegen half auch der beginnende Frühling nicht.

Und das Schlimmste: Ich konnte immer noch nicht jagen. Auf Dauer gingen mir die Beeren, Pilze, Kräuter und Fische bereits ganz schön auf die Nerven. Außerdem fütterten sie kein Fett an meine Rippen.

Kurz entschlossen stand ich auf, ging in meine provisorische Hütte und holte meinen Bogen und die letzten zwei Pfeile. Schnitzen war fast ebenso unmöglich geworden wie das Spannen meines Bogens. Meine Finger waren zu großen, aufgedunsenen Würsten geworden. Vermutlich hatte ich mir erst Frost und dann die Gicht geholt. Super.

„Wir gehen jagen!“, sagte ich zu Keelin. Der Wolf stand bereitwillig auf. Er wusste ganz genau, dass ich ohnehin nichts erlegen konnte. Nebeneinander trotteten wir dahin, schlugen uns in den mir so vertrauten Wald und atmeten den Duft des beginnenden Frühlings ein.

Keelin wurde es bald zu langweilig. Er hasste es, wenn ich vor mich hin schlich, um möglichst lautlos zu sein. Er tollte lieber umher. Also schlug er sich bald mit fünf Hüpfen in die Büsche und jagte davon.

Ich wusste, dass er die Luft um seine Nase wirbeln, die Pfoten so schnell er konnte auf den Boden trommeln und sich das Fell mal so richtig durchpusten lassen wollte.

Ich gönnte ihm den Moment und schlich alleine weiter. Keelin störte ohnehin nur bei meinen verzweifelten Versuchen.

Ich lief fast eine halbe Stunde allein durch den Wald. Der Gang half mir, die angespannten Muskeln ein bisschen zu lockern. Zwei Mal hatte ich auf Wild angelegt, aber beide Male hatte ich den Bogen kaum fünf Zentimeter spannen können. Der Pfeil machte einen traurigen Sturzflug, keine drei Meter weit. Das Wild blickte noch nicht mal auf.

Eine Super-Jägerin war ich.

Ich war kurz davor, wieder umzukehren, da hörte ich es. Zuerst dachte ich, ich hätte es mir eingebildet und lauschte angestrengt.

Ein Baumgeist ploppte aus der Rinde vor mir heraus, bildete erst ein riesiges Kullerauge, das mich anlotzte, und dann ein riesiges Ohr. Witzbold. Ich warf ihm einen scharfen Blick zu, woraufhin der Baumgeist sich wieder zu normaler Rinde verwandelte. Dennoch war er noch da. Ich spürte seine Präsenz als angenehmes Prickeln auf der Haut.

Der Geist hatte mich einen Moment abgelenkt, aber ich hörte den Ruf dennoch.

Er jagte mir den größten Schauer über den Rücken, den ich je erlebt hatte. Als die Hütte weggeschwemmt wurde, hatte ich mich mies gefühlt. Als Keelin die Männer tötete, war ich entsetzt gewesen. Als die Wachen in der Stadt mich gejagt hatten, war ich traurig gewesen.

Jetzt war ich alles zusammen und noch viel mehr.

Denn wer immer dort rief – er rief: „Keelin! Keelin! Wo steckst du? Keelin!“

Ich musste einfach wissen, wer da meinen Wolf rief. Die Stimme zog mich magisch an, zwang mich geradezu, einen Fuß vor den nächsten zu setzen.

Es war ein Mann, so viel stand fest. Jünger. Zwischen zwanzig und dreißig, vermutete ich.

Weil mir der Bogen ohnehin nichts genützt hätte, ließ ich ihn zurück. Die Pfeile hielt ich wie Mini-Speere in beiden Händen, umklammerte sie wie eine Ertrinkende ihr Floß.

Der Ruf wurde lauter, ich kam näher heran.

Als sich eine zweite Stimme hinzugesellte – auch sie rief nach Keelin – verharrte ich kurz. Zwei Männer? Das jagte mir noch mehr Angst ein, aber ich konnte auch nicht umdrehen. Sie suchten Keelin!

Ich bezweifelte, dass sich noch ein zweites Wesen namens Keelin in meinen Wäldern herumtrieb. Verwechslung eher ausgeschlossen.

Das Schleichen fiel mir natürlich deutlich schwerer als noch vor einem Jahr. Ich wusste, dass der Farn hinter mir wippte, dass die Äste leise knarzten, alles wirklich nur ein ganz kleines bisschen, aber ein geübter Jäger konnte so etwas hören. Trotzdem näherte ich mich weiter, duckte mich so tief ich konnte zwischen Büschen, Bäumen und Farn.

Das erste, was ich von den Unbekannten sah, war schlohweißes Haar. Lang, im Nacken zusammengebunden, ordentlich gekämmt. Waren die Männer doch älter als gedacht?

Dann sah ich die spitzen Hörner eines Waris, ein großes Tier: fast zwei Meter Brusthöhe. Seine sechzehn Spitzen am Geweih zeigten, dass es schon sehr alt war – und die Vergoldungen, dass sein Besitzer reich sein musste. Außerdem musste der Reiter sehr tolerant sein. Die meisten schnitten ihren Reittieren die Geweihe ab, meist zur eigenen Sicherheit, eine sehr schmerzhaft Tortur für die Tiere. Andere, wie die Kutscher, züchteten die Geweihe einfach weg.

Dieses hier aber war unversehrt.

Das Tier stand ruhig und wartete, während sein Reiter abermals Keelins Namen rief. Dabei formte er vor seinem Mund eine Art Trichter, um den Schall zu bündeln.

Das war das nächste, was ich wahrnahm: Dass der Reiter große Hände hatte, kräftige, lange Finger. Arbeiterhände. Sie verschwanden fast in seiner grauen Robe.

Mehr konnte ich nicht sehen, denn ein großer Busch versperrte mir die Sicht.

Aufstehen und sich zeigen? Weglaufen und sich in Sicherheit bringen?

Ich stand auf, noch ehe mein Gehirn wirklich den Entschluss gefasst hatte. Es war ähnlich wie bei der Höhle: Menschen zogen mich einfach magisch an, ungeachtet aller Gefahren.

Das Wari witterte mich natürlich sofort und drehte den mächtigen Kopf herum. Es zuckte kurz zusammen, als ich von der Böschung heruntersprang und keine zwei Meter entfernt aufkam.

Der Sprung hätte elegant sein sollen, war er aber nicht. Doch ich stolperte und in letzter Sekunde fing ich meinenden Sturz mit den Händen ab. Meine Knie knallten trotzdem auf den Boden, was mir wieder einmal durch und durch ging.

Wie viel Schmerz konnte eine Schulter ertragen?

Ich kam recht schnell wieder hoch, warf die völlig struppigen Haare nach hinten und funkelte Wari und Reiter von unten her an.

Das Wari glotzte, ebenso der Reiter.

Es war tatsächlich ein Mann, Ende dreißig, schätzte ich. Das sah ich an seiner Haut und den wenigen Falten um Augen und Mund. Er hatte zwei Grübchen rechts und links an den Mundwinkeln. Und unfassbar grüne Augen. Schöne Augen. Sanfte Augen. Freundliche Augen.

Die sich gerade zu Schlitzen verengten, als er mich musterte.

„Nanu? Seit wann regnet es Waldbewohner?“, fragte er erstaunt. Sein Wari trat sicherheitshalber zwei Schritte vor mir zurück.

Ich baute mich zu meiner vollen Größe – meinen mickrigen eins fünfzig – auf und wollte

etwas Kluges sagen, aber es hatte mir die Sprache verschlagen. Ganz plötzlich. Der Reiter sah auf einmal so gigantisch aus, so majestätisch.

Ich glotzte also ungefähr so intelligent wie das Wari.

Auch der Reiter musterte mich. Gründlich. Er musste meine Linien im Gesicht sehen, trotz des Schmutzes und des Drecks. Sie leuchteten wie immer. Manchmal strahlten sie so hell, dass ich sogar in völliger Dunkelheit hätte lesen können - wenn ich denn hätte lesen können.

Als der Reiter wieder zum Sprechen ansetzte, rechnete ich deshalb mit einer Beleidigung. Doch stattdessen sagte er freundlich: „Ich werde dir nichts tun. Keine Angst! Aber vielleicht könntest du diese Zahnstocher da wegtun?“ Er deutete auf meine Pfeile.

Ich sah erst ihn an, dann die Pfeile, dann wieder ihn. Als Zeichen meines guten Willens legte ich meine beiden „Zahnstocher“ vor mich auf den Boden und trat einen halben Schritt zurück.

Der Reiter beobachtete mich. Dann nickte er und schwang sich von seinem Reittier. Das tat er auf eine sehr elegante Art, die meinen Neid erregte. Ich spürte, dass ich keine Angst hatte. Er wirkte überhaupt nicht bedrohlich, obwohl er riesig war.

Kaum hatten seine Füße federleicht den Boden berührt – da verbeugte er sich vor mir. Vor mir!

„Mein Name ist Tristan. Ich suche einen Freund. Keelin heißt er. Vielleicht hast du ihn gesehen?“

Ich war noch viel zu verblüfft über die Tatsache, dass sich dieser edle Mensch gerade vor mir verneigt hatte, und hätte daher den entscheidenden Satz fast überhört.

„Keelin?“, echote ich leise. Hatte er gerade „Freund“ gesagt?

Der Reiter nickte und machte Anstalten, auf mich zuzugehen. Ich wich sofort zurück und er blieb stehen.

Er war fast zwei Köpfe größer als ich. Schlank, aber durchtrainiert. Mir fiel sofort auf, dass sein rechter Arm kräftiger war als sein linker. Ein Bogenschütze oder Schwertmeister vielleicht.

Seine graue Robe ging ihm bis zu den Fußknöcheln, klaffte aber ab Brusthöhe auf. Darunter trug er eine einfache braune Weste und so etwas wie schwarze Lederhosen und grobe Reitstiefel.

Wären nicht seine freundlichen blauen Augen gewesen – ich wäre jetzt in dieser Sekunde abgehauen. So hielt er mich mit seinem Blick an Ort und Stelle gefangen.

„Wie heißt du?“, fragte er, offenbar bemüht, mich in ein Gespräch zu verwickeln.

„Aeri.“

„Hallo, Aeri.“ Er sprach das „R“ etwas zu scharf aus, aber ich wollte ihn nicht korrigieren. „Du wirkst ängstlich. Das musst du nicht sein. Ich bin ein einfacher Reiter, der nach einem Freund sucht.“

Ja, klar. Hier kam normalerweise niemand her. Und wer nach Keelin suchte, der war bestimmt nicht normal. Außerdem: So, wie der Typ angezogen war, war er bestimmt auch „kein einfacher Reiter“.

„Ziemlich schick für diese Gegend!“, erwiderte ich daher etwas kühner als ich mich fühlte. Für eine Sekunde wirkte der Reiter – Tristan – irritiert, dann grinste er leicht. Die Grübchen verwandelten sein Gesicht in ein freundliches, interessantes Tal aus hell und dunkel. Außerdem hatte er hübsche Zähne.

Tristan sah an sich hinunter und zuckte achtlos mit den Schultern. „Wir waren in Tagre. Wer dort Antworten haben will, muss schon schicker aussehen, sonst nehmen einen die Händler nicht ernst und versuchen, einen übers Ohr zu hauen. Drecksloch. Aber es gab interessante Neuigkeiten.“ Jetzt blickte er mich eindringlich an.

Mir fiel durchaus auf, dass er „wir“ gesagt hatte. Wer aber Tagre als Drecksloch bezeichnete, war mir sofort sympathisch. Ich legte auffordernd den Kopf schief und gab ein unbestimmtes „Ach?“ von mir, um ihn zum Weitersprechen aufzufordern.

„Die Wachen haben mir von einem Vorfall erzählt. Mit einem Wolf und einem Mädchen. Einem Wilden-Mädchen, wie sie es nannten. Mit Runen im Gesicht. Bunten Runen.“

Runen? Ich hätte mein wildes Gekringel im Gesicht kaum als Runen bezeichnet ... aber eine interessante Ansicht. Gefiel mir. Ich schwieg weiter und wartete auf mehr. Doch Tristan hatte wohl alles gesagt, denn er sah mich auffordernd an.

Zehn Sekunden verstrichen, zwanzig, eine Minute...

„Hast du Keelin vielleicht gesehen? Schwarz, etwa so hoch ...“ Er hielt seine Hand waagerecht an seine Hüfte. „Als Wolf verkleidet. Blaue Augen, Schnurrbart.“ Er grinste über seinen eigenen Witz. Ich musste unwillkürlich ebenfalls lächeln.

„Ah!“, sagte Tristan gedehnt. „So siehst du schon viel entspannter aus.“

Sofort wischte ich mein Lächeln aus dem Gesicht.

„Okay. Lob magst du wohl nicht. Wie dem auch sei: Keelin sieht vermutlich aus wie ein großer, unheimlicher Veddawolf. Hast du so einen hier schon mal gesehen?“

Ich schüttelte den Kopf.

Tristan zog eine Augenbraue bis unter seinen weißen Haaransatz. Die andere hüpfte unglaublich auf und ab wie ein Flummi. „Sicher?“

Ich nickte.

„Dann bist du also nicht das Mädchen aus der Stadt? Das mit den Runen im Gesicht?“

Ich schüttelte eifrig den Kopf und nickte irgendwie gleichzeitig. Parallel dazu ging ich rückwärts und seitwärts Richtung Hang. Zeit, zu verschwinden.

Tristan sah natürlich, was ich vorhatte. Er hob die Arme und machte einen Schritt auf mich zu. Sofort hüpfte ich den Hang hinauf, weg vom Trampelpfad. Jetzt war ich etwa so groß wie er, fünf Meter trennten uns voneinander.

„Geh nicht!“, sagte er freundlich.

Ich drehte mich mühsam um und wollte losklettern, da sagte er: „Du siehst nicht gut aus. Kann ich dir helfen?“

Das brachte mich aus dem Konzept. Und zwar richtig.

Meine Füße fühlten sich auf einmal bleischwer an, die Muskeln wogen Tonnen. Das Gesicht weiter von Tristan abgewandt, atmete ich ein paar Mal tief durch, wog meine Möglichkeiten ab.

Dass es mir nicht gut ging, sah man auf einen Blick. Dass ich Hilfe brauchte, ebenfalls. Aber allein die Tatsache, dass er sie mir angeboten hatte, änderte alles.

Mir hatte noch niemand Hilfe angeboten. Selbst der Händler hatte mich gar nicht großartig gefragt. Tristan fragte aber – und er ließ mir die Wahl.

Ich drehte mich langsam um.

„Der Winter war hart!“, entgegnete ich.

Tristan nickte langsam. „Das sehe ich.“

„Meine Hütte ist kaputt.“

„Oh ...“

„Und meine Ziege ist tot. Aber schon seit letztem Winter.“

„Das tut mir leid.“

„Die Hühner sind auch weg.“

„Hmhm.“

Er wartete. Ich schwieg.

Dann überraschte er mich mit der nächsten Frage so sehr, dass ich prompt wie die letzte

Volldeppin darauf hereinfl. „Geht es Keelin gut?“, fragte er sanft. „Hat er den Winter ebenfalls überstanden?“

Mein Kopf nickte, ehe ich es verhindern konnte.

Tristan entspannte sich so plötzlich, dass ich mich glatt erschreckte. Seine Erleichterung konnte man geradezu anfassen.

„Er lebt also.“

Ich nickte wieder. Leugnen war zwecklos.

„Ist er hier?“

Ich zuckte mit den Schultern. Wer wusste schon, wo Keelin gerade herumsprang. Ich vermutete aber, dass er in der Nähe war. Wenn ich die Rufe gehört hatte, hatte er es bestimmt auch.

„Kannst du ihn für mich herholen?“

Ich schüttelte den Kopf. Wenn Keelin kommen wollte, würde er schon kommen.

Tristan und ich starrten einander an, bis er wieder zwei Schritte auf mich zu machte. Diesmal blieb ich, wo ich war.

„Komm da mal runter, Aeri.“ Er hob mir seine Hand entgegen. Ich zauderte. Hand nehmen oder Flucht ergreifen? Hand ergreifen oder Füße in die Hand nehmen?

Er nahm mir die Entscheidung ab, indem er nach mir griff. Plötzlich waren seine riesigen Hände auf meinen Hüften, ein sanfter Druck, ein vorsichtiger Ruck – und er hob mich vom Hang runter zu sich.

„Himmel! Du wiegst ja gar nichts!“, sagte er erschrocken. Ich war viel zu ängstlich, um etwas Angemessenes darauf zu erwidern. Er hatte mich noch nicht losgelassen, hielt meine Hüften weiter gepackt. Gerade machte er Anstalten, mich wieder hochzuheben, da sprang Keelin neben uns oder besser gesagt: auf uns.

Wir stürzten, Tristan ließ mich los, ich kam unsanft auf dem Erdboden auf und schrammte mir mal wieder die Knie und Handgelenke auf. Benommen blieb ich liegen und rappelte mich dann auf alle Viere hoch. Aus dieser Perspektive sah ich nur Keelins riesigen Körper, der sich vor mir aufbaute, mit dem Hintern zu mir.

Er knurrte.

Sofort kam ich hoch, um über den gewaltigen Rücken meines Wolfes hinwegzusehen. Für einen winzigen Moment hatte ich schreckliche Angst, dass Keelin Tristan getötet hatte.

Aber Tristan hockte nur verwirrt im Dreck und starrte meinen Wolf an.

Der knurrte immer noch.

„Keelin!“, keifte ich. „Lass den Scheiß!“

Keelin unterbrach sein Geknurre, um mir einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen. Dann knurrte er weiter.

Von Tristan kam nur ein leises „Keelin!“ Er sprach den Namen so aus, als habe er eine riesige Schachtel Wachteleier - meine Lieblingseier - vor sich. Alles, was er sich je erträumt hatte.

Er rappelte sich auf, die Arme in Keelins Richtung ausgestreckt, als wolle er ihn umarmen. Keelin wich nach hinten weg und rempelte mich dabei an. Ich stemmte mich gegen den Wolf.

Da ahnte ich, dass sich Keelin wie in einer Falle fühlte. Es war nur ein kurzer Moment, als wir einander berührten, aber noch ehe ich ihm helfen konnte, machte er einen Satz den Hang hinauf, hektisch, deutlich uneleganter als sonst.

Wir riefen ihm beide ein „Keelin!“ hinterher. Tristan verzweifelt, ich irritiert. Dann kam Leben in Tristan. Er sprang auf, setzte an, wollte ganz offensichtlich meinem Wolf hinterher, doch ich packte ihn am Saum seiner Robe und hielt ihn auf. „Nicht!“, sagte ich. „Lass ihn. Lass

ihm Zeit.“

Tristan zögerte ganz offensichtlich, gab dann aber nach. Er drehte sich wieder zu mir zurück und musterte mich kurz von oben bis unten. „Er ist immer noch ein Wolf. Ich hatte gehofft, er hätte sich wieder eingekriegt.“ Das klang enttäuscht.

Den letzten Satz verstand ich nicht ganz, wohl aber den Hintergedanken.

Und er bedeutete eigentlich alles für mich:

Keelin, mein Keelin, der Wolf ... er konnte sich tatsächlich verwandeln! Ich hatte es mir nicht eingebildet: Keelin konnte ein Mensch werden.

Mein Herz raste, während meine Gedanken wirbelten. Wenn er tatsächlich ein Mensch war, dann müsste er sich nur für immer verwandeln und ich wäre nicht mehr allein!

Ich könnte mich sogar unterhalten!

Er würde antworten!

Meine Fragen beantworten!

Ich musste mich erst mal setzen.

Tristan beobachtete mich besorgt, hielt sich aber zurück. Offenbar sah er, dass ich grad mit mir selbst beschäftigt war. Als er erkannte, dass ich ihn wieder fokussieren konnte, wiederholte er noch einmal:

„Er ist immer noch ein Wolf. Aber so, wie du gerade reagiert hast, scheint dich der Gedanke, dass er normalerweise ein Mensch ist, einfach umgehauen zu haben.“

Ich starrte ihn an und versuchte, vernünftige Wörter aus meinem rotierenden Hirn zu fischen. Doch ich nickte einfach nur.

„Er hat sich also niemals verwandelt?“

Ich schüttelte den Kopf. Da beäugte mich Tristan, als sei ich nicht ganz richtig im Hirn. „Er hat sich verwandelt. Zwei Mal. Im Schlaf. Aber nur ganz kurz. Ist auch ein bisschen was her“, sagte ich.

Doch die knappe Erklärung schien Tristan zu erleichtern.

Dann standen wir unschlüssig nebeneinander.

„Und was jetzt?“, fragte ich. Eigentlich hätte ich jetzt gehen sollen, Keelin suchen. Aber Tristan hielt mich zurück, ohne dass er mich anfasste.

„Du kommst mit mir“, erwiderte er auch prompt. Er zögerte einen winzigen Moment, aber ich merkte es trotzdem. „Du bist verletzt. An der Schulter, dem Rücken. Lass mich das anschauen.“

Ich starrte ihn an, plötzlich beunruhigt. „Woher weißt du das?“

„Keelin hat es mir gesagt.“

„Hat er nicht“, sagte ich jetzt hitziger. „Er hat nur geknurrt.“

„Er hat viele Arten, sich mitzuteilen.“

„Ach?“

Tristan seufzte. „Magie, Aeri. Es ist eine unangenehme und etwas ungenaue Art zu kommunizieren. Man fühlt, was der andere fühlt, nur ganz kurz. Und Keelin wollte ganz offensichtlich, dass ich dir helfe. Also? Lässt du dir helfen?“

Ich nickte.

Tristan hob mich auf sein Wari, als sei ich eine federleichte Stoffpuppe. Ich quiekte, was mir hinterher sehr peinlich war. Ich hatte noch nie auf einem Wari gesessen und, ehrlich gesagt, ich hatte Angst. Die Viecher waren deutlich höher, als es vom Boden aus zu vermuten war.

Also hockte ich steif und breitbeinig auf dem langbeinigen Ungetüm. Waris wurden meist mit einer einfachen Decke geritten, an deren Enden Schlaufen genäht waren, um die Füße dort abzustützen. Dieses Wari hatte aber keine Decke – und so fühlte ich sein Fell unter meinen Beinen.

Es war deutlich weicher, als ich gedacht hätte. Ich hatte immer angenommen, Waris hätten das Fell eines Hirschs, struppig, rau und kurz. Es war aber eher mit dem eines Schafes vergleichbar, nur ohne Locken.

Tristan schwang sich hinter mir auf den Rücken des Waris und griff um mich herum. Ich machte mich noch steifer, denn ich spürte seine Wärme an meinem Rücken, seine Nähe, seinen Atem.

Noch nie, nie, nie, niemals war ich so nah an einem ... ja, was war Tristan denn eigentlich? Ich spürte, dass er kein Mensch war. Menschenähnlich, ja. Aber er hatte da diese spezielle Aura, die nur Magiewesen haben, diesen unsichtbaren Schimmer, freundlich, hell.

Er legte dem Wari eine Hand links, die andere Hand rechts auf den Hals und gab ihm ein Zeichen, das mir entging. Das Tier lief los, den Pfad entlang.

Das riesige Geweih wippte vor meiner Nase auf uns ab, die Muskeln pulsierten unter meinem Hintern. Ein schönes Gefühl.

Dann stockte mir der Atem, denn direkt vor mir - wartete der zweite Reiter. Den hatte ich ganz vergessen.

Wenn ich ihm als erstes begegnet wäre, ich hätte mich nicht gezeigt. Er war von der Ausstrahlung her das genaue Gegenteil von Tristan: düster, dunkel, unheimlich.

Er hatte rabenschwarzes, kurzgeschnittenes Haar und eckige, eher unfreundlich wirkende Gesichtszüge. Von seinen Augenwinkeln aus zogen sich drei schwarze Linien über seine Schläfe bis zum Haaransatz. Ob es Tattoos waren, konnte ich nicht erkennen.

Außerdem war er ganz in graue und braune Gewänder gehüllt, viel Leder, kaum Stoff. Und an seiner Seite baumelte ein gewaltiges Breitschwert.

Immerhin: Er hatte strahlend blaue Augen und einen erstaunlich sanften Blick für seine ansonsten so unheimliche Aufmachung.

Der Reiter nickte mir nur ganz kurz zu, als das Wari mich an ihm vorbeitrug. Er roch nach Leder und Stahl.

„Das ist Brahn“, erklärte Tristan. „Er sieht etwas unheimlich aus, ist aber neben Keelin der aufgeschlossenste der Shadun-Krieger. Er tut nichts.“

Shadun. Da war das Wort.

Keelin war also kein normaler Wolf und auch kein Veddawolf. Er war ein Shadun-Krieger. Klang irgendwie unheimlich. Mir lief ein Schauer über den Rücken.

Ich wusste nicht, was ein Shadun überhaupt war.

Ich verrenkte mir den Hals, um zu Brahn zurückschauen zu können. Immerhin war er ja ein Shadun und könnte mir helfen, mir Keelin als Mann vorzustellen: richtig vorzustellen. Nicht nur als kurzes Aufblitzen einer menschlichen Essenz vor meinem Kamin.

Brahn ritt direkt hinter uns und starrte in den Wald hinein. Vielleicht suchte er nach Keelin? Was immer er tat, er hörte auf damit und sah mich stattdessen an. Anscheinend hatte er meinen Blick gespürt.

Ich hob die Hand und zu meiner Überraschung erwiderte er den Gruß. Ich sah genau, dass er ein Lächeln unterdrückte. So sah er schon viel freundlicher aus.

Ein Shadun also. Schwarze Haare, blaue Augen, düstere Aura. Ja, das passte zu dem Bild, das ich mir von Keelin gemacht hatte.

„Wo bringst du mich hin?“, erkundigte ich mich bei Tristan, um mich von diesem wahnsinnigen Gedanken abzulenken.

„Wir lagern nicht weit von hier auf einer Lichtung. Wir dachten, vielleicht locken die Schmetterlinge Keelin an – aber es ist noch zu früh für Schmetterlinge. Schade. War aber zumindest ein Versuch wert.“

Ich schmunzelte. Anscheinend kannten sie Keelin ganz gut.

Den Rest der Strecke ließ ich mich tragen und treiben. Meine Gedanken wanderten wie Kieselchen im Fluss und ich dachte über nichts Bestimmtes nach. Das wäre jetzt zu unheimlich gewesen.

Einfach mit zwei Fremden zu reiten, konnte immer noch eine Schnapsidee sein, aber Keelin hatte die beiden tatsächlich gekannt und sie nicht getötet. Ich nahm das als Bestätigung, dass sie mir nichts Böses wollten.

Ich spürte meinen Wolf einige Meter weiter weg hoch oben auf dem Hang. Er folgte uns, so lautlos wie ein Schatten. Die beiden Männer schienen ihn nicht spüren zu können und ich machte sie nicht darauf aufmerksam.

Keelin würde schon kommen, wenn er wollte.

Mein Blick wanderte vom Hügel zu den Ohren des Waris, über dessen Hals hinunter zu Tristans Händen. Die lagen immer noch locker auf dem wippenden Nacken des Tieres, ich hockte quasi zwischen seinen Armen.

Er hatte lange, schlanke Finger.

Und dann war da dieser Gedanke. Ganz plötzlich, aber umso mächtiger: Wie lange hatte ich schon niemanden mehr berührt? Wann hatte mich jemand berührt? Wie fühlte sich menschliche Haut überhaupt an, wenn sie nicht meine eigene war?

Ehe ich den Gedanken zu Ende führen konnte, hatten meine Hände schon reagiert. Ich tippte vorsichtig auf Tristans Handrücken. Nur ganz leicht.

Rau. Eben eine Männerhaut. Warm. Und unfassbar lebendig.

„Ja, bitte?“

Tristan hatte mein Tun offenbar missverstanden. Er dachte, ich wolle ihn auf etwas aufmerksam machen. Auch gut. Nur antwortete ich nicht, sondern ließ meine Fingerspitzen über seine Finger bis zu den Enden gleiten.

Er zuckte – und zog die Hand abrupt weg.

„Entschuldige“, murmelte ich beschämt. Einem völlig Fremden die Hand zu streicheln war, zugegebenermaßen wirklich etwas merkwürdig.

„Was war denn das?“, erkundigte sich Tristan irritiert.

„Nichts.“

Er seufzte, legte aber zumindest wieder die Hand zurück. Diesmal behielt ich auch brav meine Pfoten bei mir.

„Aeri, du kannst nicht einfach jemandes Hand betatschen – erst recht nicht als Feyann. Das macht die Leute nervös!“

Ich ahnte, dass er mich gerade als das bezeichnet hatte, was ich war. Das machte mir aber so sehr Angst, dass ich den Gedanken mit Macht verdrängte – und stattdessen komplett nach Tristans Hand griff. Der Drang war so mächtig, dass ich ihn nicht verhindern konnte.

Meine Finger schoben sich zwischen seine, verschränkten sich, krallten sich fest. Ich zitterte plötzlich.

Hier war ich: Nach zehn einsamen Jahren in einem Wald, saß ich auf einem Wari vor einem völlig Fremden, der warm war und freundlich und hilfsbereit, der mit mir sprach, als sei ich nicht die Ausgeburt der Hölle.

Kein Wunder also, dass ich nach ihm griff, als hinge mein Leben davon ab.

Tristan hatte offenbar mein Zittern bemerkt, vielleicht hatte er auch kapiert, dass ich ihm nichts Böses wollte. Er ließ nun seine Hand an Ort und Stelle und verschränkte sogar seine mit meiner. Er gab mir Halt, nur durch einen sanften Druck, eine winzige Geste.

Es ging mir sofort besser.

In dieser Sekunde betrat das Wari die Lichtung. Sie lag schon im Dunkeln, was mich etwas überraschte. Tatsächlich war es bereits früher Abend geworden. Hatte ich so lange im

Wald herumgeturnt?

Das Gras war immer noch ganz matschig vom vielen Regen und plattgedrückt vom Schnee. Es wuchs noch nicht wieder und hatte eine etwas kränklich grüne Farbe. Es war aber tatsächlich die Lichtung, auf der Keelin mit den Schmetterlingen getanzt hatte.

Jetzt lagerten dort stattdessen sieben weitere Männer, alle in grau, alle mit schwarzen Haaren, alle ziemlich düster.

Ich bekam ein wenig Angst.

Tristan spürte das. „Sie sind harmlos – zumindest, wenn man sie nicht reizt. Und zu Frauen sind sie stets absolut höflich. Außerdem unterstehen sie mir, also keine Panik“, flüsterte er dicht an meinem Ohr. Ich bekam eine Gänsehaut. Wegen der Männer UND wegen seiner Nähe.

Die Krieger sprangen allesamt auf die Beine, als sie uns sahen. „Erfolgreich gewesen?“, hörte ich heraus und Tristan verneinte das.

Dann waren wir heran – und die Männer sahen mich. Ich duckte mich unter ihren Blicken.

Aber immerhin: Sie wirkten nicht aggressiv oder ablehnend, eher irritiert. Einem von ihnen klappte sogar der Mund auf.

„Du musst mich jetzt loslassen“, flüsterte Tristan ganz leise. Ich zog meine Finger nur widerstrebend weg und fast sofort fühlte sich meine Hand kalt und einsam an. Tristan sprang vom Wari. Ich blieb vorerst sitzen, denn hier oben fühlte ich mich sicherer.

Die sieben waren alle etwa so groß wie Brahn und damit etwas kleiner als Tristan. Sie wirkten auch etwas stämmiger, muskulöser als er. Wo Tristan der Tänzer war, da waren sie die Holzhacker. Jeder einzelne hatte schwarze Haare, aber sie trugen sie in unterschiedlichen Längen. Einem reichte seine wilde Mähne bis zum Hintern. Einige hatten bunte Bänder durch die Haare geflochten, was sie noch wilder aussehen ließ.

Sie machten mir Angst, aber ich war auch neugierig.

Waren das jetzt alles Shadun-Krieger?

Tristan hatte mir mittlerweile seine Arme entgegenstreckt, um mir vom Wari zu helfen. Einen Moment erwog ich, trotzig auf der anderen Seite runterzurutschen, ganz nach dem Motto: Ich kann das auch allein.

Aber ich konnte es nicht allein. Nicht mehr. Ich hätte mich nur wieder auf die Nase gelegt.

Also schwang ich ein Bein über den Rücken des Waris und ließ mich einfach in Tristans Arme plumpsen. Er fing mich auf, als spüre er mich kaum.

„Das ist Aeri“, wandte er sich an seine Männer. „Sie hat mit Keelin im Wald zusammengelebt. Ich habe ihn heute kurz gesehen. Er ist immer noch ein Wolf. Das ist die schlechte Nachricht. Die gute ist: Er mag sie und wird in ihrer Nähe bleiben. Komm!“

Er führte mich zu einem riesigen Feuer. Die Männer hatten davor mehrere umgestürzte Holzstämme als Sitzbänke aufgeschichtet. Ich beäugte das Holz. Wenn es frisch gefällt war, würde ich mich nicht darauf setzen. Die Rache des Waldes konnte eben heftig sein.

Aber die Männer kannten sich aus. Sie hatten nur totes Holz genommen, die Würmer hatten sich bereits hindurch gefressen.

Ich suchte mir eine Verästelung, die ganz bequem aussah, und hockte mich hin. Das Feuer brannte bereits in meinem Gesicht und das tat gut. So gut!

Verblüfft stellte ich fest, dass keine Feuergeister darin tanzten. So ein großes Feuer ohne Geister? Das war ungewöhnlich.

Ich vergaß den Gedanken aber, als mir Tristan eine riesige Decke über die Schultern legte und mir eine aus Holz geschnitzte Schale in die Hand drückte.

„Suppe“, sagte er und gab mir noch einen geschnitzten Löffel.

Ich war fasziniert. Die Decke war unfassbar dick und weich und warm und aus einem mir völlig unbekannten Material. Sowohl Löffel als auch Schalen sahen zwar handgemacht aus, waren aber so absolut ebenmäßig und hübsch, dass ich mich fragte, wie lange der Künstler daran gegessen hatte.

„Das ist ein Löffel“, unterbrach Tristan meine Gedanken. „Zum Essen, nicht zum Anstarren!“

„Haha!“, machte ich. Dann blickte ich auf und in seine grünen Augen. „Er ist echt hübsch.“

Tristan machte ein Gesicht, als wolle ich ihn verarschen, verstand dann aber wohl, dass ich es ernst meinte. Er lachte und rief: „Hey, Brahn! Hier steht jemand auf deine Schnitzkünste!“

„Immerhin einer, der es zu schätzen weiß.“

Tristan zuckte mit den Achseln und deutete wieder auf den Löffel. „Iss. Danach reden wir.“

Also aß ich. Schweigend. Es gab ja auch genug zu beobachten. Die Männer versorgten ihre Waris, kämmten ihr struppiges Fell, fütterten sie mit Möhren und reinigten ihre Hufe. Dabei warfen sie mir immer wieder neugierige Blicke zu.

Brahn versorgte unseres, danach durfte die kleine Herde frei auf der Wiese herumstreunen.

„Übernachtet ihr hier ganz offen auf dem Feld?“, erkundigte ich mich zwischen zwei Bissen.

„Warum nicht? Es wird heute Nacht keinen Regen geben und niemand würde eine Horde Shadun-Krieger angreifen.“

„Shadun?“

Tristan musterte mich von der Seite her, während er mit einem Stock in der Erde herumstochert. „Iss. Dann reden wir.“

Ein klarer Befehl. Aber ich war immer mein eigener Herr gewesen – und so ließ ich stur die Schüssel sinken. Ich starrte ihn an.

Er starrte mich an.

Wir stellten beide gleichzeitig eine Frage.

Er sagte: „Was machst du so allein hier im Wald?“

Ich fragte: „Was ist eine Feyann?“

Mit dem nächsten Satz war ich dann aber schneller: „Magst du nicht auch ein bisschen was essen? Ich komm mir sonst blöd vor. Außerdem habe ich schon lange nicht mehr mit jemandem zu Abend gegessen.“

Ich glaube, mit dem letzten Satz hatte ich ihn. Er stand abrupt auf, holte sich ebenfalls eine Schale und pfiff seine Leute heran. Sie ließen alles stehen und liegen und kamen ans Feuer.

„Abendessen“, sagte Tristan nur. Es schien für die Männer völlig normal zu sein, dass Tristan sie herumkommandierte, ohne eine Erklärung abzugeben. Interessant.

Jeder schnappte sich eine Schüssel, löffelte sich etwas von der Suppe hinein und setzte sich ans Feuer. Sie ließen allerdings ein, zwei Meter Abstand zwischen mir. Erst wollte ich deswegen ein bisschen eingeschnappt sein, aber dann setzte sich Brahn links neben mich.

Anscheinend gab es hier eine Sitzordnung, die ich noch nicht kannte.

Die Männer aßen schweigend, was ein bisschen unangenehm war. Bei so viel Publikum wollte ich auch nicht weiter erzählen. Stattdessen sagte ich in die Runde: „Leckere Suppe. Was ist da drin?“

„Huhn“, sagte einer von gegenüber. Das Feuer lag zwischen uns und ich konnte ihn nicht sehen.

„`n paar Möhren“, antwortete ein anderer.

„Und Zwiebeln.“

Danach herrschte wieder Stille.

Ich sah, wie Tristan neben mir lächelte, als hätte ich einen Witz verpasst.

„Habt ihr noch eine Möhre? Ungekocht?“

„Klar.“

Jemand von rechts kramte in einem Sack, dann wanderte die Möhre von einer Hand zur nächsten. Ich nahm sie und steckte sie mir in meinen Ausschnitt. Es knurspelte. Die Männer hörten sofort auf zu essen und starrten mich an.

„Mädchen, was hast du da unter deinem Hemd?“, erkundigte sich jemand.

„Meeha“, erklärte ich unbestimmt. „Sie mag Möhren schrecklich gern. Aber mir sind die Möhren leider ausgegangen – schwerer Winter und so. Seitdem hungert die Ärmste.“

Ich legte die Schüssel vorsichtig auf den Boden, den Löffel daneben und griff in meinen Ausschnitt. Meeha ließ sich bereitwillig hervorheben, natürlich mit der Möhre im Anschlag.

Die Männer sprangen alle gleichzeitig auf die Füße, als hätte ich ihnen plötzlich in den Hintern gepiekt.

Meeha knurspelte ungerührt weiter.

Ich war verwirrt, weil alle so aufgeregt waren, blieb aber sitzen. Ich wäre, um ehrlich zu sein, gar nicht auf die Füße gekommen. Mein Körper fühlte sich an wie mindestens dreiundachtzig.

Nur Tristan war ebenfalls sitzen geblieben und beäugte das winzige Tierchen in meinen Handflächen.

„Eine Azrey“, stellte er dann interessiert fest. Er hatte einen ehrfürchtigen Ton angeschlagen, der mich ein bisschen beunruhigte.

„Keine Ahnung, was sie ist. Sie sieht in der Regel aus wie ein Fledermaus-Eichhörnchen-Meerschweinchenmix, etwa so wie jetzt. Kann sich aber auch ändern. Schätze, sie fällt unter die Kategorie Wechseltierchen oder so.“

Tristan nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Das war der Moment, in dem Meeha von ihrer Möhre aufsaß und in die Runde blinzelte. Ihre Ohren wurden riesig, während sie interessiert lauschte.

Die Männer wurden allesamt mucksmäuschenstill. Es war, als hätte jeder die Luft angehalten.

Mir dämmerte allmählich, dass Meeha vielleicht nicht nur ein lustiger Fledermaus-Eichhörnchen-Meerschweinchenmix war, genauso wenig wie Keelin ein Veddawolf war.

„Was ist eine Azrey?“, erkundigte ich mich misstrauisch und musterte mein kleines Haustierchen. Wollte ich das überhaupt wissen?

Meeha schnüffelte. Jemand reichte ihr mit zittrigen Händen eine Möhre – Brahn, der mich mit großen Augen ansah.

Ich zog eine Augenbraue in die Höhe. Er räusperte sich.

„Eine Waldgöttin“, sagte er dann sanft. „Du hattest eine Waldgöttin in deinem Ausschnitt.“

Ich hauchte nur ein „Oh!“ und sah tatenlos dabei zu, wie Meeha sich friedlich die Möhre krallte, sie in ihre Hamsterbacken schob und dann an meinem Arm entlang turnte, um völlig ungerührt in meinem Ausschnitt zu verschwinden.

Von links reichte mir jemand eine weitere Möhre.

Das restliche Suppe-Essen verging etwas angespannt. Die Männer behandelten mich mit großem Respekt, sorgten aber stets für Möhren-Nachschub. Es war, als hätten sie Angst, dass

Meeha sie jeden Moment verhexen könnte.

Ich war mit der Situation etwas überfordert, außerdem war mir der Appetit vergangen.

Nach rund zehn Minuten hatten die Männer ihr Essen vertilgt und standen auf, um was-weiß-ich zu tun. Sie verschwanden in der Dunkelheit, nur Tristan und Brahn blieben sitzen. Beide wirkten sehr nachdenklich.

Es war Brahn, der das Gespräch eröffnete.

„Aeri“, sagte er gedehnt. „Sei nicht böse, dass ich so direkt frage: Aber was machst du hier so ganz allein?“

„Ich lebe hier.“

„Allein? Seit wann?“

„Seit etwa zehn Jahren.“ Die Männer starrten mich an. Neugierig, abwartend. Da wusste ich, dass ich meine Geschichte erzählen musste. Ich erzählte sie nicht gern. Sie war zwar unspektakulär, dafür aber traurig. Die meiste Zeit weigerte ich mich, überhaupt darüber nachzudenken. Trotzdem erzählte ich sie:

„Ich bin in einer einsamen Hütte aufgewachsen, so ähnlich wie meine alte Hütte, die ihr ja nicht kennt. Eine alte Frau war bei mir. Das war wohl meine Großmutter, ich habe sie auf jeden Fall immer Nana genannt. Sie hat mir das Sprechen beigebracht, aber lesen und schreiben kann ich nicht. Das hielt sie für unwichtig.

Ich kann aber ein bisschen zählen!“, erklärte ich stolz. Die Männer blinzelten nur, also erzählte ich weiter.

„Wir gingen regelmäßig in ein Dorf. Ich weiß nicht, wo dieses Dorf war oder wie es hieß. Es war aber ein Menschendorf. Die Menschen waren freundlich, aber schrecklich ängstlich. Ich weiß nicht, wieso. Meine Nana sah nicht anders aus als andere Menschen, ich sah nicht anders aus als andere Menschen. Kurz: Ich hielt uns für Menschen.

Dann, eines Tages, ich war etwa acht Jahre alt, weckte mich Nana. „Wir müssen gehen“, sagte sie. Also gingen wir. Tagelang, nächtelang. Sie hatte es schrecklich eilig und drängte mich, schneller zu laufen. Wir flohen vor etwas, aber ich wusste nicht, wovor.

Wir sind bestimmt einen ganzen Monat gewandert. So weit, dass ich völlig erschöpft war. Aber Nana wusste genau, wohin sie wollte: zu der einsamen Hütten hier im Wald.

Da hat sie mich abgesetzt. „Du weißt alles, was du zum Überleben wissen musst!“, hat sie gesagt. Dann ist sie gegangen – und nie wieder zurückgekommen.

Ich habe eine ganze Weile gewartet, aber sie kam nicht. Also habe ich angefangen, mein Leben einzurichten. Ich habe eine Stadt gefunden, in der ich meine Felle eintauschen konnte – ähnlich wie wir es mit dem Dorf gemacht haben. Ackerbau, Fischen, Jagen – hab ich alles von Nana gelernt.

Irgendwann kam Meeha in meine Hütte, danach die ganzen Geister, dann Keelin ... und jetzt bin ich hier.“

Ich atmete tief durch. „Ich war ziemlich einsam“, schloss ich. „Und der letzte Winter war der schlimmste, den ich je erlebt habe. Ich bin verletzt, oben an der Schulter. Ohne Keelin hätte ich nicht überlebt.“

Einen Moment starrte ich in die Flammen. Noch immer keine Geister. Dann erst blickte ich Tristan an. „Kannst du dir mal meine Schulter ansehen? Ich komm da nicht dran.“

Tristan nickte. „Aber nicht mehr heute Abend. Es ist zu dunkel. Gleich morgen früh.“

Das war mir recht. Die Schulter pochte jetzt schon seit Monaten vor sich hin – da machte eine Nacht mehr oder weniger auch nichts mehr aus. Hauptsache, irgendwer half mir.

„Die Menschen waren ziemlich fies in der Stadt“, erzählte ich weiter. „Wegen denen hier.“ Ich deutete auf meine Kringel. „Weißt du, was sie zu bedeuten haben? Sie werden immer riesiger, leuchten immer heller.“

Ich spürte, dass ich wieder zitterte. Ich konnte nicht anders – es war ein ziemlich anstrengender Tag gewesen und ich stand außerdem kurz davor, die Frage meines Lebens beantwortet zu bekommen.

„Die Menschen in der Stadt nennen mich Das Wilde Mädchen. Andere haben mich auch schon Hexe oder schlimmeres genannt. Sie meiden mich, als hätte ich die Grünblatterkrankheit – aber ihr ... ihr scheint mit mir kein Problem zu haben. Ich vermute, weil ihr selbst keine Menschen seid.“

Tristan blinzelte wieder auf seine charmante Art. „Grünblatterkrankheit?“, erkundigte er sich.

„Das ist, wenn dich der Grünblatterfrosch geflitscht hat.“

„Bitte?“

Ich verlor ein wenig die Geduld. „Siehst du? So fühl ich mich schon die ganze Zeit: Ich habe all den Tieren um mich herum, den Pflanzen und den Bäumen eigene Namen gegeben, weil ich nicht weiß, wie sie wirklich heißen. Kennst du Taruls? Oder die Nahuat-Schlange? Knarzis? Nein? Kein Wunder! Ich weiß nur, was Hühner oder Ziegen oder Wari oder Usurpatoren sind, weil ich die schon kannte, bevor ich in diesen verdammten Wald kam!“

Ich war etwas lauter geworden, also zwang ich mich wieder zur Ruhe. „Ich dachte bis vor kurzem, ich sei ein Mensch“, sagte ich möglichst sanft. Dann stellte ich das fest, was ich eigentlich schon seit langem tief in mir wusste: „Aber ich bin kein Mensch. Richtig?“

„Das stimmt.“ Tristan nahm meine Hand in seine. Fest, beruhigend, verankernd. Er sah mich eindringlich an. „Du bist aber auch kein Monster. Man nennt deine Spezies Feyann. Sie sind sehr selten geworden, sehr, sehr selten. Die Feyann sehen äußerlich wie Magiewesen aus, sind es aber nur der Form halber – so wie die Shadun meist auch wie Menschen aussehen, wenn sie nicht gerade verwandelt sind. Oder so wie meine Spezies, die Mae, der man eigentlich nur an den weißen Haaren ansieht, dass sie keine Menschen sind.“

„Du bist auch kein Mensch?“

„Nicht mal das kleinste bisschen.“ Er lächelte – und seine Augen strahlten von innen heraus, wie Leuchtkäfer. Interessanter Trick. „Wir sehen nur so aus, damit uns die Menschen nicht sofort erledigen.“

„Erledigen?“

„Die Menschen mögen die Magiewesen nicht, mittlerweile beruht das auch auf Gegenseitigkeit. Oder haben dich die Menschen gut behandelt?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich nehme nicht an, dass sie wussten, dass du eine Feyann bist – aber man spürt deine Kraft und die Runen sprechen für sich.“

Runen. Keine Kringel.

„Und was können die Feyann? Können sie auch die Augen leuchten lassen so wie du? Oder sich in Wölfe oder Meerschweinchen-Mixe verwandeln?“

Jetzt lächelte Tristan noch breiter. „Sie sind mächtig. DU bist mächtig. Feyann ... das ist ein altes Wort für die Elemente, denn da kommt ihr her. Ihr seid aus dem Feuer, dem Wasser, der Erde und der Luft geboren, verwoben zu einer menschenähnlichen Gestalt. In dir toben die Elemente, spürst du sie denn nicht? Und all die Geister um dich herum: Sie tanzen um dich herum, als wärest du ihre Sonne.“

Ich sah mich unwillkürlich um. Keine Geister. Tristan verzog das Gesicht.

„Naja, sie würden um dich herumtanzen, wenn die Shadun nicht wären. Die Geister haben Angst vor den Verwandelten.“

Ich warf Brahn einen nachdenklichen Blick zu. Der zwinkerte mir unschuldig zu.

„Wir haben eine böse Vergangenheit, die Geister und die Shadun. Das ist aber eine andere Geschichte. Wir arbeiten an einem verbesserten Miteinander.“

Aha. Ich war verwirrt und fühlte mich auch nicht so, als sei ich sonderlich mächtig. „Dafür, dass ich so Super-Kräfte habe, bin ich aber ziemlich schlecht über den Winter gekommen“, stellte ich dann trocken fest. „Die Geister waren da auch nicht sonderlich hilfreich.“

Ich gähnte und die Männer standen abrupt auf. „Was? Wohin wollt ihr?“, fragte ich irritiert.

„Du bist müde. Du musst schlafen. Ich hole dir Decken“, sagte Brahn. Er schien kein Freund blumiger Worte zu sein. Sekunden später war seine dunkle Gestalt in den Schatten hinter dem Feuer verschwunden.

Ich warf Tristan einen nachdenklichen Blick zu. „Wir müssen noch über Keelin sprechen.“

Fast sofort sah Tristan wieder müde aus. „Morgen“, entgegnete er. „Lass uns erst mal drüber schlafen.“

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich begeistert davon sein soll, zwischen einer Horde Männer zu übernachten.“ Ich machte eine Kunstpause. „Zwischen einer Horde Shadun“, präzisierte ich und probierte damit das neue Wort aus.

Keelin war ein Shadun. Ein Menschen-Wolf oder so. Ein verrückter Gedanke, der mich ganz kribbelig machte.

Tristan schien von meiner Unruhe nichts mitbekommen zu haben. Er plapperte weiter. „Falls du um deine Sicherheit besorgt bist, kann ich dich beruhigen. Wir würden einer Feyann niemals etwas tun. Und schon gar keiner Feyann, die auch noch eine Azrey in ihrem Ausschnitt trägt.“

Er grinste sein breites Grinsen, das ihn jungenhaft aussehen ließ. Er sah dann echt süß aus, stellte mein Mädchen-Herz fest.

„Das Schlimmste, was dir hier passieren kann, ist neben Tron zu schlafen. Der schnarcht und furzt. Aber keine Sorge. Du bleibst hier beim Feuer, da stört dich keiner.“

Brahn kam zurück, fünf Decken im Arm. Ich staunte. „Reicht das?“, fragte er und hielt sie mir hin.

Ich hatte noch nie so viele Decken auf einmal gesehen, außer auf dem Basar in der Stadt. Die Männer mussten reich sein, wenn sie sich sogar Decken aus Schaffell leisten konnten.

„Ich bin keine Prinzessin“, entgegnete ich, klammerte mich aber an die Decken, als wären sie mein größter Schatz. „Aber danke!“

Die Männer ließen mich allein am Feuer zurück. Es war ein bisschen seltsam: Der Schein war so hell, dass alles andere im Dunkeln lag, eine weiße Schutzwand aus Licht.

Mir war aber durchaus bewusst, dass man mich umso besser sehen konnte.

Ich stapelte drei Decken auf dem Boden, kuschelte mich hinein und deckte mich luxuriös mit drei Decken zu. Eine hatte ich ja ohnehin schon um die Schultern gelegt.

Es war himmlisch!

Ich hätte schwören können, nicht schlafen zu können. Alles war so ungewohnt, so aufregend. Ich hörte Männerstimmen im Hintergrund, zwei Waris schnaubten.

Ich bin nicht allein, dachte ich. Dann war ich auch schon eingeschlafen.

Kapitel 9 – Erklärungen

Ich wachte davon auf, dass sich jemand auf die Bank vors Feuer setzte. Der Jemand hatte versucht, möglichst leise zu sein – aber mein Gehirn war auf ungewohnte Geräusche trainiert.

Sofort saß ich aufrecht und sicherte die Umgebung.

Das Feuer war fast vollständig heruntergebrannt, die Asche glühte aber noch. Dem Dämmerlicht nach zu schließen, musste es früher Morgen sein. Einige weniger Vögel trällerten schlaftrunken vor sich hin.

Um mich herum konnte ich schlummernde Hügel auf dem Boden erkennen: Die Männer hatten sich um mich herum verteilt, mit einem Sicherheitsabstand von etwa fünf Metern. Tristan lag ausgestreckt an meinem Kopfende, das Gesicht auf einer Decke. Seine Satteldecke diente ihm als Kopfkissen.

Er wirkte im Schlaf erschöpfter als im wachen Zustand: Unter seinen Augen sah ich Ringe, die ich bei Tage gar nicht bemerkt hatte, auch waren seine Wangen etwas eingefallen. Vielleicht ein Merkmal der Mae? Vielleicht sahen die ja immer ein bisschen verhungert aus?

Mein Blick wanderte zur Gestalt am Feuer. Brahn.

Ich stand auf und ging zu ihm.

„Guten Morgen, Prinzessin“, begrüßte er mich. Ich grinste und freute mich. Mich hatte noch nie jemand geneckt. Ein tolles Gefühl!

„Guten Morgen!“ Das mit dem Zurück-Necken hatte ich noch nicht drauf.

Er hatte frisches Holz neben sich und stapelte es vorsichtig in der noch heißen Asche. Offensichtlich war er für das Frühstück zuständig.

„Willst du nicht noch ein bisschen schlafen?“, erkundigte sich Brahn, während er sich mit dem Feuer abmühte.

„Nö. Bin wach.“ Ich gähnte. „Habt ihr Keelin diese Nacht noch mal gesehen?“

„Nein. Aber ich glaube nicht, dass er weit weg ist.“

Das glaubte ich auch nicht. Ich spürte ihn, aber er hatte sich wieder etwas weiter weg bewegt. Ich war etwas enttäuscht, dass er in der Nacht nicht gekommen war. Er hätte mir ruhig mal zwischen all den Fremden Gesellschaft leisten können.

„Du bist also ein Shadun?“, erkundigte ich mich möglichst beiläufig.

Brahn stapelte friedlich weiter Feuerholz auf und nickte nur.

„Und was genau ist das?“

Er zuckte mit den Schultern. „Wir sind düstere Typen, schätze ich. Mit einer sehr ursprünglichen Magie: viel Kraft, viel Wildheit, viel Zerstörungswut. Aber Tristan hat uns gezähmt, also keine Angst.“

Die Erklärung beruhigte mich nicht wirklich.

„Und Keelin ist auch ein Shadun.“

Ein knappes Nicken.

„Aber er ist ein Wolf“, sagte ich gedehnt.

Brahn seufzte so leise, dass ich es fast nicht gehört hätte. „Er ist kein Wolf. Er ist ein Shadun, nur eben in seiner ... wolfsähnlichen Gestalt. Wir können eigentlich jede Tiergestalt annehmen, die wir wollen. Unsere ursprüngliche Form, also die Form der Verwandelten ... naja, die besteht aber eigentlich aus nichts. Wir sind nur Schatten ohne große Kontur.“

„Ihr lauft hier aber als Menschen rum.“

Das schien Brahn zu verärgern, denn er runzelte die Stirn. Ich verstand nicht, was ich falsch gesagt hatte, aber er ging auch nicht darauf ein. Stattdessen antwortete er brummig: „Das machen wir halt so. Wir rennen auf zwei Beinen rum und nicht als Wölfe. Das ist eher unüblich.“

Aha. Hä?

Weil Brahn ganz offensichtlich nicht antworten wollte, wechselte ich die Richtung des Gesprächs. „Warum meidet Keelin euch denn dann, wenn ihr alle Shadun seid?“

Brahn verharrte mitten in der Bewegung, das Holz schwebte knapp über dem Feuer. Er warf mir einen kurzen Blick zu und sah dabei ziemlich traurig aus. „Das sollte dir Tristan erklären.“

„Okay. Ist er euer Anführer?“

„Ja.“

„Aha.“ Ich dachte kurz nach. „Aber Keelin ist ein Shadun – und Tristan ein Mae, richtig?“

„Ja.“

„Und die Shadun folgen den Mae?“

Ich erwartete ein klares Ja, aber das kam nicht. Brahn zögerte wieder, legte dann das Holzscheit ins Feuer und setzte sich neben mich auf den Ast. Er wirkte plötzlich nervös, erst recht, weil er Tristan einen forschenden Blick zuwarf. Offenbar checkte er, ob der noch schlief.

Ich wartete.

„Hör zu, Aeri. Das hier ist wichtig. Tristan würde es aber nicht billigen, dass ich das jetzt sage. Wir sind uns da etwas ... uneins, was selten passiert, das kannst du mir glauben. Also behalt es bitte für dich.“

„Okay.“ Irgendwas wuchs in meiner Brust – ein Gefühl von Angst und Sorge.

„Ich kann dir nicht sagen, warum uns Keelin verlassen hat. Es war eine schwierige Zeit für ihn und für unser Volk. Was ich aber sagen kann: Er muss zurückkommen. Dringend!“ Das sagte er in einem so verzweifelten Ton, dass es mir kalt den Rücken herunter rann.

„Du musst ihm das sagen! Sag ihm: Du musst zurück zu deinem Volk, es braucht dich.“

Er wirkte so traurig – und waren das da Tränen in seinen Augen? Ich war mir nicht sicher. Die Dunkelheit konnte vieles anders darstellen, als es wirklich war.

„Warum?“, fragte ich. „Keelin hat euch sicher nicht ohne Grund verlassen. Warum sollte ich ihn jetzt zu etwas drängen, was er offensichtlich nicht will? Das musst du mir schon erklären!“

„Das kann ich dir nicht erklären...“, flüsterte Brahn. „Tristan will, dass wir Keelin in Ruhe lassen, dass wir ihn von allein wieder zurückkommen lassen. Er ist sich absolut sicher, dass das irgendwann einmal passieren wird. Ich glaube das nicht. Ich glaube, dass Keelin für immer gegangen ist. Und wenn wir ihn jetzt nicht zurückholen, dann kommt er niemals wieder.“

Ich spürte, dass Brahn ins Reden kam. Also hielt ich die Klappe und wartete. Und tatsächlich:

„Die Shadun und die Mae haben ein Abkommen: Wir leben zusammen, wir sind allesamt Flüchtlinge vor den Menschen. Ich glaube, so viel darf ich dir erzählen. Es war damals Keelins Vater, der uns zusammengeschweißt hat – und Tristan und Keelin haben gemeinsam dafür gesorgt, dass sich beide Völker immer näher kamen.“

Aber jetzt ...

Aeri!“ Er packte mich abrupt an der Schulter, sodass ich vor Schreck zusammenzuckte. Damit hatte ich nicht gerechnet. „Du musst ihm sagen, dass sein Vater zurückgetreten ist, dass er sich zurückgezogen hat aus Trauer um seine verlorenen Söhne. Sag ihm das! Und sag ihm, dass Tristan die Shadun nicht halten kann. Mahedan will sie zurück in die Wälder führen oder, schlimmer noch, er wird Tristan herausfordern.“

Wir starrten uns an, während das Feuer neben uns Fahrt aufnahm und fröhlich vor sich hin knisterte. Ich hörte mehrere Vögel im Unterholz rascheln und das Schnarchen zweier Männer. Gleichzeitig rotierte mein Hirn auf Hochtouren.

„Ich kapiere kein Wort von dem, was du sagst“, sagte ich. „Keelin hat einen Vater, der

noch lebt?“

Brahn nickte.

„Und wer ist Mahe-Dingsbums?“

„Ein Shadun. Ein sehr mächtiger Shadun. Aber um ihn geht es hier nur am Rande. Unsere Gemeinschaft, die Sicherheit unserer Völker bricht auseinander. Das musst du Keelin sagen – und er muss es auch kapieren. Ich weiß nicht, wie viel Tier er gerade ist, wie viel er versteht, ob er überhaupt zuhören kann. Aber er folgt dir offenbar. Vielleicht kommst du ja an ihn ran.“

Mir schwirrte der Kopf. Weil ich offenbar unkonzentriert wirkte, packte Brahn mich wieder an der Schulter. Er schüttelte mich sogar ein bisschen. Eigentlich hätte mir das Angst machen sollen – aber er wirkte so schrecklich traurig dabei.

„Und sag ihm noch eins, bitte, Aeri. Aber sag nichts davon Tristan, hörst du? Er würde mich sofort nach Hause schicken und wäre furchtbar wütend auf mich. Er will nicht, dass wir Keelin zwingen, zurückzukommen. Aber er muss es zumindest wissen, um entscheiden zu können.“

„Okay. Was soll ich ihm sagen?“

„Sag ihm, dass Tristan stirbt.“

Das haute mich aus den Socken, um ehrlich zu sein.

Doch Tristan hatte ein echt gutes Timing, das musste man ihm lassen. Bevor ich nachhaken konnte, regte er sich und setzte sich auf. Er wirkte kurz orientierungslos, sah uns dann aber und stand auf, um zu uns zu kommen.

Es entstand eine peinliche Schweigepause.

„Was ist?“, frage Tristan irritiert, weil wir ihn beide anstarrten. Ich konnte gar nicht anders, ich musste ihn mustern. Wenn man von den dunklen Ringen unter seinen Augen absah, sah er eigentlich ganz gesund aus.

Seine Kleidung war vom Schlaf völlig zerknittert und er hatte einen Abdruck im Gesicht von der Reitdecke, aber sonst ...

„Wir haben gerade übers Frühstück gesprochen“, versuchte Brahn die Situation zu retten. Er scheiterte kläglich.

„Schön. Und warum schüttelst du sie dafür? Wollte sie nicht sagen, ob sie Ei oder Brot will?“

„Ihr habt Eier?“ Ich horchte auf. Es war nun mal so: Ich war ganz verrückt nach Eiern.

Die beiden Männer stierten mich kurz an, dann nutzte Brahn die Sekunde. „Ich hol welche“, brummte er und ging fort.

Ich hätte ihn erwürgen können.

Tristan musterte mich kurz. Er spürte, dass wir über etwas geredet hatten, was er nicht gebilligt hätte. „Was hat er gesagt?“, fragte er ziemlich direkt.

Lügen war zwecklos, daher versuchte ich es mit der halben Wahrheit: „Brahn will, dass ich Keelin auffordere, zu euch zurückzukommen.“

Tristan nickte und setzte sich. Gemeinsam starrten wir in die Flammen.

„Und? Wirst du es tun? Wirst du ihn fragen?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Natürlich. Ich frage ihn, aber versprechen kann ich nichts. Er reagiert selten auf direkte Fragen. Der Wolf steckt ihm da ziemlich im Blut.“

Brahn kam mit den Eiern und Wasser zurück und Tristan ging nicht weiter auf das Thema ein. Mir war aber klar, dass er ahnte, was wir geredet hatten. Ich schätze, er bemerkte auch meine prüfenden Blicke.

Wer so lange allein im Wald gelebt hat, hat nie gelernt, sich zu verstellen. Ich bin eine ziemlich schlechte Lügnerin und vom Schauspielern verstehe ich rein gar nichts.

Die Männer wachten nach und nach auf und kamen zu uns. Einige fütterten die Waris,

andere wuschen die Holzschüsseln vom Abend aus. Das Frühstück wurde abermals still eingenommen, alle waren noch verschlafen, aber es lag auch eine seltsame Anspannung in der Luft.

Ich war froh, als wir fertig gegessen hatten.

„Ich möchte mir jetzt gerne deine Schulter anschauen“, sagte Tristan zu mir. Er nickte zu Brahn hinüber. „Ich bräuchte dich eventuell. Der Rest sollte gehen. Aeri wird ihr Hemd ausziehen müssen.“

O-kay.

Jetzt wurde die Nummer spannend.

Die Männer verschwanden blitzschnell zwischen den Büschen und ließen uns allein am Feuer zurück. Auch Brahn und Tristan standen auf und wandten mir demonstrativ den Rücken zu, um mir kurz die Privatsphäre zu gönnen.

Ich klaubte erst Meeha aus dem Ausschnitt, setzte sie auf meine Knie, zog mir dann meine fünf Lagen Hemden aus und drückte sie mir zusammen mit einer Decke gegen die Brust. Der Wind strich eiskalt über meine Haut.

„Okay“, sagte ich. „Rücken ist zum Anschauen bereit.“

„Setz dich bitte vors Feuer.“

Ich gehorchte. Im Schneidersitz hockte ich dann auf dem Boden, Meeha zwischen meinen Beinen, hinter mir einen völlig Unbekannten. Es war nicht gerade ein schöner Moment.

Dann fühlte ich Tristans Hände auf meinem Rücken. Sie waren überraschend warm. Brahn hockte seitlich neben uns. Auch er starrte meinen Rücken an.

„Wie ist das passiert?“

„Ich bin auf den Rücken geknallt und dann Geröll runter geschlittert.“

Ich spürte Tristans Nicken durch die Hände hindurch. „Dein Rücken sieht aus wie eine Kraterlandschaft“, sagte er. „Das kann jetzt wehtun!“

Ich keuchte unter seinem Griff, aber so schnell wie der Schmerz gekommen war, war er auch schon wieder weg.

„Du musst dich bitte auf den Bauch legen, damit ich einige deiner Wirbel wieder einrenken kann. Du musst dich völlig verdreht haben. Deine Schulter ist aus dem Gelenk gesprungen. Wie lange läufst du damit jetzt schon herum? Erstaunlich, dass du den Arm überhaupt noch bewegen kannst. Außerdem hat sich hier ein dicker Knubbel gebildet, den ich aufschneiden muss. Da scheint sich eine Menge Eiter gesammelt zu haben ...“

„Halt! Erzähl mir nicht mehr. Bitte. Mir dreht sich auch schon so der Magen um. Mach einfach, dass es nicht mehr weh tut!“

Und das tat er. Sein Griff war oft schmerzhaft, meist aber sanft. Das Einrenken war furchtbar und das alles war mir schrecklich peinlich. Ich kam mir so nackt vor - was ich ja auch war.

Als es darum ging, den Knubbel aufzuschneiden, gab Brahn mir eine gruselige Suppe zu trinken. Gleich darauf schlief ich friedlich ein – und als ich aufwachte, war Mittag, mir tat alles weh und Tristan saß neben mir und hielt meine Hand.

„Alles gut?“, fragte er mich und ich nickte.

Alles gut.

Mir war zwar schwindelig, mein Magen revoltierte, aber dieser diffuse Schmerz in der Schulter war endlich fort.

„Bist du ein Heiler?“, nuschelte ich. Die Welt drehte sich noch etwas und meine Augenlider plumpsten immer wieder zu. In meinen Haaren spürte ich, wie sich Meeha Richtung Stirn vorkämpfte. Gleich darauf erschien ihre schnüffelnde Schnauze in meinem Blickfeld. Sie sah wohl nach dem Rechten.

„Sagen wir, ich verstehe etwas davon, aber ich kann nicht mit Magie heilen. Leider. Bei mir ist das alles mit Muskelkraft und Schmerzen beim Patienten verbunden.“

„Mir geht's schon viel besser!“

Ich spürte, wie er mir über die Haare strich – und hörte, wie Meeha empört nach ihm schnappte. Sofort verschwanden die Hände.

„Vorsicht!“, grinste ich. „Alarmgesichert.“

Ich brauchte den ganzen Tag, bis ich mich halbwegs aufrichten konnte. Was immer in diesem Trank gewesen war: Es hatte mich umgehauen. Tristan entschuldigte sich vielmals. Die Dosierung sei wohl eher für einen Shadun gewesen.

Mir war das eigentlich egal. Es war das erste Mal, dass ich in einem Rauschzustand war – und es war eine interessante Erfahrung. Gegen Abend setzte sich Tristan wieder zu mir, so dicht wie zuvor. Er nahm auch wieder meine Hand.

Offenbar war ihm nicht entgangen, dass ich süchtig nach Berührungen war.

„Wir müssen über die Zukunft sprechen“, sagte er in einem sehr ernsten Ton.

„Jetzt?“, krächzte ich. Mir war immer noch schlecht und alles drehte sich – und er wollte über die Zukunft sprechen?

„Ja. Wir müssen Entscheidungen treffen, die nicht länger aufgeschoben werden können.“

Das klang ... wichtig.

„Es ist so, Aeri: Du bist unsere beste Chance, Keelin wieder zurückzugewinnen. Er vertraut dir offenbar. Du hast auch gesagt, dass er sich schon wieder zurückverwandelt hat. Das ist ein sehr gutes Zeichen, aber es widerstrebt mir, dich allein hier zurückzulassen.“

Jetzt war ich ganz Ohr. Ich setzte mich so abrupt auf, dass die ganze Welt hüpfte und sich drehte. Fast hätte ich gekotzt, spürte dann aber Tristans sanfte Hände. Er drückte meinen Kopf nach unten zwischen meine Knie.

„Vorsicht. Nicht so schnell.“

Mit dem Kopf zwischen den Knien ging es tatsächlich ein bisschen besser. Tristan sprach ungerührt weiter:

„Was ich eigentlich sagen will: Du kannst gerne mit uns kommen. Wir haben einen Ort gefunden, an dem wir in Sicherheit sind. Einen Ort, den die Menschen nicht kennen. Ich will nicht sagen, dass wir damit alle Schwierigkeiten hinter uns gelassen haben – aber es geht uns ganz gut. Unsere Kinder verhungern nicht mehr und niemand trachtet uns nach dem Leben.“

Ich dachte an das, was Brahn zu mir gesagt hatte: dass es Ärger im Paradies gab. Aber davon sagte ich jetzt besser nichts.

„Du kannst also frei entscheiden. Wir erwarten nicht, dass du zu Keelin zurückgehst, zurück in deine Einsamkeit. Du kannst auch mit uns kommen. Und wer weiß? Vielleicht folgt dir Keelin dann sogar. Du hast die Wahl. Das wollte ich nur klarstellen.“

Es rührte mich. Ehrlich. Aber ich konnte Keelin nicht allein lassen. Das sagte ich dann auch.

„Dann werden wir dir eine neue Hütte bauen, dich mit Essen versorgen. Damit du besser über den nächsten Winter kommst. Okay?“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Also nickte ich nur.

Tristan war offenbar keiner, der lange fackelte. Kaum hatte ich genickt, saß ich schon vor ihm auf dem Wari – Schwindelgefühl hin oder her. Die Männer hatten bereits gepackt.

Daraus schlussfolgerte ich, dass der Aufbruch bereits vor unserem Gespräch festgestanden hatte. Schätze, es war nur noch nicht klar gewesen, wohin die Reise gehen sollte.

Ich lotste die Männer zu meiner alten Hütte oder vielmehr zu deren Überresten. Es stand

nur noch das Fundament.

Die Männer betrachteten das Chaos eingehend und entschieden dann, die neue Hütte nicht an der gleichen Stelle aufzubauen, was ja auch Sinn machte: Wenn der Fluss einmal bis hierher kam, konnte es auch ein zweites Mal passieren.

Sie suchten eine ganze Weile und fanden dann eine Stelle etwas oberhalb: windgeschützt, schlecht einsehbar, aber weiterhin in der Nähe des Bachs. Ich konnte sogar immer noch meine alten Äcker benutzen.

Dann begannen die Shadun, mein neues Heim zu bauen. Ich war viel zu verwirrt, um die Tragweite wirklich zu verstehen. Warum taten sie das? Warum halfen sie mir überhaupt?

Klar: Sie hofften, dass ich Keelin zu ihnen zurück brachte, da konnten sie mir ruhig eine neue Hütte bauen. Aber das war nicht alles, das spürte ich. Ich glaube, sie hätten mir sogar eine neue Hütte gebaut, selbst wenn ich Keelin nicht gekannt hätte.

So war Tristan nun mal. Aber das verstand ich erst später.

Während sich die Männer also mit meiner Hütte beschäftigten, döste ich friedlich vor mich hin. Tristan und Brahn hatten mir eine kuschelige Ecke unter einem Baum bereitet. Das hieß: Drei Decken unter und drei über mir. Purer Luxus. Dann hatten sie sich am Hüttenbau beteiligt.

Ich war also allein. Zum ersten Mal seit ... einem Tag? Zwei Tagen? Mein Hirn funktionierte noch nicht wieder.

Auf jeden Fall kamen die Geister. Natürlich. Jetzt, wo die Shadun gut zweihundert Meter entfernt von mir agierten, zog ich sie wieder magisch an.

Die Luftgeister schwirrten über meinem Kopf und ließen die Äste wild wippen, während ein Erdgeist unter meinem Körper fröhlich Löcher und Hügel buddelte. Mein gemütliches Nest wurde dadurch zwar extrem ungemütlich, aber dafür auch deutlich lebendiger.

Ich hatte gar nicht bemerkt, wie sehr ich ihre Anwesenheit vermisste.

Meeha hatte sich zum ersten Mal seit Keelins Ankunft wieder in einen Hund verwandelt und schlief an meinem Bauch gekuschelt. Ich kraulte ihre Ohren, während ich immer wieder wegdämmerte. Eine Truppe Steingeister kullerte neben meinen Kopf, klackernd und rappelnd. Das Geräusch wiegte mich letztlich in den Schlaf.

Mein letzter Gedanke war: wenn doch Keelin jetzt hier wäre ...

Als ich erwachte, waren die Geister verschwunden und ein Feuer prasselte etwa fünf Meter von mir entfernt vor sich hin. Die Shadun saßen drum herum, aßen, lachten und spielten offenbar irgendein Würfelspiel.

Tristan lehnte am Baum neben mir und döste, aber kaum hatte ich den Kopf einen Millimeter bewegt, sah er auch schon auf.

„Alles gut bei dir?“, fragte er. Das hatte er mich schon mal gefragt.

„Alles gut, Tristan!“

Er entspannte sich wieder. Es war stockdunkel um mich herum, ich hatte wohl den Tag verschlafen.

„Mir ist etwas flau im Magen, aber sonst habe ich deinen Versuch, mich umzubringen, ganz gut überstanden.“ Ich kämpfte mich ächzend in eine sitzende Position. „Wie geht es der Hütte?“

„Wir sind grad mit dem Keller fertig.“

„Ich krieg einen Keller!?“

Tristan grinste. „Wenn die Shadun was können, dann Häuser bauen. Das wird keine Hütte, sondern ein Palast, wenn du mich fragst.“

Ich lächelte ebenfalls, horchte dabei aber in mich und die Umgebung. Kein Keelin. Das

Gefühl, das ich schon die ganze Zeit verdrängt hatte, klopfte wieder an mein Herz.

Keelin hatte sich auf den Weg gemacht, wohin auch immer, auf jeden Fall weg von mir.

Da war ich mir mittlerweile sicher.

Um mich von diesem grässlichen Gedanken abzulenken, verwickelte ich Tristan in ein Gespräch über Feyann. Was ist denn das besondere an den Feyann? Was können sie – was kann ich?

Tristan informierte mich bereitwillig: Die Feyann seien eng mit der Natur verbunden, enger als jedes andere Magiewesen. Deshalb waren die Geister auch so vernarrt in sie. Jede Feyann entwickelte aber eigene Fähigkeiten, je nach Vorlieben für bestimmte Geister.

Die nächste Erklärung überraschte mich dann aber doch: Es gab offenbar nur vier Geisterarten – nicht nur eine oder viele Tausende. Erde, Feuer, Wasser, Luft. Die Elemente. Keine Steingeister, keine Baumgeister, keine Schneegeister.

Das seien Elementargeister, die in eine bestimmte Form schlüpfen, erklärte mir Tristan. Aber ganz genau wusste er das auch nicht. Feyann Geheimnisse, sagte er mit einem gequälten Grinsen.

Die Luftgeister seien die niedrigste Form, erklärte er mir. Im Prinzip könne jeder Wasser-, Erd- oder Feuergeist zu einem Luftgeist werden: unsichtbar, fliegend, meist in Tropfenform. So sah ein Geist normalerweise aus.

„Und was für Fähigkeiten haben die Feyann dann? Wie können sie die Geister nutzen?“, erkundigte ich mich.

Durch diese Frage erfuhr ich, dass bei Tristan und Brahn eine Feyann lebte. Sie war wohl noch sehr jung, kaum Mitte zwanzig, wenig ausgebildet, aber wissbegierig. Das, was sie wusste, hatte sie sich aus Büchern und Erzählungen selbst beigebracht.

So viel konnte sie schon: Feuer machen (konnte ich auch), Wasser schweben lassen (konnte ich auch, wenn auch nicht kontrolliert, mehr durch Zufall, weil der Wassergeist mir abhaute), ihre Haare wild herumflattern lassen (wofür, bitte, war das nützlich?) und: heilen. Der Punkt ging definitiv an sie.

Tristan wusste auch nicht so genau, wie sie es machte. Es hatte wohl etwas mit den Erd- und den Wassergeistern zu tun. „Ihre Spezialität“, sagte er. „Von den Feuergeistern lässt sie jetzt die Finger, nachdem sie fast unser halbes Dorf abgefackelt hat.“

Ich fragte lieber nicht, wie sie das geschafft hatte. Bestimmte Antworten konnten einem echt Angst machen. Aber das mit dem Heilen war interessant.

„Ich glaube, du würdest Liah mögen. Sie ist ziemlich anstrengend.“

„Hat sie das da ebenfalls im Gesicht?“, erkundigte ich mich.

Tristan betrachtete mich genauer und für einen Moment fragte ich mich, wie er mich wohl sah. Sah er nur die eingefallenen Wangen und das spitze Kinn? Oder sah er auch meine funkelsprühenden violetten Augen?

„Ihre Runen sind deutlicher. Sie ist ja auch älter, vielleicht liegt es daran. Die Runen verändern sich und werden zu Bildern.“

Oh. Die Kringel bildeten irgendwann ein Bild. Ein schöner Gedanke. Zufrieden lehnte ich mich in meinen Decken zurück, deckte Meeha noch mal ordentlich zu und schlief ohne ein weiteres Wort ein.

Ich war wirklich völlig erschöpft.

Aber nicht mehr allein.

Am nächsten Morgen suchte ich Keelin. An der Hütte konnte ich ohnehin nichts tun, also konnte ich genauso gut auf Streifzug gehen. Das brachte meine völlig steifen Muskeln auch mal etwas in Schwung.

Meine Schulter tat noch weh, aber es war ein gesunder Schmerz – so ähnlich wie das Jucken, wenn eine Wunde verheilt. Ich konnte meinen Arm auch schon wieder etwas höher bewegen. Das ließ auf mehr hoffen.

Meeha begleitete mich als grün-lila gefleckter, winziger Hund mit einem riesigen Hasenpuschel als Rute. Es war verwirrend, wie nervös die Shadun wurden, als wir an ihnen vorüber gingen.

Einige verneigten sich sogar.

Meeha stolzierte an ihnen vorbei, als seien sie ihr völlig egal. Was vermutlich auch so war.

Ich tappte hinter ihr her und winkte den Männern kurz zum Abschied.

Es war ein schöner Tag. Nicht zu warm, nicht zu eisig, aber noch genau so kalt, dass die Frostgeister klirrten. Okay. Das waren vermutlich Luftgeister, aber ich mochte den Gedanken, dass es eben Frostgeister waren; also nannte ich sie auch weiter so.

Ich schlug einen ruhigen Trott an, den ich sehr lange halten konnte. Wer wusste schon, wie weit ich gehen musste?

Ich hatte nur eine ungefähre Ahnung, wo Keelin war – eine Richtung, die mein Herz mir sagte, als sei in mir ein innerer Magnet befestigt. So etwas hatten Zugvögel auch, wenn ich mich richtig an Nanas Worte erinnerte.

Tristan hatte mich nur ungern gehen lassen. Ich sei noch zu blass, hatte er gesagt. Ob nicht jemand mitkommen solle? Ich lehnte dankend ab. Mit einem Shadun im Schlepptau würde ich Keelin nie finden!

Ich suchte den ganzen Tag. Immerhin konnte ich mich ganz auf Keelin konzentrieren – und es beruhigte mich, dass ich seine Gestalt immer noch gut erahnen konnte. Er bewegte sich etwa fünf Kilometer von mir entfernt und wich mir eindeutig gezielt aus.

Gegen späten Nachmittag gab ich auf und drehte um. Und siehe da: Keelin folgte mir. Zwar etwas langsamer, als zögere er, aber er fiel nicht erkennbar zurück.

Um ihm eine Freude zu machen, grub ich eine Baumwurzelknolle aus, legte sie zusammen mit ein paar Beeren auf ein Stück Moos und formte aus losen Steinen ein lachendes Gesicht drum herum. Die Botschaft würde er ja wohl hoffentlich verstehen.

Meeha drängelte. Sie wollte nach Hause vors Feuer. Entweder hatten Waldgöttinnen kein Gefühl für Freundschaftspflege oder Keelin war ihr ungefähr so egal wie der Rest der Shadun.

Ich kam erst im Dunkeln wieder zurück, da saßen Tristan und Brahn schon auf den Waris. „Nanu? Wo wollt ihr denn hin?“, fragte ich aus dem Dickicht heraus.

Tristan warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. „Dich suchen, was sonst? Wir haben uns Sorgen gemacht.“ Brahns Gesicht machte deutlich, dass sich nur Tristan Sorgen gemacht hatte, er selbst wirkte völlig entspannt.

„Tristan! Ich habe hier zehn Jahre lang ganz allein gelebt. Ich kann schon auf mich aufpassen.“ Aber irgendwie schmeichelte es mir dann doch. Es war ein erstaunlich schönes Gefühl, dass sich jemand anderes Sorgen um einen machte.

Tristan war seine übertriebene Sorge etwas peinlich und lenkte deshalb das Gespräch schnell in andere Bahnen. Brahn kam aber hinterher noch einmal zu mir, um kurz mit mir darüber zu sprechen.

„In der Nähe lebt ein fremdes Rudel Shadun. Verwandelte Shadun“, erklärte er. Ich runzelte verwirrt die Stirn. „Das war es, was Tristan so beunruhigt hat. Die fremden Shadun haben uns bemerkt, gehen uns aber aus dem Weg. Ich glaube nicht, dass sie für dich oder Keelin gefährlich werden. Einen einzelnen Shadun greifen sie für gewöhnlich nicht an. Nicht, solange der nicht von größerem Interesse für sie ist. Trotzdem. Sei ein bisschen vorsichtig. Sobald du seltsam wabernde Gestalten um deine Hütte schleichen siehst, nimm die Beine in die Hand und

versuch zu fliehen.“

Versuch zu fliehen. Nicht: Flieh. Das klang ja heiter.

„Ich hab sie noch nie gesehen“, erwiderte ich.

„Natürlich nicht. Sie interessieren sich auch nicht für kleine Feyann. Aber für größere Rudel. Sie beobachten uns zurzeit. Aber keine Angst. Sie werden wieder verschwinden, sobald wir weg sind.“

Er nickte mir noch mal ernst zu, dann ging er wieder zurück zu meiner halb fertigen Hütte.

An den nächsten drei Tagen suchte ich Keelin weiter – unheimliches fremdes Shadun-Rudel hin oder her -, während die Männer vor sich hin bauten. Am Aussehen meiner Hütte hatte ich ohnehin kein Bestimmungsrecht mehr. Das Dach wurde aus Brettern und nicht aus Zweigen gemacht, basta! Und es gab zwei Zimmer, da wurde gar nicht erst diskutiert.

Wer war ich denn, dass ich mich gegen zwei Zimmer wehrte?

Doch am vierten Tag erkannte ich zwei Dinge mit Schrecken: Die Männer waren fertig - und ich hatte Keelin noch nicht gefunden.

Als Brahn mir dann meine neue Hütte zeigen wollte, konnte ich mich nicht richtig freuen, obwohl ich es wirklich versuchte. Es war nämlich phantastisch: Ich hatte einen wunderschön gemauerten Kamin, sogar mit Hirschgeweih oben dran - das ich sicherlich wieder abhängen musste, sobald Keelin hier herein kam - und das Schlafzimmer war vom Rest der Hütte durch eine Tür abgetrennt. Ich hatte einen eigenen Kleiderschrank, wobei ich mich fragte, was ich da reinhängen sollte, ich trug ja alles am Körper mit mir herum. Und ein aus Holz gezimmertes Bett. Darauf waren jede Menge Stroh und Decken gestapelt. Sogar ein Nachtschränkchen hatten sie mir gezimmert: aus einem großen, runden Holzstumpf mit hinein geschnitzter Schublade.

Im Hauptraum stand jetzt ein runder Tisch mit zwei Stühlen, alles handgearbeitet, eine etwas windschiefe Kommode - Tristans Werk, vom Schreinern verstand er etwa so viel wie ich - und eine Kochnische, in der sich jede Menge Holzteller und Holzbesteck stapelte. Eindeutig Brahns Handschrift.

Ich wanderte mit einem Kloß im Hals durch meine Räume, dabei von neun Männern eingehend beobachtet, die allesamt ein Lob erwarteten. Stattdessen brach ich in Tränen aus.

Die Männer waren betroffen. Und völlig überfordert.

„Aber, Mädchen ...“, setzte ein riesiger Kerl mit nur noch einem Auge an. „Was heulst du denn da los?“

Tristan scheuchte sie irgendwann alle aus der Hütte und dirigierte mich auf einen der zwei Stühle, auf den zweiten setzte er sich. Da fing ich noch heftiger an zu schluchzen. Dieser zweite Stuhl würde nämlich in Zukunft verwaist sein.

Ein schrecklicher Gedanke.

„Aeri. Komm schon. Ich kann mir zwar schon denken, warum du weinst, aber ich sag es gerne noch mal: Wenn du nicht allein hier zurückbleiben willst, dann komm einfach mit uns!“

Ich schüttelte heftig den Kopf.

„Ich bin gar keine Heulsuse!“, brachte ich schließlich mühsam hervor und wischte mir den Schnodder von der Nase. Meeha hockte vor mir auf dem Tisch, als wuscheliger Riesenhamster getarnt, und musterte mich. Sie wechselte hektisch ihre Farbe. Machte sie sich etwa Sorgen um mich?

„Das hat auch keiner von dir gedacht.“

Tristan zog mir die dreckige Hand vom verheulten Gesicht und bedeckte sie mit seinen beiden. Sie verschwand fast völlig.

„Meine Nana hat mich immer in den Arm genommen, wenn ich geheult hab“, brachte ich zwischen zwei Schluchzern hervor. „Vielleicht hör ich dann ja auf.“

Da nahm Tristan mich tatsächlich in die Arme. Er fühlte sich warm an und roch nach Blättern und Wari und ... ich nehme an, dass Männer generell so rochen: ein bisschen wie Ochse, aber nur ein Hauch, nicht unangenehm.

Ich nutzte die Chance, mein Gesicht zwischen Tristans Haaren zu vergraben. Sie waren ganz weich, überhaupt nicht verstrubbelt wie meine.

„Ich habe Angst, dass Keelin nicht mehr zurückkommt“, flüsterte ich ihm ins Ohr. Er drückte mich kurz. „Ich glaub, er hat sich überlegt, dass ich mit euch gehe, wenn er nicht mehr hier ist. Er weiß, dass ich mich schrecklich einsam fühle.“

Aber er konnte es mir ja nicht mitteilen, weil er ja nicht mit mir reden kann und oft so tierisch ist, weißt du?

Da hat er mir einfach die Entscheidung abgenommen. Er will, dass ich mit euch gehe. Aber ich kann ihn doch nicht allein lassen! Das geht doch nicht!“

Ich war wirklich verzweifelt, richtig heftig verzweifelt. So, als wenn man mich an beiden Armen langsam auseinanderreißen würde. Mein Herz brannte, heftig, schmerzhaft. Entzweit gefetzt.

Tristan streichelte meinen Rücken, bis ich mich wieder etwas beruhigt hatte. Da ahnte ich schon, dass mich dieser Moment so schnell nicht mehr loslassen würde. Wenn ich hier blieb, allein oder mit Keelin, egal, würde ich mich immer nach solch einer Umarmung sehnen.

Irgendwann drückte Tristan mich von sich fort und nahm mein Gesicht in seine Hände. „Du kannst jetzt nicht gehen“, sagte er mit fester Stimme. „Das würdest du dir niemals verzeihen. Du würdest immer nach Keelin suchen und sei es auch nur in Gedanken und Wünschen. Bleib erst mal hier. Wir kommen wieder, das verspreche ich dir. In genau einem Jahr sind wir wieder da, Brahn oder ich oder beide. Dann holen wir dich, mit oder ohne Keelin. Okay?“

Ich nickte. Das klang gut. Ein Jahr würde ich überstehen – und es würde mir die Chance geben, Keelin wieder zurückzuholen.

Und ich hatte da auch schon eine Idee.

Kapitel 10 – Wieder allein

Der Abschied war schrecklich. Tristan wusste, wie schwer es mir fiel, und machte es daher kurz. Die Shadun und er sattelten noch am gleichen Tag die Waris, saßen auf, winkten mir vom Rücken ihrer Tiere aus zu – und schon waren sie weg.

Mir war, als hätten sie die Luft zum Atmen gleich mitgenommen.

Aber ich hatte einen Plan und den würde ich so schnell es ging umsetzen.

Phase eins: Baumwurzelknollen verteilen. Ich legte eine Spur von meiner Hütte aus bis zum letzten Standort, an dem Keelin geschlafen hatte. Woher ich die Knollen hatte? Die Shadun hatten mir jede Menge Vorräten dagelassen. Über den nächsten Winter brauchte ich mir also keine Gedanken mehr zu machen. Die paar Baumwurzelknollen konnte ich also entbehren und ich war daher auch ziemlich großzügig im Verteilen.

Phase zwei: Schmetterlingsbüsche säen. Ich pflanzte sogar welche um, indem ich sie von der Lichtung zur Hütte zernte. Bald konnte ich mich vor Raupen und flatternden Viecher kaum noch retten.

Phase drei: Die Schrei-Attacke. Ich rief stundenlang nach Keelin, möglichst sehnsuchtsvoll, bis ich keinen Mucks mehr von mir geben konnte.

Phase vier: Die Schnitzeljagd. Ich legte überall Steine aus, die zusammen Pfeile formten. Die Gefahr war aber zu groß, dass jemand Falsches die Fährte sah und ihr folgte. Also strich ich Phase vier und sammelte die Steine wieder ein.

Phase fünf: Die Eier-Verlockung. Ich fing vier Hühner ein und dekorierte den Platz vor der Hütte mit allen Eiern, die ich auftreiben konnte. Denn ähnlich wie ich konnte Keelin kaum einem Ei widerstehen.

Phase sechs: Die Überprüfung. Ich guckte, ob irgendeine der vorangegangenen Phasen irgendwas gebracht hatte. Dem war nicht so. Dann ging ich in die nächsten Phasen über – das waren die fieseren Phasen.

Phase sieben war also: Fallen-Auslegen. Jawohl. Und ich ließ die Tiere darin elendig verrecken in der Hoffnung, dass Keelin sie retten würde.

Phase acht brach ich ab, bevor ich anfang. Sie war zu schrecklich. Das war nicht mein Stil.

Phase neun und zehn ... wenn alles nichts mehr half, dann ...

Ich nahm mir eine Decke, setzte mich vor die Hütte und wartete. Und wartete. Und wartete. Tag und Nacht, Tag und Nacht, Tag und Nacht.

Phase neun war: Elendig verhungern und verdursten.

Phase zehn war: Sterben.

Wenn das Keelin nicht zur Besinnung brachte, wusste ich auch nicht weiter. Konnte mir dann ja auch egal sein. Ich war ja eh tot.

Meeha machte mich bei meinen letzten Phasen allerdings wahnsinnig. Sie strich immer wieder unruhig an meinen Beinen vorbei, hüpfte auf mir herum und brachte mir allerlei unverschämte Leckerbissen: Möhren, Beeren, Pilze und Knollen, alles bereits in ihren Hamsterbacken vorgekaut. Das Wasser spuckte sie mir kurzerhand ins Gesicht. Als auch das nichts half, riss und zernte sie an mir, biss mich, kratzte mich und führte sich allgemein wie ein Berserker auf.

Ich blieb stur.

Irgendwann war sie verschwunden. Ich nahm an, dass sie beleidigt abgezogen war. Eine Waldgöttin hatte bestimmt besseres zu tun, als sich um ein selbstmitleidiges Mädchen zu kümmern, oder?

Wenn ich es mir rückblickend überlege, war das eigentlich der Moment, in dem Meeha ... weniger tierisch wurde. Sie agierte plötzlich mit Hintergedanken, kümmerte sich, kommunizierte

durch ihre Beißerei.

An jenem Tag überraschte sie mich dafür umso mehr. Denn sie war keineswegs fortgegangen, um sich ein neues Zuhause zu suchen – sie war los, um Keelin zu holen. Ich weiß nicht, wie sie es ihm begreiflich gemacht hat, aber die vielen Kratzspuren an seiner Schnauze sprachen Bände.

Er kam aus dem Dickicht herausgeschossen, als seien tausend Höllengeister hinter ihm her. Hinter ihm spazierte, fast gelangweilt, eine winzig kleine, rosa-rot gestreifte Maus.

Als Keelin mich erblickte, blieb er abrupt stehen. Ich muss schlimm ausgesehen haben, denn jetzt war ich völlig abgemagert und am Ende meiner Kräfte. Ich sah sogar fünf Keelins.

„Hey, Keelin!“, flüsterte ich. „Willkommen zu Hause.“ Dann wurde ich ohnmächtig.

Wir sprachen nicht mehr über meine Aktion. Keelin und Meeha waren furchtbar wütend auf mich, das ließen sie mich gut zwei Wochen lang deutlich spüren. Aber was sollte ich sagen? Ich hatte mein Ziel erreicht.

Ob ich mich tatsächlich zu Tode gehungert hätte? Ich glaube, ja. Wenn ich mich für etwas so Radikales entschied, dann zog ich es auch durch.

Ich ließ Keelin erst mal in Ruhe. Er war wieder da, das genügte mir. Er durfte von mir aus faul in der Sonne herumliegen, ständig war er im Weg, aber ich forderte ihn nicht auf, mir zu helfen. Er wirkte so weit weg – so tierisch wie am Anfang, viel tierischer, als Meeha es jemals gewesen war.

Zumindest interpretierte ich das zu diesem Zeitpunkt so. Erst später kapierte ich, dass das Gegenteil der Fall war.

Hatte der Besuch seiner Freunde den ganzen Weg, den wir bereits gegangen waren, zerstört? Ich wusste es nicht. Also fing ich wieder von vorne an.

Ich kraulte ihn an langen Abenden vor dem Feuer, forderte ihn immer wieder auf, mit mir herumzutoben und lud ihn zu langen Spaziergängen ein. Kraulen klappte gut: Er war süchtig nach Streicheleinheiten. Herumtoben war schon schwieriger und sehr einseitig. Ich attackierte ihn, er wich mir aus, lief mir aber nicht nach. Aber Spazierengehen war in Ordnung.

Ich hängte auch das Hirschgeweih ab, ganz ohne Aufforderung. Auch die Fallen landeten im Keller – den ich jetzt tatsächlich besaß. Er war zwar winzig, aber ein echter Vorratskeller!

Ich glaube, Keelin wollte mich mit seiner Passivität gar nicht bestrafen. Am Anfang war er schon beleidigt, weil ich mich ganz offensichtlich hatte umbringen wollen. Das war schon okay, da durfte er ruhig schmollen. Aber nachdem er mir das verziehen hatte, wurde es auf anderer Ebene komisch: Er wirkte, als befände er sich in einer ganz anderen Welt, als schlafwandelte er.

Ich wagte nicht, ihm Brahns Botschaft zu übermitteln. Die Gefahr, dass er dann ganz Tier wurde, war mir zu groß.

Vielleicht lag es auch daran, dass ich ihn jetzt anders behandelte. Es war, als sei meine ganze Welt aus den Angeln genommen worden.

Denn von nun an, konnte ich ihn nicht mehr nur als Wolf behandeln, mit dem ich herumtoben konnte. Er war ein Mensch! Ein Mann!

Und um ehrlich zu sein: Mein Körper reagierte allein bei diesem Gedanken auf eine höchst unziemliche Art und Weise.

Mein Herz raste ständig, wenn er mich ansah.

Ich wurde häufiger peinlich rot als sonst.

Ich bekam das Flattern im Magen, wenn ich ihn kraulte.

Ich starrte stundenlang in seine Augen und verlor mich ganz darin.

Ich war besessen, von Keelin, dem Mensch. Noch viel mehr als in der Zeit, nachdem er

sich das erste Mal verwandelt hatte.

Aber auch er schien besessen zu sein, denn er verhielt sich so merkwürdig.

Und dann, eines Morgens, erkannte ich, was los war. Er kämpfte mit sich selbst! Ich sah es an der Art, wie er aufstand, wie er sich bewegte, was er eben nicht tat, obwohl er es als Wolf immer getan hatte: Er markierte keine Bäume mehr, stattdessen ging er schamhaft in die Büsche. Er hielt sich die Pfote vor die Schnauze, wenn er gähnte. Er heulte nicht mehr den Mond an. Er ging baden, einmal die Woche. Er räumte in meiner Hütte auf, trug benutzte Teller zum Teich und wusch sie unbeholfen mit der Schnauze aus. Das Ergebnis ließ zu wünschen übrig, aber ich erkannte den Hintergedanken.

Er versuchte verzweifelt, wieder menschlich zu werden.

In Gedanken klatschte ich mir selbst gegen die Stirn.

Keelin war natürlich klar, dass ich jetzt wusste, was er in Wirklichkeit war: dass er eben kein normaler Wolf, sondern ein Shadun war.

Und er ahnte, dass ich mich nach seiner menschlichen Seite sehnte.

Irgendwann stoppte ich sein Tun, weil mir seine Verzweiflung das Herz zerriss. „Komm mal her, Keelin!“, rief ich ihm zu, auf meinem Bett sitzend. Es war Nacht, Zeit zum Schlafen. Keelin lag im anderen Raum vor dem Kamin. Noch so ein Punkt: Er kuschelte nicht mehr mit mir, als habe er für sich entschieden, dass das nicht sittsam war.

Ich musste ihn noch drei Mal rufen, bis er endlich kam, und sah seinen Schatten dann nur als noch schwärzeren Fleck in der Dunkelheit, drei Meter von mir entfernt im anderen Raum.

„Komm!“ Ich klopfte auffordernd auf den freien Platz neben mir. Er zögerte. „Mir ist kalt – und jetzt komm endlich!“

Da sprang er neben mich, das Bett ächzte und knarzte, aber es hielt. Meeha beschwerte sich mit einem Gurren. Sie hatte es sich am anderen Ende gemütlich gemacht, eine kleine, gelb schimmernde Kugel aus Fell.

Ich zog Keelin an mich, so dass er gar keine Chance hatte. Er hätte sich schon mit Gewalt lösen müssen. „Hör zu, mein Wolf! Ich verstehe, dass du durcheinander bist. Der Winter war hart und der Frühling noch heftiger. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung, okay? Wir zwei sind zusammen...“ Meeha schnaufte empört. „Wir drei sind zusammen“, verbesserte ich mich. „Und es gibt keinen Grund, irgendetwas zu überstürzen. Ich weiß jetzt, dass du theoretisch Menschengestalt annehmen kannst. Und weißt du was? Das hast du in den letzten drei Jahren bereits immer mal wieder getan.“

Jetzt hatte ich seine volle Aufmerksamkeit. Er starrte mich an, als sei ich ein Weltwunder.

„Aber du hast dich nur verwandelt, wenn du entspannt warst, zufrieden. Erinnerst du dich an den Tag auf der Lichtung? Mit den vielen Schmetterlingen? In dieser Nacht hast du dich das erste Mal verwandelt. Du hattest uralte Klamotten an und einen schrecklich ungepflegten Bart, glaub ich zumindest. Und du hast zufrieden ausgesehen. Verstehst du? Du verwandelst dich nur, wenn du zur Ruhe kommst. Also komm wieder runter, Keelin! Es mit Gewalt zu wollen, bringt rein gar nichts.“

Ich strich ihm übers Fell, um meine Worte zu untermalen. „Wir haben Zeit“, präzisierte ich sanft. „Und wir gehen erst, wenn du so weit bist.“

Er gab einen leisen Jammerlaut von sich, dann steckte er endlich wieder seine Schnauze unter meine Achseln und streckte sich lang aus, soweit es das Bett erlaubte. Offenbar hatte er verstanden, was ich meinte.

Ab da hatte sich Keelin tatsächlich wieder ein bisschen eingekriegt. Er war nicht mehr so verkrampft und wirkte weniger verzweifelt. Ab und zu erlaubte er sich sogar, sich wie ein richtiger Wolf zu benehmen: herumzutollen, zu hüpfen, zu springen, nach Samen in der Luft zu schnappen und sich nach Herzenslust im Schlamm zu wälzen.

Der Frühling ging und der Sommer kam. Ich hatte wieder etwas Fleisch auf den Rippen und deutlich mehr Ausdauer. Mein Körper fühlte sich fit an, keine Schmerzen, keine Probleme. Ich war zufrieden, wenn auch ein bisschen sehnsuchtsvoll. Aber das erwähnte ich Keelin gegenüber natürlich nicht. Es hätte ihn nur wieder unglücklich gemacht.

Es war schön gewesen, mit jemandem zu sprechen. Jetzt führte ich wieder Selbstgespräche.

Weil es Keelin auch wieder besser ging, wartete ich jeden Abend darauf, dass er sich wieder verwandelte. Es überraschte mich daher nicht besonders, als es dann auch tatsächlich passierte, diesmal auf unserer winzigen Veranda.

Es war zurzeit ziemlich warm in der Hütte. Gefühlt waren es auch abends noch über dreißig Grad. Wir schliefen in diesen Nächten draußen, nur durch einen dünnen Zaun von der Wildnis um uns herum getrennt, aber ich hatte einen Shadun an meiner Seite – da würde uns schon niemand angreifen.

Ich war noch wach, aber Keelin schlief bereits. Da wurde er wieder zum Mensch oder Magiewesen. Diesmal blieb er volle fünf Sekunden so, ich zählte mit angehaltenem Atem mit. Eins, zwei, drei, vier, fünf ... dann war er wieder ein Wolf.

In den nächsten Nächten passierte es immer wieder. Er war immer ein paar Sekunden länger ein Mensch, zum Schluss blieb er fast eine volle Stunde so. Viel Zeit, um ihn genauer zu betrachten.

Und er gefiel mir. Er gefiel mir sogar unfassbar gut, obwohl er wahnsinnig wild und ungepflegt aussah.

Er hatte eindeutig die Statur eines Shaduns: kräftig, aber beweglich. Ein etwas kantiges Gesicht, aber es stand ihm. Rabenschwarze Haare und diese merkwürdigen Striche von den Augen aus bis zum Haaransatz. Eindeutig kein Tattoo, sondern eine natürliche Zeichnung seiner Haut.

Seine Augenbrauen sahen natürlich aus wie Kraut und Rüben. Kein Wunder, wenn man ein halbes Jahrzehnt oder sogar noch länger ein Wolf war. Von seinem langen Bart ganz zu schweigen. Gruselig.

Ansonsten fielen mir noch seine riesigen Ohren auf, die aber fast unter seiner Mähne verschwanden, und die vielen Grübchen um seine Augen. Selbst wenn er entspannt schlief, schien er dadurch ein kleines bisschen zu lächeln. Allerdings blieb dabei ein etwas angespannter Zug um seine Lippen. Ich glaube, es waren Sorgenfalten, die sich da in seine Mundwinkel gegraben hatten. Außerdem hatte er eine lange Narbe quer über die Stirn und mehrere, etwas kürzere, auf seiner rechten Wange.

An seinem Hinterkopf fehlte ein ganzer Bereich Haare, als hätte sie jemand ausgerissen. Darunter schimmerte eine dunkle, knubbelige Narbe. Es musste eine tiefe, schreckliche Wunde gewesen sein.

Ich konnte ihn sogar anfassen, wenn er so aussah. Ich durfte ihm über das Gesicht streichen, ganz vorsichtig. Hauptsache, er wachte nicht plötzlich auf. Seine Haut war viel rauer als meine, an einigen Stellen sogar so rissig, weil sie ganz wund war. Als ich eine solche Stelle berührte, wachte er leider auf – und er war wieder ein Wolf.

Mein Ziel: Er musste aufwachen und sich nicht verwandeln. Das war der Schritt aller Schritte. Ich hatte nur keine Ahnung, wie ich das anstellen sollte.

Einmal klappte es sogar für eine Sekunde. Er hatte die Augen geöffnet und ich schwöre, er blieb in seiner Gestalt, einen halben Atemzug lang. Ich schätze, er hatte es auch bemerkt, denn am nächsten Tag war er ganz fahrig und die folgenden Nächte verwandelte er sich nicht mehr.

Ich bekam in dieser Zeit des Nachts relativ wenig Schlaf und döste daher tagsüber vor mich hin. Es gab ja auch nicht so viel zu tun: Ich angelte mal, brachte die Hütte auf Vordermann,

aber ansonsten war alles für den Winter vorbereitet. Die Männer hatten mir Tonnen von Holz in den Vorratsschuppen gebracht. Ich musste noch nicht mal Holzhacken!

Der Sommer verrann, es wurde wieder kühler – und ich agiler. Die Hitze hatte mir doch sehr zugesetzt. Parallel dazu nahm der Wind zu und ich hörte immer öfter die Luftgeister in den Stürmen jauchzen und kreischen.

Es war eigentlich ein ganz normaler Tag im schwindenden Sommer, als ich es während einer Wanderung hörte: Hufschlag. Mir blieb fast das Herz stehen. Keelin schnüffelte irgendwo seitlich in den Büschen herum, er hatte es aber auch gehört, denn fast sofort stand er an meiner Seite und lauschte.

Eindeutig Waris.

Bevor er mich zurückhalten konnte, rannte ich auch schon los. Meine Beine flogen nur so über das Farn, hetzten über Steine und Sträucher. Keelin joggte neben mir, als sei das Tempo nur leichter Ausdauersport. Er wirkte aber angespannt.

Ich folgte dem Klang des Hufschlags, der nur ganz leise zu hören war – immerhin befanden wir uns mitten im Wald und hier gab es nur gut gepolsterte Schleichwege. Keelin hätte mich gerne gestoppt, aber dafür hätte er mich schon rammen müssen.

Kurz bevor wir bei den Waris angekommen waren, wurde ich dann aber doch vernünftig – und vergewisserte mich erst mal, wer denn da überhaupt heran geritten kam. Die Shadun wollten ja eigentlich erst im nächsten Frühjahr wiederkommen.

Aber es war Brahn, der da auf seinem Reittier hockte.

Ich sprang dem Tier direkt in den Weg, so dass es erschrocken scheute und nach hinten weg hopste. Brahn zog in der gleichen Sekunde sein riesiges Breitschwert, bereit, zuzuhacken.

„Brahn!“, brüllte ich voller Freude, woraufhin das Tier sich sogar ein bisschen aufbäumte. Als ich es dann auch noch halb ansprang, wäre es fast durchgegangen. Brahn brachte es in letzter Sekunde zur Raison.

Ich hatte vor Freude alle Gefahren vergessen und umklammerte zur Begrüßung sein Bein. Ich hätte auch seine Füße geküsst, wenn mich das näher zu ihm gebracht hätte.

„Bei den Geistern, Feyann, du kannst doch nicht wie ein Wirbelwind aus den Bäumen stürmen und dich auf mich stürzen!“, fluchte Brahn mit hochrotem Gesicht. Aber er grinste bereits und sprang aus dem Sattel. Dann flog ich in seine Arme. Wir schwankten beide.

„Na, das ist ja mal eine Begrüßung!“ Er erwiderte meine Umklammerung und drückte mich dann fast gewaltsam von sich fort. „Aeri, alles gut bei dir?“

„Ja, klar!“, erwiderte ich. Dann sah ich das zweite Wari. Mein Herz machte einen Hüpfer. War vielleicht auch Tristan mitgekommen? Aber die Gestalt, die gerade vom Wari sprang, war zu klein.

Brahn sah meinen Blick. „Aeri, darf ich vorstellen: Liah. Sie konnte es nicht erwarten, dich mal kennenzulernen.“

Und da standen wir nun: zwei Feyann. Keine fünf Jahre trennten uns – und doch hätte der Unterschied nicht größer sein können.

Liah sah aus wie eine Königin. Ja, wirklich!

Sie war zwar genauso klein wie ich, dafür deutlich zierlicher. Das Leben im Wald hatte mich drahtig, kantig werden lassen – sie glich einem Geistergeschöpf. Ihre Züge waren ebenmäßig und filigran und sie bewegte sich auch so: schnell und flüssig wie Wasser.

Als sie lächelte, strahlte ihr ganzes Gesicht, das tatsächlich aus hunderten von bunten Linien bestand – aber nur an der rechten und linken Seite ihrer Wangen, vom Haaransatz oben an der Stirn bis hinunter in ihren Ausschnitt. Diese Linien sahen nicht so wirr wie meine aus, irgendwie geordneter.

Und sie hatte ebenso violette Augen wie ich.

Mir verschlug es schlicht die Sprache.

„Aeri!“, sagte sie. Sie sprach das R genau richtig aus, so sanft, wie es sich gehörte. Dann zog sie mich in ihre Arme, als würden wir uns schon seit einer Ewigkeit kennen. Sie roch unfassbar nach Wald: Kiefernadeln, Herbstlaub und Moos.

Ihre Haare versteckte sie allerdings unter einem riesigen Kopftuch in allen Regenbogenfarben. Was hatte Tristan dazu gesagt? Ihr Haar hätte ein Eigenleben.

Dann drückte sie mich fort und ich bekam eine Ahnung, was Tristan mit anstrengend gemeint hatte: „Ich bin so froh, dich kennenzulernen. Brahn sagte mir, deine Runen würden sich erst ausbilden. Das stimmt, ich kann es genau sehen, aber du bist schon ziemlich weit, lass mal schauen!“

Sie packte mein Gesicht und drehte es hin- und her. „Faszinierend“, beschied sie. Sie hatte eine Stimme wie fließendes Wasser, allerdings war das dann ziemlich flott unterwegs. Vielleicht klang sie eher wie ein Wasserfall.

„Deine Haare sind noch braun, aber das wird schon noch, keine Sorge. Aber die Magie hat deine Augen schon gefunden, das ist gut.“ Sie sah mir in die Ohren. Ich war fassungslos. „Kein Schorf, keine Verletzungen, sieht gut aus.“ Dabei tastete sie mich ab, als sei ich ein Schaf oder so. „Du bist gar kein Gerippe wie Brahn gesagt hat ... eher sportlich. Lass mal deine Hände sehen.“

Ich warf Brahn erst einen verärgerten Blick – Gerippe? –, dann einen hilflosen zu. Liah untersuchte mich ungefragt von Kopf bis Fuß. Bevor sie allerdings meine Zehen inspizieren konnte, stoppte Brahn ihr Tun.

„Liah!“, ermahnte er scharf. „Lass gut sein. Wir sollten erst mal zur Hütte.“

„Ah, die Hütte. Wie schön.“ Und schon saß Liah auf ihrem Wari und ritt voran. Ich starrte ihr nach.

„Äh?“, brachte ich nur hervor, während Brahn mit den Schultern zuckte.

„Sie ist so. Gewöhn dich lieber schon mal dran.“

Er zog mich zu sich auf sein Wari und lenkte es nach links, fort von Liah. „Liah! Komm hierher. Du weißt doch gar nicht, wo die Hütte liegt!“

„Schon gut. Ich komme nach. Da vorne ist ein Kräutersaum, den will ich mir erst noch ansehen.“ Und weg war sie.

Brahn sah ihr kopfschüttelnd nach, ließ sein Wari dann aber trotzdem losgehen.

„Findet sie uns denn wirklich?“, fragte ich erstaunt.

„Hast du nicht die Armada Geister gesehen, die sie umschwirrt? Ein Teil von denen folgt jetzt uns und führt sie später zur Hütte.“

Ich war fasziniert. Die Geister hatte ich natürlich bemerkt. Sie umschwirrten Liah wie eine Wand, saßen auf jedem Fleck ihrer Kleidung. Ein Teil surrte jetzt tatsächlich hinter uns her, fröhlich miteinander schwatzend.

Liah konnte ihnen also tatsächlich Befehle erteilen – sogar lautlos, denn ich hatte nichts davon mitbekommen.

„Du bist allein?“, fragte Brahn fast nebenbei. Ich wusste aber, dass das die alles für ihn entscheidende Frage war.

„Nein. Keelin ist zurückgekommen. Ich musste zwar Gewalt anwenden, aber dann hat er es kapiert. Es geht ihm auch schon besser. Er verwandelt sich immer öfter, allerdings nur im Schlaf. Gerade tritt er etwa fünfzig Meter rechts von uns durch die Zweige.“ Ich deutete in die Richtung.

Brahn warf einen Blick dorthin. „Ich spüre ihn nicht. Erstaunlich. Normalerweise wissen wir Shadun immer, wo ein anderer unseres Volkes ist. Aber Keelin bleibt mir verborgen.“

Mir nicht, dachte ich, sprach das aber nicht laut aus. „Vielleicht will er von dir nicht

gefühlt werden?“

„Das wird es wohl sein.“

Das Wari trug uns im flotten Trab zurück zur Hütte. Erstaunlich, wie viel schneller so ein Vierbeiner sein konnte als ich auf meinen zwei Füßen. Als wir die Lichtung vor meiner Hütte betraten, pfiff Brahn leise durch die Zähne.

„Sieht gut aus, die Veranda. Aber was hast du da alles gepflanzt? Sind das Schmetterlingsbäume?“

„Äh... ja.“ Ich ging nicht näher darauf ein. Das brachte mich dem ungemütlichen Thema „Wie hast du Keelin denn zu dir zurück gezwungen?“ viel zu nah. Ich bezweifelte, dass Brahn die Geschichte mit einem Grinsen aufnehmen würde.

„Wie kommt es, dass ihr schon hier seid? Es ist doch erst Herbst?“ Ich glitt vom Wari, während ich fragte.

„Tristan hat uns geschickt. Er war unruhig, wollte, dass ich vor dem Winter noch mal nach dem Rechten sehe. Wenn Keelin mittlerweile nicht aufgetaucht wäre, hätte ich dich jetzt mitgenommen – auch gegen deinen Wunsch. So lauten Tristans Worte.“

Brahn zog seinem Wari die Decke vom Rücken und schulterte zwei riesige Säcke, die auf den Hinterbacken des Tieres befestigt gewesen waren. Ich musterte ihn und seine Reisesachen.

„Du hättest versucht, mich mit Gewalt mitzunehmen?“, fragte ich erstaunt. Brahn verzog das Gesicht.

„Sagen wir: Ich hätte es zumindest versucht. Aber Meeha hätte eigentlich nur mal kurz mit dem Schwanz zucken müssen, dann hätte ich sofort aufgeben. Aber so, wie es aussieht, habe ich wohl Glück.“

Sein Blick blieb an etwas hinter meinem Rücken hängen. Keelin stand dort, sein Schwanz peitschte unruhig von einer Seite zur nächsten. Die Augen glühten dunkelrot und unter seinen Pfoten kräuselte sich bereits der dunkle Rauch. Er war eindeutig nicht erfreut.

„Hallo, Keelin!“, sagte Brahn. Ich sah zwischen ihnen hin- und her und zuckte zusammen, als ein Wari in vollem Galopp aus dem Wald preschte, Kieselstein-spritzend zum Stehen kam und ein Schatten von seinem Rücken hüpfte. Liah stürzte sich auf den verblüfften Keelin, bevor der sich wehren konnte.

Augenblicke später hing sie an seinem Hals, in etwa so, wie ich kurz vorher Brahn begrüßt hatte.

„Keelin, bei allen Geistern, Keelin!“, schrie sie. Sie hatte bei ihrer wilden Aktion das Kopftuch verloren – und jetzt wusste ich auch, warum sie eins getragen hatte. Ihre Haare waren, gelinde gesagt, bemerkenswert: Sie schillerten in allen möglichen Blau- und Violett-Tönen und umschwirrten sie wie ein eigenes Geschöpf. Wenn ich genau hinsah, erblickte ich die vielen winzigen Luftgeister, die mit ihren Strähnen spielten und sie hin- und herwarfen. Es sah wild und absolut umwerfend aus.

Gleich darauf musste Keelin die gleiche Tortur durchmachen wie ich: Ihm wurde erst mal in die Ohren geguckt, dann waren die Augen dran: „Folg mal mit den Augen meinem Zeigefinger, Keelin! Hey, jetzt stell dich nicht so an!“ Dann wurde noch sein Fell, die Krallen, die Zähne, der Schwanz und ... an dieser Stelle machte Keelin nicht mehr mit. Bevor sie sein Hinterteil genauer untersuchen konnte, entwand er sich ihrem Griff und flüchtete sich hinter meinen Rücken.

Ich konnte nicht anders, ich brach in schallendes Gelächter aus.

Die Begrüßungsszene mit Brahn und Keelin hatte mir für einen Moment echt Angst gemacht: Keelin hatte so angriffslustig ausgesehen und Brahn so besorgt. Nach Liahs Auftritt hatten sich die Gemüter sofort abgekühlt.

Brahn lachte mit, während Keelin empört schnaufte.

„Was?“, fragte Liah genervt, die Hände in die Hüften gestemmt, die Haare wild um sich peitschend. „Ich bin Heilerin. Ich muss das überprüfen.“

„Ist klar!“ Brahn hob kopfschüttelnd die Säcke auf seine Schultern und stapfte Richtung Hütte. „Kommt ihr mit oder wollt ihr da Wurzeln schlagen?“

Liah schien wohl nicht lange böse sein zu können, denn sie hüpfte sofort begeistert hinter ihm her. Ich blieb einen Moment allein mit Keelin zurück.

„Packst du das?“, fragte ich ihn. Er winselte. „Komm!“ Ich stupste ihn in die Seite. „Du bist doch ein großer Wolf. Da wirst du wohl mit einem Persönchen wie Liah fertig!“

Als ich ging, folgte er mir tatsächlich. Allerdings hatte ich den Verdacht, dass er sich hinter mir versteckte. Ich war quasi der Liah-Puffer.

Als ich eintrat, war die wilde Feyann nirgends zu sehen. Brahn war gerade dabei, seine Vorräte auf meinem Tisch zu stapeln.

„Gepökelttes Fleisch“, erklärte er.

„Eine Menge gepökelttes Fleisch.“

„Klar. Du sollst ja gut über den Winter kommen.“

„Es muss euch echt gut gehen, da wo ihr jetzt lebt, wenn ihr so viele Vorräte entbehren könnt.“ Ich trat neben ihn und wickelte einen dicken Schinken aus etwas, das wie Buchpapier aussah.

„Klar. Wir haben ja jede Menge Magiewesen, die sich kümmern. Liah sorgt dafür, dass kein Schwein krank wird, die Mae sorgen für gutes Wetter, die Asannen kümmern sich ums Vieh und wir Shadun sind Weltmeister im Schlachten.“

Der Satz hatte so romantisch angefangen ...

„Keelin würde niemals einem Tier etwas zu Leide tun“, protestierte ich. Brahn warf Keelin einen kurzen Blick zu.

„Keelin war da schon immer anders. Er war, seit er geboren wurde, Vegetarier. Sein Vater musste sich ziemlich umstellen, was die Ernährung angeht. Ich glaub, Keelin ist der erste Shadun seit einer Million Jahren, der kein Fleisch isst.“

Wir sahen beide zu Keelin hinüber. Der hockte am anderen Ende der Hütte und wirkte irgendwie kläglich. Ich sah ihm an der Nasenspitze an, dass er jetzt gerne weggerannt wäre. Aber er blieb.

Auf seinem Kopf hockte Meeha als Miniatur-Vögelchen und sortierte seine Kopfhare als Nest. Sie war aber sofort in seinem Nackenhaar verschwunden, als Liah aus meinem Keller auftauchte.

„Interessante Hütte, Aeri. Die Kommode ist von Tristan, nehme ich an?“ Sie sagte das mit einem Augenzwinkern.

„Äh... ja ...“

„Brahn, ich sehe mich mal um. Du kommst zurecht, oder?“ Sie gab ihm einen Mini-Kuss auf die Wange und wollte offensichtlich nach draußen, aber Brahn fing ihre rudernden Arme ein und stoppte sie.

„Liah! Wir sind gerade erst angekommen, jetzt konzentrier dich mal. Du hast Keelin seit Jahren nicht gesehen, da kannst du doch nicht einfach abhauen.“

„Keelin ist froh, wenn weniger Personen in der Hütte herumspringen, glaube mir. Und Aeri und ich können uns gleich noch unterhalten. Sie will aber ohnehin viel lieber mit dir sprechen, da wäre ich nur im Weg. Keelin!“ Sie sprach seinen Namen als Befehl. „Komm mit mir. Das ist perfekt: Ich hab Gesellschaft und du kommst aus der Hütte raus. Also, bis gleich!“

Schon war sie draußen und nahm Keelin mit.

Brahn raufte sich kurz die Haare. „Entschuldige. Sie ist so.“

„Kein Problem. Und sie hat ja Recht: Keelin wollte wirklich gerne raus aus der Hütte.“

„Na, dann ...“

Brahn half mir, die Vorräte zu verstauen. Dann machte ich uns Tee und wir setzten uns mit unseren Holzschalen bewaffnet auf die Veranda. Es war ein merkwürdiges Gefühl, aber auch ein irgendwie vertrautes. Brahn war so ruhig und umgänglich, dass es einfach war, sich an die Situation zu gewöhnen.

„Keelin verwandelt sich also wieder“, begann er das Gespräch.

„Schon. Aber er ist noch nicht soweit, jetzt sofort mitzugehen. Gib uns noch den Winter. Keelin weiß doch bestimmt den Weg zu euch.“

Brahn nickte und nahm einen Schluck. Er wirkte nachdenklich und besorgt. Sofort krallte sich ein übler Geschmack in meinen Mund.

„Wir haben doch noch so lange, oder?“

„Ich denke schon.“

„Du denkst?“

„Ja, ich denke. Ich weiß es nicht genau.“

Ich setzte meine Teetasse abrupt auf den Boden der Veranda ab. Meine Hand zitterte plötzlich und ich wollte nicht, dass Brahn das sah. „Was meinst du damit? Tristan hat dich geschickt, früher als erwartet. Heißt das, ihm geht es schlechter? Heißt das, wir haben nicht mehr so viel Zeit wie gedacht?“

Brahn seufzte. „Auch das weiß ich nicht. Tristan spricht nicht darüber, wie es ihm geht oder warum er dieses oder jenes so haben will. Es war ein klarer Befehl. Und er hat deutlich gemacht, dass er keine weiteren Fragen dazu hören will. Ich sollte dich ins Dorf bringen, für den Fall, dass Keelin nicht zurückgekommen ist. Ansonsten sollte ich dir die Vorräte bringen. Mehr weiß ich nicht.“

„Aber du hast eine Ahnung.“

Er zuckte mit den Schultern. „Schon. Aber die kann auch falsch sein.“

„Und was sagt Liah?“

„Sie wollte mit. Sie wäre nicht aufgebrochen, wenn es Tristans Gesundheit gefährdet hätte.“

„Und was genau hat er?“

Brahn fiel nicht darauf rein. Er warf mir einen unergründlichen Blick zu und nahm als Antwort einen Schluck Tee.

„Schön. Darüber spricht ihr also nicht. Kein Wunder, dass du nicht weißt, wie es deinem Freund geht.“

Es sollte eine fiese Attacke sein, aber Brahn reagierte nicht darauf.

„Bist du jetzt fertig mit deiner Tirade?“, fragte er stattdessen. Ich nickte huldvoll.

„Fein. Dann erzähl du mir doch mal, wie es dir so geht.“

Ich erzählte ihm in knapper Form, dass ich gesund sei, aber das Thema war meiner Meinung nach nicht weiter interessant. Brahn schien allerdings nicht dieser Meinung zu sein.

Er forderte mich immer wieder auf, mehr von mir, meiner Hütte und meinem Wald zu erzählen. Er fragte auch nach den fremden Shadun, die ich aber nach wie vor noch nie gesehen hatte. Brahn wirkte erleichtert. Irgendwann kam ich ins Reden und ich erzählte, bis Liah und Keelin wieder aus dem Dickicht auftauchten.

„Abendessen?“, fragte Liah und hielt eine merkwürdig aussehende Wurzel hoch. Sie leuchtete grün und war so lang wie ihre Beine. Aber ich war immer aufgeschlossen für neue Dinge, also folgte ich ihr nach drinnen.

Wie sich herausstellte, war Liah eine ganz ausgezeichnete Köchin. Man konnte ihr allerdings beim Werkeln kaum zusehen. Es sah immer so aus, als hätte sie vergessen, dass sie

gerade am Kochen war. Zwei Sekunden, bevor alles anbrannte, erinnerte sie sich wieder daran.

Sie schnabbelte dabei ununterbrochen. Es war schwierig, ihr dabei zu folgen, denn sie sprang von Thema zu Thema, dafür beantwortete sie aber bereitwillig meine tausend Fragen zu ihren Haaren, den Geistern, den Mae.

Ich erfuhr, dass die Mae sich als Erste der menschlichen Form bedient hatten. So konnten sie mit den Menschen Handel treiben, sich mit ihnen unterhalten. Wie die Mae in ihrer reinen Magieform aussahen, wusste Liah allerdings nicht.

„Vermutlich sind sie reine Energie: Blitze, Lichter, funkelnde Gestirne. Sie können mit ihrer Magie das Wetter beeinflussen, zumindest ein bisschen. Ansonsten beherrschen sie reine Angriffsmagie. Sie können gewaltige Steine durch die Luft werfen, Feuerringe, Schluchten formen. Sowas in der Art.“

Ich war beeindruckt, konnte diese Information allerdings nicht mit dem sanften Tristan überein bekommen.

„Allerdings sind die Mae viel zu lieb, um eine ernsthafte Gefahr für irgendwen darzustellen. Sie sind stets höflich, charmant und fast schon ekelig korrekt. Es käme ihnen niemals in den Sinn, auf Menschen loszugehen. Schade eigentlich. Das hätte vielen von uns das Leben gerettet.“

„Liah!“, ermahnte Brahn scharf.

„Was? Ist doch wahr.“ Zu mir gewandt erklärte sie: „Da Menschen über keine Magie verfügen, würden die Mae niemals Magie verwenden, um sich zu wehren. Stattdessen verwenden sie die gleichen Waffen: Schwert, Pfeil und Bogen, Piken. Damit alles schön fair ist. Selbst dann, wenn die Menschen ihre Kinder abschlachten.“

„Liah!“

„Brahn! Halt die Klappe oder geh raus, ich unterhalte mich hier mit Aeri und nicht mit dir!“

„Das kann man auch etwas netter erzählen.“

„Entschuldige, dass ich einen Genozid nicht mit schönen Worten ausmale.“

Ich wusste nicht, was ein Genozid war, aber ich ahnte es zumindest.

„Die Menschen haben die Mae angegriffen?“

„Oh, ja! Die Menschen haben vor allem Angst, was sie potenziell mit einem Fingerschnipsen auslöschen könnte. Kann man ja auch irgendwie verstehen. Aber nicht nur die Mae hatten zu leiden. Sie haben die Shadun und die Feyann in einem Atemzug gleich mit überfallen.“

Ich dachte an Keelin. Wie konnten im Vergleich zu den Shadun wehrlose Menschen dieses Volk fast vernichten?

Bevor ich aber nachhaken konnte, rührte Liah schon fleißig in ihrer Kräutersuppe und faselte etwas über Rezepte und Feuerschein. Ich brauchte ein bisschen, um sie zurück zum Thema zu führen.

„Oh, die Shadun hatten einen Nicht-Angriffspakt mit den Menschen. Komplizierte Geschichte. Sehr kompliziert. Das hatte was mit den „Runen der Freundschaft“ zu tun, gerne auch genannt „Die Runen der Knechtschaft“. So ein Blödsinn.“

„Liah!“

„Jaja, entschuldige Brahn.“ Zu mir: „Die Shadun sind da ein bisschen empfindlich, weißt du? Auf jeden Fall wäre es ihnen fast ebenso an den Kragen gegangen wie den Mae. Ein paar von ihnen entkamen in letzter Sekunde – lange Geschichte, ziemlich spektakulär, wenn du mich fragst. Sie haben sich dann über einige Irrungen und Verwirrungen mit den Mae zusammengeschlossen. Ich bin dann praktisch durch Zufall dazugekommen und hatte ein paar Asannen mit im Schlepptau. Ziemlich nützliche Magiewesen, wenn du mich fragst. Aber so, wie

Brahn mich jetzt anschaut, sollten wir lieber das Thema wechseln!“

Das tat ich dann auch.

„Wie kommt es, dass du die Geister lenken kannst? Mit mir spielen sie höchstens.“

„Oh, das kommt noch. Sie haben sich ja auch noch nicht auf dich gesetzt. Du bist ihnen noch zu unheimlich. Jugendlicher Überschwang und so, weißt du?“

Nein, wusste ich nicht. Ich fragte genauer und erhielt eine halbwegs gute Erklärung.

„Schau mich an und dann dich. Was fällt dir auf?“

„Du hast wahnsinnig schöne Haare?“

Liah lachte. „Naja, ein bisschen hat es schon damit zu tun. Meine Haare sind violett, weil sie voller Magie sind. Ich bin quasi mit Magie vollgepumpt. Darauf stehen die Geister. Aber auf jedem Zentimeter meiner Haut hockt ein Geist – und wie sieht's bei dir aus?“

Ich sah an mich herunter. Kein einziger Geist. Das war mir noch nie aufgefallen. Mit Keelin spielten sie, verknoteten seine Haare und ritten auf ihm. Bei mir hockte höchstens mal ein Geist auf der Teetasse.

„Die Geister spüren, dass du ein mächtiges Wesen bist – aber noch ziemlich grün hinter den Ohren. Deshalb sind sie vorsichtig. Sobald sich mal ein Geist auf dich drauf gesetzt hat, kannst du dich vor ihnen nicht mehr retten. Glaub mir.“

„Und wann passiert das?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Bei mir geschah es an meinem zwanzigsten Geburtstag, seitdem kann ich die Geister auch lenken. Wie alt bist du?“

„Etwa so in dem Dreh. Ich weiß es nicht genau.“

„Wenn ich mir deine Runen anschau, dauert es wohl noch so ein Jahr. Genieß die Zeit. Ab da haben die Magiewesen nämlich Angst vor dir.“ Sie sagte es eine Spur bitter und warf dabei Brahn einen scharfen Blick zu. „Sie empfinden dich dann ... als anstrengend. Denn selbst, wenn du gerade stillstehst, der Rest deines Körpers bewegt sich die ganze Zeit: Die Kleidung weht, dein Haar flattert, manchmal schwebst du sogar, ohne es zu bemerken – je nach Laune der Luftgeister. Das ist für Außenstehende ziemlich unheimlich.“

Ich fand das ziemlich cool, um ehrlich zu sein.

Der Rest des Gesprächs drehte sich dann um Kräuter, die aufziehenden Sommerstürme – „Bleib bloß in Deckung, Aeri, in diesem Jahr wird es besonders heftig. Da braut sich was zusammen!“ – und um die Hütte. Ich deckte gerade den Tisch, als Liah sich ihren Mantel überzog.

„Wo willst du hin?“, fragte ich erstaunt. „Isst du nicht mit?“

„Nein. Ich hab beim Kochen gegessen. Die Wassergeister haben mich zum Fluss gerufen, sie haben eine Stelle entdeckt, an der ich gut schlafen kann.“

„Aber du kannst hier bei uns schlafen!“

Sie lachte, als hätte ich einen Witz gemacht. „Nein, lass mal. Brahn würde die ganze Nacht kein Auge zutun aus Angst, dass ich die Hütte im Schlaf abfackele.“

Sie gab mir einen winzigen Kuss auf die Wange – der erste seit zehn Jahren, bemerkte ich, aber es würden wohl noch viele erste-Male folgen – und huschte nach draußen. Keelin trabte hinterher.

Brahn hatte bereits damit gerechnet, denn er räumte wie selbstverständlich Liahs Besteck vom Tisch und füllte unsere Teller mit Suppe. Ich starrte den verwaisten Platz an.

„Liah wirkt einsam“, sagte ich dann vorsichtig.

„Liah lebt in ihrer eigenen Welt. Mach dir keine Gedanken darüber.“

Aber die machte ich mir. Denn wenn Liah einsam war, wie sah dann das Leben aus, das auf mich zukam? Es war offensichtlich nicht leicht, in einer Gemeinschaft zu leben, wenn einem ständig eine Horde Geister folgte. Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Es hatte all die Jahre

nicht so ausgesehen, als könnte ich jemals unter anderen Wesen leben.

Wir aßen schweigend. Brahn fragte nur ab und zu, ob es mir schmeckte, ansonsten hingen wir unseren Gedanken nach. Meeha hockte zwischen uns und futterte von der merkwürdig leuchtenden Wurzel. Es schien ihr gut zu schmecken.

Ich glaube, Brahn war von Meehas Nähe ziemlich eingeschüchtert. Er warf ihr immer wieder nervöse Blicke zu. Meeha beachtete ihn nicht.

„Zu ihr hat Liah gar nichts gesagt.“ Ich deutete auf mein kleines, knalloranges Backenhörnchen.

„Ich glaube, weil Liah sie noch nicht gesehen hat. Liah wäre sonst ausgerastet, das kannst du mir glauben.“

Merke: Meeha in einer geeigneten Sekunde zeigen.

„Ich habe Keelin noch nichts gesagt“, wechselte ich dann abrupt das Thema. Es war wichtig, dass Brahn das wusste. „Ich hatte nicht den Eindruck, dass er diese Neuigkeit gut verpackt hätte, das mit Tristan und seinem Vater und Mahe-Dingsbums.“

„Mahedan.“

„Genau der. Keelin ist noch ganz damit beschäftigt, mit sich selbst klar zu kommen. Ich glaube nicht, dass da noch eine zusätzliche Bürde, zusätzlicher Druck hilfreich wäre.“

Brahn nickte, aber so ganz schien er mit meiner Aussage nicht einverstanden zu sein. Er wirkte verkrampft.

„Was?“, fragte ich.

Er atmete tief durch, ehe er antwortete: „Ich glaube nicht, dass wir noch bis zum Frühjahr Zeit haben. Ich habe gelogen - vorhin.“

„Oh“, machte ich.

Brahn sah mich traurig an. „Wir haben keine Chance, ihn bis dahin soweit zu bekommen, oder?“

„Keine Chance nicht unbedingt, aber die Wahrscheinlichkeit schätz ich als sehr gering ein. Brahn! Ich bin mir ganz sicher, dass es eher negativ wäre, ihn jetzt mit diesen Neuigkeiten zu konfrontieren. Wenn du deshalb hier bist, dann geh gleich wieder. Du würdest es nur noch schlimmer machen!“

„Vielleicht wäre es aber auch ein Schubs in die richtige Richtung.“

Ich schüttelte vehement den Kopf. „Er verwandelt sich nur, wenn er sich wohl fühlt. Sobald ihn irgendetwas aufregt, wird er nur tierischer.“

„Wir müssen es versuchen!“

„Nein! Damit versauen wir es nur!“

„Es ist unsere einzige Chance, Aeri. Keelin muss zurückkommen. Jetzt!“

In dieser Sekunde traf ich meine Entscheidung. Ich würde nicht zulassen, dass Brahn Keelin zu irgendetwas zwang. Es würde ihn zerstören und dann hätten wir beide verloren: Keelin und Tristan.

Ich ließ meinen Suppenlöffel fallen, stand abrupt vom Tisch auf, holte meine Provianttasche und meinen Wanderstock und lief schnurstraks an Brahn vorbei.

„Wo willst du hin? Aeri, was tust du?“

Ich antwortete nicht. Er würde mich aufhalten wollen, also musste ich schneller sein als er. Ich riss die Tür auf, im Augenwinkel sah ich, wie Brahn vom Tisch aufsprang, aber da war ich auch schon draußen. Sofort lief ich los, so schnell ich konnte – und rief dabei mit aller Kraft nach Keelin.

Der Wolf war nur Sekunden später an meiner Seite, noch im Rennen schwang ich mich auf seinen Rücken. Keelin fragte nicht großartig: Er rannte wie ein Pfeil durch den Wald. In meinem Rücken spürte ich die Aufregung der Geister, vermutlich, weil Liah nervös war.

Vielleicht auch, weil ich schreckliche Angst hatte und entsetzlich traurig war.

Keelin rannte bis in die tiefste Nacht hinein, einen riesigen Satz nach dem nächsten. Wir hielten erst an, als er völlig erschöpft war. Auch ich zitterte und mir war kalt. Außerdem fragte ich mich, wie klug diese Aktion gewesen war.

Ich ging nicht davon aus, dass Brahn Keelin zu etwas zwingen würde, wenn es nicht absolut notwendig wäre, aber um Tristan zu retten, hätte Brahn es wohl riskiert.

Ich aber nicht. Dazu fühlte ich mich Keelin zu sehr verpflichtet.

Der Wolf musterte mich neugierig und gleichzeitig fordernd. Er wollte Antworten auf ungestellte Fragen. Ich warf ihm nur einen finsternen Blick zu. „Glaub mir: Du willst es gar nicht wissen. Wir mussten weg. Vertrau mir. Brahn wollte nichts Böses. Aber es hätte dir und mir geschadet.“

Keelin war mit dieser Erklärung nicht besonders glücklich, aber er konnte herzlich wenig tun. Wenn ich nicht reden wollte, konnte er mich nicht zwingen.

Die Nacht verbrachten wir ziemlich ungemütlich zwischen Geröll und Kiefernadeln. Immerhin blieb es trocken und die Nächte wurden auch noch nicht so kalt, dass wir hätten frieren müssen. Ich hatte ja eine prima Wärmflasche mit dabei.

Weil ich es nicht wagte, Feuer zu machen, mussten wir hungern. Die ein, zwei Löffel Suppe mussten erst mal reichen.

Irgendwann spürte ich, dass meine beiden unerwarteten Gäste wieder aus meinem Wald verschwunden waren. Es war, als hätten bis dahin zwei Fremdkörper auf meiner Brust gesessen. Als der Druck nachließ, brachen wir auf.

Wir näherten uns der Hütte ausgesprochen vorsichtig – obwohl wir uns beide fast sicher waren, dass hier niemand mehr war. Als ich die Hütte betrat, hatte ich Herzklopfen.

Irgendwie war ich dann aber doch auf merkwürdige Art und Weise enttäuscht, als ich meine Räume tatsächlich leer vorfand.

Was, bitte, hatte ich denn erwartet?

Auf dem Tisch lag ein einfaches Blatt Buchpapier. Brahn hatte mit Kreide einen runden Kreis mit zwei Augen und traurig heruntergezogenen Mundwinkeln gezeichnet. Ein weinendes Gesicht.

Offenbar hatte er sich gemerkt, dass ich nicht lesen konnte.

Ich machte ein Feuer im Kamin und warf das Papier hinein. Während ich zusah, wie es verbrannte, kämpfte ich mit den Tränen. Der Besuch hätte wirklich schön sein können. Schade, dass er so abrupt enden musste.

Kapitel 11 – Der Sturm

In den nächsten Tagen klebte Keelin wieder an meiner Seite wie Wari-Kinder an ihren Müttern. Ich stolperte ständig über ihn, trat ihn versehentlich oder schlug ihn unabsichtlich, weil ich ihn nicht gesehen hatte. Einmal stellte ich sogar einen vollen Wassereimer auf seinen Schwanz. Ja, da war was los.

Ich wusste, dass er mich damit zum Sprechen auffordern wollte. Er verlangte eine Erklärung, aber die gab ich ihm nicht. Stattdessen besserte ich verbissen meine Hütte aus. Die Stürme wurden tatsächlich heftiger, Liah hatte da ganz recht gehabt.

Irgendwann gab Keelin auf und wurde wieder normaler. Er hielt Abstand – und er verwandelte sich auch ab und zu mal in der Nacht. Dann lag ich mit klopfendem Herzen neben ihm und starrte ihn an.

Was empfand ich für dieses Wesen, wenn es plötzlich so verwandelt war? Wenn er aussah wie einer von meiner Spezies?

Ich weiß es ehrlich gesagt nicht.

Er war immer noch Keelin: mein Freund, mein Begleiter, meine Familie. Und doch war er ein Fremder, gefangen in seiner menschlichen Gestalt. Ein unheimlicher und zugleich anziehender Anblick.

Ich erzählte ihm nur, dass er sich wieder verwandelt hatte. Dass seine Fortschritte wichtiger denn je waren, ließ ich unerwähnt. Es reichte, wenn sich einer den Kopf darüber zerbrach.

Außerdem konnten wir so kurz vor dem Winter ohnehin nirgendwo mehr hin. Bei Schnee eine längere Wanderung in eine unbekannte Zukunft zu machen, wäre Wahnsinn gewesen. Ich hatte zwar noch genug Feuerholz, aber ich bereitete mich lieber auf einen ähnlich schlimmen Winter vor wie den letzten. Da der Spätsommer bereits ziemlich ungemütlich war, was das Wetter anging, nahm ich das mal als schlechtes Zeichen.

Außerdem konnte man nie genug Feuerholz haben.

Also sammelte ich so fleißig wie ein Eichhörnchen seine Nüsse. Ich durchstreifte unruhig die Wälder, während mir der Sturm um die Ohren heulte. Auf den Wind konnte ich irgendwann keine Rücksicht mehr nehmen, sonst wäre ich niemals rausgekommen.

Ich gebe aber zu, dass wir an diesem Tag mal besser zu Hause geblieben wären.

Zu meiner Verteidigung darf ich aber sagen: Es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass es so schlimm werden würde. Selbst Keelin hatte die Gefahr unterschätzt. Die letzten Tage hatte er stets verhindert, dass ich mich weiter von der Hütte entfernte als hundert Meter.

Doch dieser Tag kam echt friedlich daher. Der Wind toste nicht wirklich heftig, es war auch nicht so kalt wie sonst. Zugegebenermaßen wirkte das Licht merkwürdig diffus, fast so, als hätte man Eiter pulverisiert und überall hingestreut. Die Welt wirkte gelblich kränklich.

Aber es regnete nicht, was wir beide wohl als gutes Zeichen nahmen.

Die einzige, die das Ganze wohl richtig eingeschätzt hatte, war Meeha, denn sie führte sich wie eine kleine, wütende Raubkatze auf: Sie wollte partout nicht unter meiner Bluse bleiben, schnappte sich immer wieder meine Schnürsenkel und versuchte als winziger Dackel, mich zurück zur Hütte zu zerren.

Ich schüttelte sie genervt ab und setzte sie irgendwann in Häschengestalt auf Keelins Kopf.

„Bleib da und sei ruhig!“, befahl ich ihr. Sie duckte sich zwischen seine langen Kopfhare, so dass es aussah, als hätte Keelin plötzlich vier Ohren: zwei Wolfsohren und zwei Hasenohren.

So brachen wir auf. Unser Ziel war der Pilzhang, ein Fußmarsch von etwa zwei Stunden.

Es lohnte sich: Dort wuchsen nämlich große und saftige Pilze. Und das Wichtigste: Es mogelten sich keine giftigen dazwischen.

Keelin und ich waren beide gut drauf. Es war das erste Mal seit drei Tagen, dass wir richtig wandern konnten, dass uns nicht der Sturm nach unten drückte.

Nach den geplanten zwei Stunden kamen wir auch tatsächlich an. Allerdings hätten wir uns die Wanderung auch sparen können: Die Pilze waren entweder weggeweht worden oder so matschig, dass ich sie nicht mehr mochte. Wir suchten trotzdem noch etwa eine Stunde, fanden aber nur drei halbwegs intakte Exemplare. Ziemlich magere Ausbeute.

Als ich gerade zum Aufbruch blasen wollte, roch ich es. Jeder Sturm hat seinen eigenen Duft. Die sanften riechen meist nach Blumen, nach Gras. Die heftigeren wie Eis oder Schnee. Die richtig fiesen, die riechen wie nach einem Blitzeinschlag, nach Spannung und Gefahr. Dieser hier roch noch zusätzlich nach Aas.

Keelin und ich starrten uns an und blickten gleichzeitig hoch zum Himmel. Über uns spannten sich allerdings die riesigen Äste und Zweige der Bäume, es war nicht viel vom Himmel zu sehen. Aber es wurde dunkler. Merklich dunkler.

„Wo kommt denn dieser Sturm plötzlich her?“, fragte ich Keelin. Der Wolf schnüffelte nervös, hielt die Nase in den Wind. Seine Ohren zuckten, rechts, links, geradeaus. Dann wirkte er durch und durch alarmiert, sprang neben mich und forderte mich auf, sofort auf seinen Rücken zu klettern.

Das tat er nur, wenn es schnell gehen musste.

Ich sprang auf seinen Rücken und sah, wie Meeha mich böse von unten her anblitzte. Sie hatte sich als winziges Äffchen verwandelt, das Schwanz, Beinchen und Ärmchen um Keelins Hals gewickelt hatte. Sie zeigte damit deutlich: Halt dich fest, Mädchen, das wird fies!

„Jaja, entschuldige. Du hattest recht! Warte noch, Keelin! Die Pilze!“ Ich sprang wieder von Keelins Rücken und hetzte zurück zum Hang. Das war der Moment, in dem der Himmel den Regen losließ. Und was für ein Regen! Es war eine wahre Sturzflut.

Verblüfft blieb ich stehen. Zwei Schritte weit war ich gekommen, dann sah ich gar nichts mehr. Es war, als blickte ich in eine düstere, wabernde Finsternis. Der Waldboden unter meinen Füßen verwandelte sich in zähen, matschigen Morast. Ich schwöre, ich sank innerhalb von zwei Sekunden einige Zentimeter tief ein.

Und dann war der Sturm bei uns angekommen.

Er kam so überraschend, dass mich die erste Böe richtiggehend umwarf. Ich klatschte der Länge nach in den Schlamm und spuckte eine Mischung aus durchnässten Blättern, Wasser und Matsch aus. Immerhin hatte Keelin mich durch das Geräusch gefunden. Er stupste mich mit der Nase an, ein schwarzer Schemen im rauschenden Regen.

Ich packte seinen Nacken und wollte mich hochziehen, doch dann passierte alles gleichzeitig.

Unser schöner Pilzhügel konnte die Wassermassen nicht mehr ertragen: Ein riesiges Stück an der vorderen Seite brach einfach ab und donnerte als Erde-Pilz-Zweiggemisch auf mich zu.

Zwei Bäume schaukelten sich im Wind dermaßen auf, dass sie gegeneinander krachten.

Dutzende Zweige konnten sich nicht mehr an ihren Plätzen halten und wirbelten als Geschosse durch die Luft.

Steine, lose Äste, Laub und Moos erhoben sich wie Geister in die Höhe, gesellten sich zu den Zweigen und vollführten gemeinsam einen irren Tanz aus gefährlichen, spitzen Gegenständen.

Gleichzeitig verloren insgesamt fünf Bäume auf einer Fläche von etwa zehn Quadratmetern jeden Halt – und krachten zu Boden.

Kurz: Der Sturm war da.

Ich wich dem lose herunter kullernden Hang gerade noch nach hinten aus, dann krachte irgendein Ast gegen meinen Kopf und ich ging zu Boden. Klar, dass ich Keelin dabei als Halt verlor.

Die Welt wurde auf einmal doppelt so laut. Entsetzt sah ich, wie ein riesiger Baum knapp zwei Meter von mir entfernt einfach zu Boden stürzte, der Länge nach niedergestreckt. Die Erde bebte, als der Koloss in den Matsch krachte. Gleichzeitig heulte der Sturm, rüttelte an alles und jedem, zerrte und riss, fetzte und zerbrach, packte und verschob.

Ich wusste, dass wir hier weg mussten und kam mühsam wieder auf die Beine. Schwankend, aber ich stand fast.

Leider.

Ich weiß noch, dass ich ihn aus dem Augenwinkel sah: diesen gigantischen Schatten, diesen Koloss, der da auf mich zukam.

Ich weiß auch noch, dass ich erst dachte, es sei Keelin, der mich im Sturzregen ausgemacht hatte.

Und ich weiß noch, dass mein Herz mehrere Schläge einfach aussetzte, als mein Hirn innerhalb von Sekunden erkannte, dass es nicht Keelin war – sondern ein gigantischer Baum.

Dieser Baum hätte mich plattgemacht. Wie Moos. Er wäre direkt auf meinem Kopf gelandet und hätte mich als blutige Masse in den Erdboden gestampft.

Ich schwöre: Ich hörte einen entsetzten Aufschrei, ein deutliches „Neeeein!“ – und das kam nicht von mir... und dann ... verharrte dieser riesige Baum einfach in der Luft, schwebte knapp über meinem Kopf, als hielten ihn unsichtbare Seile.

In dieser Sekunde zweifelte ich ernsthaft an meinem Verstand.

Doch ich kam nicht mehr dazu, die Situation eingehender zu betrachten, denn ganz plötzlich zerplatzte der Baum: fein säuberlich von unten nach oben, in winzige, kaum Daumennagel große Teilchen.

Jetzt erst kreischte ich. Gleichzeitig warf ich mich auf den Erdboden und schützte meinen Kopf vor den herumfliegenden Splittern. Ein Hagel aus Baumüberresten knallte auf meinen Rücken.

Ich wimmerte noch ein bisschen vor mich hin, lugte dann aber vorsichtig unter meinen Armen hervor. Der Splitterregen hörte auf, aber das hieß nicht, dass der Sturm vorüber war.

Was ich dann sah, war das Verrückteste, was ich jemals erlebt hatte:

Die Bäume um mich herum kippten nach wie vor wie Dominosteine um. Der Sturm heulte auch weiterhin - aber ich war von seinem Toben abgeschnitten.

Denn inmitten des Chaos, der krachenden Bäume, der tosenden Gewalten und der herumfliegenden Splitter stand Keelin: hoch aufgerichtet, jeder Muskel gespannt. Seine langen Haare peitschten im Wind, immer rund um seinen Kopf, die zerfetzte Kleidung flatterte.

Ich konnte ihn allerdings nur ab der Hüfte aufwärts überhaupt sehen: Dieser merkwürdige schwarze Rauch, der ihn auch umgibt, wenn er als Wolf wütend ist, umwaberte seine Beine.

Er hatte seine Arme abgespreizt, aber nur leicht, die Hände in einem merkwürdigen Winkel nach oben gestreckt, die Augen wie leer ins Nirgendwo gerichtet.

Denn er war es, der uns schützte, da war ich mir absolut sicher. Er hatte einen gewaltigen Wirbel um uns herum aufgebaut, eine ganz eigene, durchsichtige Mauer aus ... Magie? Aus einem zweiten Sturm?

Ich wusste es nicht.

Tatsache war, dass die Luft um mich herum wie ein Kreisel rotierte. Holzsplitter und Schutt zischten an mir vorbei – und berührten mich doch nicht.

Und obwohl ich wusste, dass wir immer noch in Lebensgefahr waren, konnte ich nicht

den Blick von Keelin abwenden.

Von Keelin in seiner Menschengestalt.

Er hatte sich verwandelt, als die Gefahr für mich und sich am größten gewesen war, hatte uns gerettet mit seiner Magie, seiner Kraft, seiner Macht.

Was auch immer.

Er sah auf jeden Fall unfassbar unheimlich aus – und unfassbar gut ...

Aber der Gedanke zerplatzte, als ich sah, wie er in die Knie ging.

Einen Sturm aufzuhalten schien verdammt anstrengend zu sein.

Ich stemmte mich hoch, zitternd vor Angst, duckte mich dann aber wieder. Ein Baum krachte keine zwei Meter neben mir mit der Gewalt eines Blitzschlages gegen die Luftwand. Die Erde bebte erneut und ich erwartete, dass auch dieser Baum in tausend Splitter zerplatzen würde.

Doch diesmal durchbrach er die Wand ein winziges Stück, bevor er vom Sturm selbst weggefedt wurde.

Da wurde mir klar, dass wir erst mal nur für diesen Moment in Sicherheit waren. Die Frage war: Wie lange konnte Keelin unseren schützenden Wall aufrecht halten?

Ich kreischte Keelin etwas entgegen, was, weiß ich gar nicht mehr, aber das Tosen des Sturms nahm die Worte ohnehin ungehört mit sich.

Dann bebte die Erde, als ein weiterer Hang vor uns ins Rutschen kam. Immerhin ging die Gerölllawine in die andere Richtung runter.

Ich weiß nicht, was ich mir dann dabei dachte. Ich machte zwei verhängnisvolle Schritte auf Keelin zu und packte ihn am Arm. Keine Ahnung, was ich mir davon versprach.

Er spürte meine Berührung, denn sein leerer Blick huschte zu mir herum, wurde beseelter. Er erkannte mich – und einen winzigen Augenblick warf er mir von Angesicht zu Angesicht das schönste Lächeln zu, das ich jemals gesehen hatte.

In der gleichen Sekunde brach unser schützender Luftwall zusammen.

Der Sturm warf sich auf uns wie ein lebendiges Wesen.

Ich ging zu Boden, von einer Böe einfach umgeworfen. Keelin hielt sich zwei Sekunden länger, knickte dann aber doch ein.

Er versuchte noch, sich schützend auf mich zu werfen, aber da sah ich schon etwas auf mich zurasen: einen gigantischen Baum mit einer noch viel größeren Astkrone.

Der Stamm würde uns verfehlen, schätzte ich, aber die Krone nicht.

Ich warf mich nach unten in den Schlamm, während schon die ersten zwei Äste auf mich krachten. Bei dem nächsten Ast war ich mir sicher, dass er mich töten würde, so riesig und schwer sah er aus. Doch er spießte mich nicht auf.

Denn ganz plötzlich wurde ich nach unten weggezogen, hinein in die Erde. Gleichzeitig drückte etwas den schweren Ast nach oben von mir fort.

Die Geister hatten mich im tosenden Sturm doch noch gefunden.

Der Erdgeist zog mich nur bis zur Nasenspitze in die Erde, damit ich noch atmen konnte. Das hieß leider auch, dass ich nicht gerade geschützt war, als der Baum mit seinem vollen Gewicht auf mich drauf krachte.

Es tat weh, schlimmer als alles, was ich je erlebt hatte. Etwas durchbohrte mich seitlich, ein schrecklicher Schmerz, und etwas anderes donnerte gegen meine Stirn, sodass ich tausend bunte Lichter sah.

Aber ich lebte noch. Ich atmete. Das war doch mal was.

Als dann aber noch ein zweiter Baum auf den ersten fiel, wäre es dann doch fast um mich geschehen gewesen:

Mein Kopf sank seitlich in den Matsch, meine Nase lief voll Wasser. Ich konnte nicht mehr atmen, nicht mehr sehen, nicht mehr zucken, nicht mehr schreien.

Nur noch sterben.

Kapitel 12 – Überleben, irgendwie

Etwas kreischte. Ganz schrecklich. Immer wieder, ein furchtbarer Laut. Ich konnte nicht erkennen, ob es Worte oder Laute waren. Es ging mir durch Mark und Bein.

Und es weckte mich auf.

Mein Hirn fuhr nur langsam hoch, wie ein Usurpator aus dem Winterschlaf. Ein liches Zucken nach den nächsten, tief in meinem Kopf.

Es roch nach Wald.

Es roch nach Blut.

Es roch nach Tod.

Riechen konnte ich also schon mal.

Ich spürte Nässe auf der Wange.

Ich spürte ... sonst eigentlich nichts.

Mir war kalt, ganz tief innen drin. Sonst aber kein Schmerz, keine Pein, keine Qual.

Doch: Mein linker Zeh juckte wie verrückt.

Okay. Spüren konnte ich wohl noch nicht so gut.

Ich hörte dieses Geräusch.

Ich hörte das Kreischen des Windes, allerdings weiter weg. Der Sturm war wohl fortgezogen.

Ich hörte ein merkwürdiges Knacken, Bersten, Krachen: Bäume, die sich im aufgeschwemmten Erdboden nicht mehr halten konnten.

Ich wollte nichts mehr hören.

Da öffnete ich abrupt die Augen.

Das hätte ich besser nicht getan, denn ich lag immer noch halb unter der Erde vergraben. Die Erde stach mir gegen die Augäpfel, es brannte und tat weh.

Ich wollte schreien, schluckte aber stattdessen nur jede Menge Morast. Womöglich hätte das jetzt meinen Tod bedeutet, aber der Erdgeist kapierte zum Glück schnell genug – und drückte mich hoch an die Luft.

Allerdings presste er mich dadurch auch in jede Menge Gestrüpp, Äste und Zweige hinein. Etwas riss meine Stirn auf und drückte gegen meine Nase, so dass zu bluten begann.

Aber, immerhin: Ich konnte atmen – und schreien. Was ich denn auch tat. Ich kreischte wie eine Wahnsinnige und strampelte herum, panisch, orientierungslos, verletzt.

Dann hörte ich wieder dieses Geräusch, immer das gleiche Wort. Mein Hirn brauchte ein paar Sekunden, um zu verstehen, dass es sich dabei um meinen Namen handelte.

„Aeri, Aeri! Aeri...!“ In diesen Rufen schwangen all die unterschiedlichen Stufen von Panik mit.

Ich antwortete fast automatisch, allerdings ziemlich krächzend: „Hier, hier drüben!“

Schritte waren zu hören, polterten über Äste und Zweige. Der Druck auf meiner Brust verstärkte sich. Offenbar näherte sich der Jemand dem gestürzten Baum, unter dem ich begraben lag.

Dann schoben sich die zwei größten Äste zur Seite, direkt vor meinem Gesicht. Ich blinzelte in die plötzliche Helligkeit.

„Aeri! Den Geistern sei Dank.“

Es war Keelin. Ich hatte zwar seine Stimme noch niemals gehört, aber so konnte nur Keelin klingen.

Ich versuchte angestrengt, sein Gesicht zu erkennen, aber es war hoffnungslos. Ich erkannte nur, dass überall Äste und Zweige und Büsche um ihn herum hingen.

„Keelin“, flüsterte ich. Zu mehr war ich nicht im Stande. Dann kippte die Welt um mich

herum und ich mit ihr.

Ich brauchte wohl eine Weile, um wieder in die Welt zurückzufinden, aber ich zwang mein Hirn in die Gegenwart.

Meeha.

Die kleine Waldgöttin saß etwa zehn Zentimeter neben meinem Kopf auf einem Zweig und starrte mich an. Sie war eine merkwürdige wabernde Kugel aus orangenem Licht, hatte keine feste Gestalt und war doch meine Meeha.

Als sie sah, dass ich wach war, hüpfte sie aufgeregt auf ihrem Ast auf und ab und gestikulierte mit winzigen Nagerpfoten vor sich hin.

Ich kapierte nicht, was sie wollte, und schloss wieder die Augen.

Mein juckender linker Zeh weckte mich. Er pochte ein unangenehm.

Es war dunkel um mich herum, nur Meeha leuchtete als merkwürdig wabernde Kugel aus orangenem Licht vor sich hin. Sie fiepte, als sie meine offenen Augen sah. Sofort war Keelin neben ihr.

Diesmal blieb ich wach, drehte den Kopf, aber nur zwei Zentimeter, dann ging es nicht mehr weiter.

Etwas presste mich an den Boden, drückte mir den Brustkorb ab, die Beine, den Unterleib, die Füße, die Arme. Ich konnte noch nicht einmal eine Hand heben. In meinen Ohren knisterten Tannennadeln.

Ich hasste Nadelgehölz.

Um es zumindest versucht zu haben, stemmte ich mich gegen das Tonnen schwere Gewicht. Ich rührte mich nicht und der Baum erst recht nicht.

Ich war verloren.

Eingeklemmt.

Aufgespießt.

Erdrückt.

Kein schöner Tod.

Bevor ich aber wieder in Panik geraten konnte, streckte Keelin seine Hand zu mir aus, durch den schmalen Spalt zwischen den einzelnen Ästen hindurch. Seine Berührung an der Wange war nur ganz flüchtig, aber sie beruhigte mich.

„Da liegt eine Menge Zeugs auf dir, das ich erst noch wegräumen muss. Alles ziemlich rutschig. Kannst du einigermaßen atmen?“

Ich nickte vorsichtig.

„Gut. Ich arbeite mich von der Seite zu dir vor. Wenn irgendetwas rutscht und du schlechter atmen kannst, dann schrei. Okay?“

Ich nickte wieder, fand dann aber auch meine Stimme. „Du bist ein Mensch“, flüsterte ich ungläubig.

„Ja. Zumindest im Moment. Fragt sich nur wie lange.“

Das klang ein wenig verzweifelt, was ich aber geflissentlich überhörte. Darüber wollte ich mir jetzt keine Sorgen machen. Ich war einfach nur glücklich, dass Keelin bei mir war. Als Wolf oder als Mensch, mir völlig wurscht.

Naja. Als Mensch war mir allerdings ein klitzekleines Bisschen lieber.

Sein Gesicht verschwand aus meiner eingeschränkten Sicht und ich spürte ihn seitlich von mir rumoren. Er zog wohl Äste zur Seite.

Ich hörte ihn sprechen. Mit wem quatschte er da?

Meeha hockte immer noch als leuchtende Kugel neben mir und leistete mir Gesellschaft.

Sie sah unglücklich aus und wechselte immer wieder die Form. Eine Waldgöttin zittern zu sehen, ist ein ziemlich unheimlicher Anblick.

„Keine Angst“, sagte ich zu ihr. „Keelin holt uns hier raus.“

Sie warf mir einen zweifelnden Blick zu, hüpfte aber immerhin neben mein Ohr und kuschelte sich an mein Gesicht: ein wärmerer winziger Punkt pulsierenden Lebens.

Ich musste wohl weggedämmert sein, denn Keelins Stimme weckte mich.

„Das hat keinen Sinn. Ich muss eine Axt holen. Das kann zwei Stunden dauern, bis zur Hütte ist es ein Stück. Aeri! Hey!“ Er schnipste mir mit den Fingern gegen die Wange. Also wirklich! „Tu mir den Gefallen und sei noch am Leben, wenn ich wiederkomme, ja?“

„Mir ist kalt!“

„Ich weiß. Ich bring dir Decken mit. Meeha, kannst du sie nicht irgendwie wärmen?“ Das klang schon deutlich verzweifelt, was mir gar nicht gefallen wollte.

Meeha reagierte nicht auf die Frage. Natürlich nicht.

„Was ist mit den Geistern?“, fragte ich schwach. Mir wurde wieder schwindelig, alles drehte sich.

„Was soll mit denen sein? Die geistern hier hektisch um mich herum, sind aber nicht wirklich nützlich. Ich habe die Feuergeister versucht wegzuschicken, aber es ist schwierig. Sie turnen etwa fünfhundert Meter von hier in einem brennenden Busch. Aber das Holz ist nass. Der Brand dürfte nicht bis hierher kommen.“

Ich stellte mir vor, wie meine Feuergeister das Holz niederbrannten, unter dem ich lag. Wäre das nicht eine Lösung? Zu gefährlich, befand ich dann selbst. Außerdem hörten sie ja nicht wirklich auf mich.

„Ich bin dann weg! Bleib wach, Aeri. Bitte!“

Dann war Keelin fort. Ich lag allein unter einem riesigen Berg Gestrüpp, neben mir eine schweigende Waldgöttin, um mich herum eine Menge Geister.

„Hey, Erdgeist“, flüsterte ich, denn ich spürte, dass er noch bei mir war, in meinem Rücken kauerte, tief in der Erde verborgen. „Kannst du mich nicht noch mal runterziehen, quer durch den Boden und mich seitlich neben dem Gestrüpp wieder nach oben bringen?“

Ich spürte sein Unbehagen: Ihm war es gar nicht geheuer, direkt von mir angesprochen zu werden. Und er hatte auch Angst, was falsch zu machen.

Meeha wirkte plötzlich auch viel wacher. Sie hüpfte auf meinen Mund, so dass ich ihr Hamsterköpfchen sehen konnte. Ihre Schnurrbarthaare zitterten nervös – und sie schüttelte hektisch den Kopf.

„Keine gute Idee, was?“, fragte ich sie. Sie nickte hektisch. Es war das erste Mal, dass sie direkt auf eine Frage antwortete. Es musste mir echt dreckig gehen.

„Okay. Wie wäre es mit den Luftgeistern? Wenn sie die fallenden Bäume aufhalten konnten, können sie sie ja auch wieder von mir runter heben ...“

Die durchsichtige Präsenz eines Luftgeistes ploppte direkt vor meinem Gesicht auf. Er schien sich angesprochen gefühlt zu haben. Meeha schüttelte wieder hektisch den Kopf und zischte den Geist böse an. Er floh augenblicklich.

Ich war plötzlich so müde und schloss die Augen. „Okay. Dann warten wir eben.“

Mich weckte ein ziemlich fieser Schlag gegen die Wange. Mir dröhnte davon der Schädel und ich glaubte, mich übergeben zu müssen. Zum Glück beruhigte sich mein Magen, nachdem sich die Welt nicht mehr ganz so krass drehte.

„Aeri! Wach auf!“

Keelins Gesicht schwebte etwa einen Meter über mir, lustig umrahmt von Blättern und Zweigen. Es war dunkel geworden.

Ich gab nur ein Grunzen von mir.

Anscheinend genügte das Keelin, denn sein Gesicht verschwand wieder. Gleich darauf hörte ich das monotone „Klack, Klack“ einer Axt. Meiner Axt!

Es dauerte gefühlt eine Ewigkeit: Keelins Keuchen und Fluchen hatte was Einschläferndes an sich, aber sobald meine Augenlider sich senkten, biss Meeha mich in die Wange. Mein Gesicht fühlte sich schon ganz geschwollen an.

Zum Glück hatte sie eine Aufmerksamkeitsspanne von Null: Sie gab ihr Tun ziemlich schnell auf und verwandelte sich stattdessen in ein schwarz-weiß kariertes Waldhuhn, pickte ungerührt im Waldboden herum. Ich sah ihrem Treiben aus dem Augenwinkel zu und musste es auch erdulden, dass sie liebevoll meine völlig verzottelten Haare aus den Ästen und Zweigen nestelte.

„Er ist ein Mensch“, flüsterte ich ihr zu. Sie sah mich mit Augen an, die viel zu riesig für das kleine Huhn-Gesicht waren. „Warum hat er sich verwandelt?“

Sie antwortete natürlich nicht, sondern zupfte nur meinen Pony zurecht.

Keelins Gesicht erschien so abrupt in der Öffnung, dass ich zusammenzuckte und sich Meeha empört aufplusterte.

„Meeha, ich bräuchte mal deine Hilfe. Schwing die Hufe!“ Schon war er wieder weg.

Meeha verharnte in der Bewegung, eine von meinen Haarsträhnen noch im Schnabel. Dann blickte sie an sich herunter, startete ihre Krallen an und schüttelte den Kopf. Keine Hufe.

Sie machte tatsächlich Anstalten, ungerührt in ihrem irren Tun fortzufahren, aber eine Hand erschien plötzlich zwischen den Ästen und packte sie.

„Meeha!“

Der Mensch-Keelin schien etwa so geduldig zu sein wie der Wolf-Keelin. Es flogen jede Menge Federn, weil Meeha sich empört wehrte, ich bekam eine Kralle und Flügelgeflatter ab, dann war die Waldgöttin aus meinem Sichtfeld verschwunden, nur ein paar bunte Federn segelten sanft zu Boden.

Dem Schmerzensschrei nach zeigte sie Keelin allerdings gerade, was sie von dieser Behandlung hielt.

Ich lauschte.

Keelins Stimme war deutlich tiefer, als ich vermutet hätte. Ich hatte sie mir als sanften Bariton vorgestellt, tatsächlich war die Stimmlage wohl eher ein Bass. Aber ein schöner Bass. Allerdings ziemlich heiser, was wohl vom langen Schweigen kam.

Ich verstand nicht ganz, was Keelin mit Meeha besprach. Meine Ohren hatten plötzlich ein Eigenleben: Es rauschte erst, dann blubberte es komisch, dann erschien ein Fiepen und mein Blickfeld zog sich zusammen. Mein Kopf fühlte sich plötzlich ganz merkwürdig an, heiß und wie aufgeblasen.

Ich wäre wohl wieder in Ohnmacht gefallen, wenn da nicht plötzlich die Hand gewesen wäre, die mich an der Wange tätschelte.

„Aeri!“, sagte die Stimme. Sie sprach das R genau richtig aus. Sanft. Und so, wie er es sagte, klang es auch ein bisschen sexy.

Ich konnte nur mit einem „Prmblb“ antworten.

„Aeri. Bleib wach. Bitte. Nur noch fünf Minuten. Gib mir fünf Minuten.“

Ich versuchte mich an einem Nicken, aber mein Kopf steckte ja fest. Außerdem war mir furchtbar schwindelig.

„Meeha, jetzt stell dich nicht so an. Wenn du ein Meerschweinchen sein kannst, dann kannst du auch ein Wari sein. Nein? Dann pump dich wenigstens als gewaltiges Riesen-Meerschweinchen auf, damit du das Seil ziehen kannst ... okay. Das geht auch. Warte!“

Die Hand verschwand und der komplette Baum zitterte.

„Du darfst noch nicht ziehen, sonst begräbst du Aeri nachher ganz unter diesem Scheiß-Riesenbaum. Warte. Wenn ich jetzt sag, dann läufst du los und ich zieh sie raus.“ Ein verschwommenes Gesicht erschien zwischen den Zweigen. Dann flog die Axt – und ich konnte Keelin ganz erkennen. Er kniete direkt vor mir und streckte seine Arme nach mir aus.

„Das kann jetzt weh tun, Aeri. Sei tapfer, gleich hast du es geschafft!“ Zu Meeha: „Zieh! Jetzt!“

Und Meeha zog. Der Baum zitterte, knirschte, stöhnte – und hob sich ein, zwei, drei Zentimeter in die Höhe. Keelin packte meine Schulter und zerrte an mir rum. Ich kreischte.

Dass der Baum von mir runter war, war ja toll. Dass ich aber bewegt wurde, naja, das war das Grauen.

Ich bekam nur die ersten vier Zentimeter mit. Dann knipsten die Schmerzen meinen Verstand aus.

Mein Bewusstsein kam erst wieder zurück, als mich eine mechanische Stimme immer wieder anschrte.

Irgendwas mit „...nicht...“ und „...atme...“ und „...Herz...“.

Etwas lag auf meinem Mund. Etwas Feuchtes. Oh, nein! Keelin schlabberte mich wieder ab. Ich verzog das Gesicht.

Mein Herz tat schrecklich weh, es schlug nicht richtig.

Irgendwas presste meinen Brustkorb zusammen. Eins, zwei, drei, vier, fünf Mal.

Dann wieder das komisch feuchte Gewicht auf meinen Lippen.

Warme Luft, die durch meine Lunge zischte.

Dann wieder dieses fiese Pressen, das meinen ganzen Körper erschütterte. Eine meiner Rippen knackte vernehmlich.

Endlich, ein etwas klarerer Gedanke in meinem Hirn:

Aeri. Du stirbst gerade. Und du wirst zurzeit wiederbelebt.

Das jagte mir so einen Schrecken ein, dass mein Herz wieder in Schwung kam. Dann das erste vorsichtige Heben meines Brustkorbes, einen Millimeter etwa.

Mein Körper fuhr hoch. Langsam. Vorsichtig. Das konnte man von meinem Verstand allerdings nicht gerade sagen.

Der krachte in der gleichen Sekunde mit voller Wucht wieder in die Realität. Es war eine echt harte Landung.

Ich bäumte mich auf. Gleichzeitig riss ich die Augen auf, den Mund - und tat einen langen, zitternden Atemzug.

Nur Sekunden später sackte ich wieder in mich zusammen, kraftlos, völlig erschöpft von diesem einen Atemzug, aber Keelin fing mich auf und riss mich gleichzeitig in seine Arme.

„Bei den Geistern. Du atmest!“, hörte ich. Ich zwickte ihn leicht und versuchte mich an einem Friedens-Zeichen, aber da klappte die Welt schon wieder über mir zusammen.

Ich flog über der Erde, mit dem Gesicht nach oben. Die Baumwipfel schwankten über mir hin- und her, verbeugten sich, zitterten. Der Sturm war noch immer nicht ganz fort.

Mein Gesicht wurde nass. Es regnete.

Etwas hielt mich an den Schultern und in den Kniebeugen fest – und ich wippte ganz eigenartig.

Vielleicht wurde ich getragen?

Ich versuchte, von den Bäumen fortzuschauen, aber alles war nur ein grün-brauner Matsch um mich herum. Doch nein: Zwei Schnurrbarthaare zitterten direkt vor meinem rechten Auge. Meeha.

Sie musste auf meiner Stirn sitzen, winzig klein, so leicht wie sie war.

Immerhin brachte ich ein undeutliches „Keelin“, hervor. Etwas drückte als Antwort meine Schultern.

„Du hast es gleich geschafft, meine Kleine. Nur noch ein paar hundert Meter, dann sind wir bei der Hütte. Aber bleibt wach, ja?“

Das blieb ich tatsächlich. Ich nahm all meine Kraft zusammen, um in die hüpfenden Baumwipfel zu schauen. Die Geister folgten uns lautlos, ein verschwommener Strom durchsichtiger Gestalten.

Sie waren sehr besorgt, das spürte ich.

Plötzlich waren die Bäume über meinem Kopf verschwunden, ich sah zu einem tiefschwarzen Himmel hinauf. Keine Sterne, keine Monde. Der Sturm heulte noch immer undeutlich im Hintergrund, es regnete jetzt heftiger. Offenbar waren wir aus dem schützenden Wald heraus auf unsere Lichtung getreten.

Ich hörte, wie Keelin über Holz ging, dann sah ich meine Hütte im Blickfeld auftauchen, ein Klacken folgte. Keelin trug mich hinein.

Drinne war es unfassbar warm. Mein ehemaliger Wolf musste wohl schnell Feuer gemacht haben, als er die Axt geholt hatte. Ich drehte den Kopf und sah, was ich bereits vermutet hatte: jede Menge Feuergeister, die die Wärme in den Raum bliesen. Hier waren sie also und halfen auf ihre Art.

Keelin trug mich direkt vor den Kamin und setzte mich auf einer Menge Decken ab. Erst jetzt konnte ich ihn etwas genauer betrachten – und erschrak.

Sein Gesicht war über und über mit Blut verkrustet. Er musste eine böse Kopfwunde oben am Scheitel haben, denn je nach Bewegung sickerte neues Blut nach unten. Sein Gesicht wies jede Menge Kratzer auf, mal mehr, mal weniger tiefe.

Er wirkte durch und durch erschöpft, aber auch tief entschlossen.

Jetzt drückte er mich nach unten, damit ich gerade lag. Dann nestelte er an meinem völlig verwüsteten Hemd herum und als es ihm nicht schnell genug ging, riss er es einfach der Länge nach auf.

Ich zuckte zusammen.

„Keelin!“, sagte ich wieder, diesmal etwas fester. Ich legte ihm die Hand auf seine wirbelnden Hände. „Beruhige dich erst mal.“

Er blickte nicht hoch, sondern schob nur meine Hand zur Seite, um besser an meine Taille zu kommen. Seine Finger waren eiskalt und zitterten.

„Ich weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Gestalt bleiben kann. Es zieht und zerrt bereits an mir, deshalb muss ich mich beeilen. Sei jetzt still, du lenkst mich ab!“

Das klang - unfreundlich. Aber er wirkte so besorgt, so panisch, dass ich ihm das sofort verzieh. Außerdem berührte er gerade meine Taille, was einen stechenden Schmerz durch meinen gesamten Körper schickte. Ich warf einen vorsichtigen Blick hinunter.

Ein Ast, etwa so lang wie mein Arm, steckte senkrecht irgendwo seitlich in meinem Bauch. Ich sah hastig wieder weg.

Das sah gar nicht gut aus, gab ich ihm im Stillen recht.

Also ließ ich Keelin arbeiten. Er war so unfassbar schnell, dass mir beim Zusehen ganz schwindelig wurde. Er setzte Wasser zum Kochen auf, wusch gleichzeitig alte Laken aus, schrubbte sich die Hände, entkleidete meinen Oberkörper (was furchtbar peinlich, aber wohl notwendig war) und legte sich echt bedrohliches Werkzeug zur Seite.

Meeha hockte auf meiner Schulter und sah ihm mit großen Kulleraugen dabei zu.

Als das Wasser gekocht, die Laken ausgewaschen und das Blut rund um die schlimme Einstichwunde beseitigt war, hockte sich Keelin neben mich. Auf einmal wurde er ganz ruhig, atmete mindestens für eine halbe Minute einfach nur ein und aus, um sich zu entspannen.

Ich starrte ihn an und fragte ihn erst, als er zu mir blickte: „Hast du so was schon mal gemacht?“

Er zuckte die Schulter. „Ja. Vertrau mir. Ich kann das.“

Und in genau dieser Sekunde verwandelte er sich. Auf einmal saß da wieder der riesige Wolf, verdutzt, verwirrt. Als er begriff, wurden seine Augen tiefrot vor Wut. Er warf den Kopf in den Nacken und heulte die Decke an. Meeha kreischte erschrocken und sämtliche Geister in der Hütte verpufften nach draußen.

Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn ich ihn nicht in letzter Sekunde am Nacken gepackt hätte, bevor er fortspringen konnte.

„Keelin!“, schrie ich unter Schmerzen. „Bleib hier!“

Er wirkte wie toll, völlig wahnsinnig in seiner Panik. Er knurrte und fletschte die Zähne, rollte unheimlich mit den Augen und winselte und heulte und jammerte gleichzeitig.

Ich zog ihn ganz dicht an mich heran, obwohl er sich gegen mich stemmte, drückte ihn fest an meine halbnackte Brust. Uns trennte nur eine dünne Decke, die Keelin mir schamhaft über die Brust gelegt hatte.

Ich presste den Wolf an mich, als hinge mein Leben davon ab.

„Beruhig dich!“, sagte ich immer wieder. Das galt sowohl für ihn als auch für mich – und auch ein bisschen für Meeha. Sie pulsierte wie ein Glühkäfer kurz vor der Explosion. Irgendwann stemmte sich der Wolf nicht mehr gegen mich, sondern sackte in sich zusammen. Er zitterte in etwa so heftig wie ich, unsere Nerven lagen definitiv blank.

Hätte ein Wolf weinen können, ich bin mir sicher, Keelin hätte es getan. Ich für meinen Teil weinte ein bisschen in sein Fell hinein, hielt ihn aber gleichzeitig fest am Nacken gepackt.

„Ich kann das auch allein“, wisperte ich irgendwann. „Du musst nur hier bleiben. Dann kann ich das!“

Ich schob ihn von mir.

„Hier liegt ja schon alles, was ich brauche. Tücher, Nadel und Faden ... schon eingefädelt, wie ich sehe. Ich muss nur noch den Stock rausziehen!“ Und das tat ich, so schnell, dass mich niemand aufhalten konnte.

Ich fiel sofort in Ohnmacht.

Kapitel 13 – Der Kuss und das Fieber

Zum Glück bekam ich deshalb die nächsten dramatischen Stunden nicht mit. Ich rekonstruierte das Vorgefallene am nächsten Morgen anhand der Tageszeit und des Chaos in der Hütte.

Ich glaube, Keelin hatte nach einiger Zeit wieder menschliche Gestalt angenommen. Doch vorher hatte er die halbe Hütte zerlegt. Das krumme Schränkchen lag auf der Seite, der Tisch hatte ein Bein weniger und einer der Stühle war nur noch Kleinholz. Offenbar hatte Keelin auch eine ziemlich jähzornige Seite, wenn ihn die Panik packte.

Ich wachte erst wieder davon auf, dass mir jemand ein nasses Tuch auf die Stirn legte und mir die Dank Meehas Beißerei zerschrammte Wange streichelte.

Es war ein Kraftakt, meine Augenlider aufzuzwingen. Aber dann sah ich Keelin, wie er dicht neben mir saß und mir den Schweiß von der Haut wusch.

„Willkommen zurück!“, sagte er mit einem Lächeln, aber ich sah die Besorgnis in seinen blauen Augen blitzen. Er saß ziemlich verkrampft da.

„Gleichfalls!“, erwiderte ich. Meeha begrüßte mich mit einem Freudenschrei und ließ sich als Fledermaus im Sturzflug von der Decke fallen. Sie sprang ungebremst auf meinen Kopf und schleckte mir mit einer ziemlich pelzigen Zunge das Gesicht ab.

Ich war zu schwach, um sie mit der Hand wegzuschieben. Also ertrug ich ihren Freudentaumel und wartete, bis sie sich als pulsierende Kugel auf meiner Schulter niederließ.

„Du hast Fieber“, erklärte Keelin dann und legte mir schon den nächsten Wickel auf die Stirn. „Aber der Stock ist draußen und die Wunde ist vernäht. Dein Herz schlägt immer noch ziemlich unregelmäßig und du hattest ein paar Mal Atemaussetzer, aber jetzt bist du ja wieder wach. Ich setz gleich mal einen Fiebertrank auf.“

Er wäre tatsächlich einfach weggegangen, aber ich schnappte mir seine Hand und hielt ihn zurück. Dabei zupfte ich hektisch an seinen Fingern, aber mehr als seine Hände zog ich nicht zu mir heran. Er wirkte mit einem Mal sehr verunsichert.

„Hast du Schmerzen? Brauchst du was? Nein, nicht weinen! Was ist denn los? Aeri, du machst mir Angst!“ Er beugte sich dann doch etwas zu mir, um mich genauer betrachten zu können. Ich nutzte die Chance, schlang meine Arme fest um ihn und drückte ihn an mich.

Ich versuchte echt, nicht melodramatisch zu sein – aber es gelang mir nicht so richtig.

Er erstarrte für kurze Zeit in meiner Umschlingung, dann legte auch er seine Arme um mich und drückte mich an sich. Ich weinte an seiner Schulter, während meine Taille wegen der gekrümmten Haltung mit heftigem Schmerz protestierte.

Keelin streichelte mir etwas linkisch immer wieder über den Rücken, bis ich mich ein bisschen beruhigt hatte. Als er sich aber wieder von mir lösen wollte, krallte ich mich mit allen Fingern in sein Hemd.

Er seufzte.

„Aeri, ich geh ja nicht weg, okay? Nur bis zum Feuer, um dir Tee zu machen. Du brauchst jetzt Flüssigkeit.“

Ich war nicht gewillt, ihn loszulassen. Irgendwann hob er mich hoch und trug mich einfach mit zum Feuer. Er schaffte es, mich irgendwie auf seinem Schoß zu balancieren und parallel dazu den Tee aufzusetzen, aber es musste ziemlich schwierig sein. Er schnaufte, als läge ein zweihundert Meter Sprint hinter ihm. Der Einfachheit halber blieb er dann einfach mit mir auf dem Boden sitzen und wartete vor Ort, dass das Wasser kochte.

Ich kuschelte mich in seine Umarmung und döste weg. Es war mir egal, dass das eigentlich etwas peinlich war: Er war hier, bei mir – und ich sah ja gar nicht ein, ihn wieder zu verlieren.

Er weckte mich aus meinem Dämmer Schlaf, um mir den Tee einzuflößen. Halb hing ich, halb saß ich auf ihm, aber ich schaffte immerhin fünf Schlucke. Danach war ich völlig erledigt und in meinem Magen rumorte es.

Keelin trug mich wieder zurück zu den Decken und legte sich gleich neben mich. Er hatte offenbar kapiert, dass ich ihn nicht kampflös loslassen würde.

Mein Körper tat furchtbar weh, mir war weiterhin schwindelig, mein Kopf dröhnte und das Atmen war eine Qual. Aber, um ehrlich zu sein: Ich war selten in den letzten Jahren so glücklich gewesen.

Keelin lag hier neben mir, fest in meinen Armen geborgen, atmend, wach – menschlich. Zumindest die meiste Zeit.

In den nächsten Stunden verwandelte er sich immer wieder, war mal kurz Wolf, dann wieder für längere Zeit ein Mensch und dann wieder umgekehrt. Es war ziemlich verwirrend. Irgendwann entspannte sich mein Körper und ich bekam sein ständiges Wechseln gar nicht mehr richtig mit.

Das Fieber toste in mir, aber das war okay. Solange entweder Keelin, der Wolf, oder Keelin, der Mensch, neben mir saß, konnte ich damit leben.

Als ich das nächste Mal für längere Zeit aufwachte, ging es mir deutlich besser. Ich roch ziemlich eklig nach ranzigem Käse und ich hatte einen Geschmack im Mund, den ich lieber nicht näher beschreibe, aber ich fühlte mich befreit. Das Fieber war deutlich gesunken, ich fror auch nicht mehr so schrecklich.

Neben mir lag Keelin, dicht an mich gekuschelt, tief und fest schlafend. Er war ein Mensch und um ehrlich zu sein, roch er wohl nicht besser als ich. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, er hatte es zwischen meinen Haaren und meinem Hals vergraben. Aber er umarmte mich, umschlang mich wie die Lianen ihre Bäume.

Ein tolles Gefühl.

Ich musste wohl einen Glücks-Laut von mir gegeben haben, denn Keelin wachte auf. Er hob den Kopf aus dem Gewirr meiner Haare und blickte mich an, unsere Gesichter keine zehn Zentimeter voneinander entfernt.

Er hatte ein paar meiner Haarsträhnen im Mund, winzig kleine Äuglein mit Schlafsand an den Rändern und Abdrücke von meinem Kragen im Gesicht. Aber keine Sabberspuren oder sonstige peinliche Sachen.

„Guten Morgen“, sagte ich feierlich. Er schnaufte nur sein Wolf-Schnauben. Ich konnte nicht anders: Ich strich ihm vorsichtig einige Haare aus der Stirn, fuhr ihm mit den Fingern über die Nase und fischte dann meine Strähnen aus seinem Mund.

Da erst schien ihm aufzufallen, dass er ein Mensch war. Er rückte etwas von mir ab und wir sahen einander einen atemlosen Moment an.

Es war das erste Mal, dass ich klar bei mir und er kein Wolf war.

Er hatte wirklich die schönsten Augen dieser Welt. Die gleichen Wolfsaugen in einem unfassbar menschlichen Gesicht.

Ich bekam schon wieder Herzrhythmusstörungen. Diesmal lag es wohl nicht am Blutverlust.

Keelin wirkte verlegen und auch ziemlich hilflos, als wisse er nicht, wie er mit der Situation umgehen solle. Gleichzeitig sah er aber auch erleichtert aus und, ja: Er blickte mich auch ein bisschen liebevoll an.

Als er seine Hand auf meine Stirn legte, war es das schönste Gefühl auf Erden. Ich verdrängte den Gedanken, dass er eigentlich nur überprüfen wollte, ob ich Fieber hatte. Das wäre ... unromantisch gewesen.

Ich kam wieder zur Vernunft, als er mit dem Handrücken meine Wange berührte und sie

sogar auf meinen Brustkorb legte, um nach meinem Herzschlag zu fühlen.

„Das Fieber ist gesunken“, sagte er in die konzentrierte Stille hinein. „Ich mach uns trotzdem noch mal diesen Tee!“

Als er jetzt aufstand, hielt ich ihn nicht zurück. Mir war die ganze Klammer-Aktion gestern Abend - oder wann war das gewesen? - peinlich. Das sagte ich dann auch. „Entschuldige. Ich wollte dich nicht erdrosseln oder so.“

Keelin zuckte nur mit den Schultern. Er hatte breite Schultern, schöne Schultern, männliche Schultern ... Stopp! Das musste dringend aufhören, diese kurzen Anfälle von Anschmachten.

„Mein Fieberhirn hat mir nur gesagt, dass ich dich verliere, wenn ich dich loslasse.“

„Hmhm“, brummte er.

„Und außerdem wollte ich dich auch gar nicht loslassen. Du weißt ja, ich hab eine Schwäche für Umarmungen.“

Jetzt lächelte Keelin. „Das hab ich auch schon gehört.“

Ich sah ihm dabei zu, wie er den Teekessel wieder über das Feuer hängte. Er trug noch immer diese gammeligsten Klamotten: das weiße, zerschlissene Holzfällerhemd, das jetzt eher grau wirkte, und die alte, schlabbrige Hose. Jeder hätte in diesen Sachen hässlich ausgesehen, wie gerade aufgestanden, aber Keelin nicht. Mal abgesehen vom Bart. Der sah furchtbar aus.

„Weißt du eigentlich noch alles von deiner Zeit als Wolf?“, fragte ich ihn, während er herum werkelte.

„Nicht mehr alles, nein. Ich weiß nicht mehr, wie wir uns kennengelernt haben. Meine früheste Erinnerung ist, dass ich neben dir in der Sonne lag und Schmetterlinge um uns herumgeturnt haben.“

Ich brummte unbestimmt. Die kitschigste Situation musste er sich natürlich merken.

Er warf mir einen kurzen Blick zu. „Wie haben wir uns denn kennengelernt?“, fragte er dann möglichst beiläufig. Ich glaube, ihm war peinlich, dass er das nicht mehr wusste.

„Ich hab dich angeschossen. Zwei Mal!“, erzählte ich mit einem gewissen Stolz.

„Du hast mich angeschossen?“ Jetzt wirkte Keelin entsetzt. „Was habe ich getan? Hab ich dich etwa angegriffen?“ Der Gedanke schien ihn so in Panik zu versetzen, dass ich Angst bekam, er würde sich wieder in einen Wolf verwandeln.

Hastig beruhigte ich ihn. „Du hast eigentlich nur vor meinem Haus rumgelungert. Ich dachte, du wolltest mich fressen. Also hab ich versucht, dich zu töten, aber dann hast du mich gerettet und ich dich und dann, dann bist du bei mir geblieben.“

Wir sahen uns über die kurze Distanz lange Zeit an. Er dachte offensichtlich nach, fragte sich wahrscheinlich, warum er hier geblieben war.

Ich wurde bei dem Gedanken ganz traurig. „Weißt du denn gar nichts mehr?“, fragte ich.

Da lächelte er. „Doch. Ich weiß sogar noch so einiges, aber das ist alles nach der Schmetterlings-Tanzaktion passiert. Aber auch danach habe ich Lücken. Mein Wolf-Ich behält nicht immer alles. Ich glaube, es hängt davon ab, wie viel Tier ich gerade bin.“ Er blickte über die Schulter zu mir herüber. „Ich weiß aber ziemlich genau, dass mein Wolf-Ich total vernarrt in dich ist. Also entspann dich. Ich geh nirgendwo hin.“

„Oh... okay.“ Das hatte ich ehrlich gesagt auch gar nicht erwartet, aber es war trotzdem eine beruhigende Aussage.

Während Keelin sich also mit dem Tee beschäftigte, versuchte ich, die Situation zu überblicken. Er war jetzt also ein Mensch. Ich konnte mich mit ihm unterhalten. Was hielt ich von ihm, mal abgesehen davon, dass er scharf aussah?

Er hatte eine schöne Stimme, wirkte aber deutlich unruhiger als in seiner Wolfs-Gestalt.

Es war nicht schwierig, mit ihm ein Gespräch zu führen. Er war nicht brummig oder

schlecht gelaunt, nur fahrig und nervös. Ich glaube, ihm behagte die Situation auch nicht so richtig. Außerdem verharrte er ständig mitten in der Bewegung. Jetzt schon wieder: Als hätte ihn jemand angehalten.

„Alles gut bei dir?“, fragte ich. Er zuckte zusammen, als hätte ich ihn bei etwas ertappt. Fast hastig führte er die abgebrochene Bewegung zu Ende.

„Ja. Mach dir keine Sorgen.“

Nun. Diese Aussage machte mir Sorgen.

„Es ist ziemlich seltsam für dich, hä?“

„Für dich wohl auch. Normalerweise würde jetzt hier ein riesiger Wolf sitzen und sich den Kopf kraulen lassen.“

„Ich glaube nicht, dass ich in der Lage gewesen wäre, dem Wolf den Kopf zu kraulen, wenn hier nicht der Mensch-Keelin stünde. Schätze, ich wär schon lange mausetot.“

Er nickte.

„Und wie sieht es aus? Hast du wieder das Ziehen in dir drin? Das Verlangen, dich zu verwandeln?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was glaubst du, warum du dich ständig verwandelst? Die anderen Shadun scheinen ihre Wolf-Gestalt kontrollieren zu können. Warum du nicht?“

Da ließ er doch glatt den Teekessel ins Feuer fallen. Die Flammen zischten und protestierten, sämtliche Feuergeister verpufften vor Schreck. Keelin war aus der Hocke nach hinten gesprungen und starrte erschrocken ins Feuer.

Auch ich war zusammengezuckt. Gleichzeitig stellte ich fest: Er war größer als ich erwartet hatte, dürfte mich im Stehen gut zwei Köpfe überragen.

Ich wäre jetzt gerne zu ihm gegangen. Er wirkte so verloren, so verwirrt, fast verängstigt. Aber ich konnte mich ja kaum genug hoch drücken, um ihn sehen zu können.

Keelin fischte den Teekessel mit einem Stock aus dem Feuer, was ziemlich lange dauerte. Er schien sich noch nicht ganz in seinem menschlichen Körper wohl zu fühlen. Dabei warf er mir nicht einen einzigen Blick zu, mied es eindeutig, zu mir rüber zu gucken.

Ich wagte es nicht, ihn noch mal anzusprechen.

Erst, als er sich wieder neben mich setzte und mir den Becher hinhielt, fand ich meine Stimme wieder.

„Entschuldige. Ich wollte dich nicht aus dem Konzept bringen“, sagte ich und nippte an dem Gebräu. Würg. Widerlich. „Es ist nur ... vielleicht kann ich dir ja helfen, dich wieder mehr als Mensch zu fühlen. Vielleicht finden wir ja gemeinsam eine Lösung, damit du wieder normal bist.“

Er erwiderte nichts, sah mir nur dabei zu, wie ich einen Schluck nach dem nächsten nahm. In seinen Augen lag ein irrer Glanz, ich sah das Tier wieder hinter seinem Schädel hämmern. Er zitterte, ganz leicht, aber ich sah es trotzdem.

Da war mir klar, dass ich jetzt mal ganz schnell das Thema wechseln sollte.

„Ein Erdgeist hat mich gerettet!“, sagte ich in die entstandene Stille hinein. „Er hat mich nach unten weggezogen, sonst hätte mich die Baumkrone platt gemacht. Und zwei oder drei Luftgeister haben die Äste von mir weg gehalten. Sie haben mich berührt, Keelin! Glaubst du, bald setzen sie sich ganz auf mich?“

Er verzog nur leicht das Gesicht und nahm mir den Becher aus der Hand.

„He! Ich bin noch nicht fertig!“, protestierte ich. Doch er drückte mich wieder ganz auf die Decken hinunter und stopfte die übrigen um mich herum fest. Ich kam mir vor wie ein Hering in seiner Marinade.

Als ich weiter plappern wollte, legte mir Keelin einen völlig zerschrammten Finger auf

den Mund – und drückte mir doch glatt die Augenlider nach unten. Das hieß wohl, dass ich schlafen sollte.

Ich hätte ja wirklich gern protestiert und mich gewehrt, aber um ehrlich zu sein, war ich schrecklich müde. Hatte der Mistkerl mir gerade etwa einen Schlaftrunk verabreicht? Anscheinend schon, denn ...

Diesmal wachte ich davon aus, dass mir jemand den Kopf kraulte. Ganz vorsichtig und sanft.

Mir war natürlich klar, wer das war. Um ihn nicht zu verschrecken, stellte ich mich weiter schlafend, konnte aber wohl ein glückliches Lächeln nicht ganz aus dem Gesicht fern halten. Keelin merkte natürlich, dass ich nicht mehr schlief.

„Alles gut bei dir?“, fragte er dicht an meinem Ohr. Ich nickte nur. Das war allerdings ein bisschen gelogen: Mir war furchtbar warm. Ich schwitzte, mir stand die Suppe auf der Stirn und außerdem fiel mir das Atmen irgendwie schwer.

„Ich hab deine Seite neu verbunden. Zu fest?“

Das könnte die Atemnot erklären. „Ein bisschen.“

Ich hätte jetzt erwartet, dass sich Keelin sofort um meine Seite kümmerte, aber stattdessen zog er mich ganz fest an sich ran – und küsste mich völlig unvermittelt erst auf die Nasenspitze und dann auf die Wange.

Sofort flogen meine Augen auf und ich starrte ihn an.

„Das wollte ich schon lange tun“, sagte er leise und es klang unendlich traurig und verloren. Er war mir so nah dabei, dass ich eigentlich nur seine riesigen Augenringe sah.

„Es wird alles wieder gut“, sagte ich in die entstandene Stille hinein. „Wir schaffen das!“

Daraufhin küsste er mich auf den Mundwinkel, nickte und löste sich von mir, um meinen Verband etwas zu lockern.

Die nächsten Tage waren mehr als merkwürdig. Keelin blieb zwar die meiste Zeit menschlich, wirkte aber unruhiger denn je. Er verharrte immer wieder in der Bewegung und lauschte mit leicht schräg gelegtem Kopf.

Was immer er da hörte: Es beunruhigte ihn.

Er drängte mich ständig, dieses ekelige Gebräu zu trinken. Danach schlief ich für eine ziemlich lange Zeit und wenn ich aufwachte, ging es mir immer ein Stückchen besser als zuvor.

Meine Seite heilte wohl gut, sagte zumindest Keelin. Er hatte sich mittlerweile gewaschen. Seine Haare wirkten zwar immer noch strähnig und völlig zerzaust, aber er hatte sich mit einem alten Messer rasiert. Jetzt sah er zwar deutlich jünger aus, dafür aber auch zerkratzt. Seine Motorik ließ wohl noch zu wünschen übrig.

Er hatte sein uraltes Hemd gegen einen von meinen Pullovern getauscht, der mir ohnehin viel zu groß gewesen war. Bei ihm spannte er oben an der Schulter und ich sah immer wieder seinen Bauchnabel aufblitzen: Das Ding war ihm viel zu kurz. Die Schlabberhose trug er aber weiterhin.

Er roch auch deutlich besser. Offenbar hatte er im Fluss gebadet. Aber er sah weiterhin extrem müde aus.

Ich wusste, dass er neben mir wachte, wenn ich schlief. Da er mich aber mit diesem Schlaftrunk vollpumpte, konnte ich herzlich wenig dagegen machen. Ein oder zwei Mal schlug ich vor, dass er sich doch mal einfach neben mich legen sollte. Er ignorierte mich einfach.

Als ich dringend mal pinkeln musste, wurde es ziemlich unangenehm. Ihm schien das nicht viel auszumachen, aber mir dafür umso mehr. Ich konnte mir allein aber leider nicht helfen. Also trug er mich nach draußen und hielt mich, was echt peinlich war.

Weil wir gerade schon beim Schämen waren, machten wir auch gleich beim Bad weiter. Danach hockte ich mit klappernden Zähnen und hochrotem Kopf wieder auf meinem Lager vor dem Feuer, aber ich musste zugeben: Ich fühlte mich jetzt deutlich weniger krank.

Wir sprachen nicht viel miteinander, obwohl ich pausenlos erzählte. Ich hielt mal wieder einen meiner Monologe, während Keelin nur zuhörte. Sobald ich aber verstummte, forderte er mich auf, doch weiterzusprechen.

„Es hilft mir, mich zu orientieren“, sagte er nur. Mehr erklärte er nicht.

Doch dann weckte er mich mitten in der Nacht. Da wusste ich, dass was nicht in Ordnung war.

„Hör zu, Aeri!“, sagte er eindringlich. Er saß neben mir, die langen Beine im Schneidersitz, den Oberkörper gespannt wie eine Bogensehne. Während ich schlief, hatte er wohl meine Hand genommen, denn meine Linke lag in seiner Rechten.

„Etwas ist passiert. Etwas Schlimmes. Ich versteh es noch nicht ganz, aber ich ahne etwas. War jemand hier?“

Jetzt war ich ganz verwirrt. Alarmiert richtete ich mich auf.

„Was meinst du damit?“

„Während ich ein Wolf war. Waren da fremde Männer hier und haben dich besucht?“

Sofort begann mein Herz, etwas wilder zu schlagen. Ich nickte vorsichtig.

„Deine Bemerkung über die Shadun ... sie ging mir nicht aus dem Kopf. Aber sie macht Sinn, wenn du einige Shadun kennengelernt hast.“

Ich nickte wieder.

Keelin deutete mit dem Kinn Richtung Kommode, die als trauriger Trümmerhaufen schief in der Ecke hing. Ich konnte die Bewegung nur als Schemen sehen: Das Feuer glomm nur noch, ansonsten war es stockdunkel. „Ist die von Tristan?“

Ich nickte abermals.

Da begann Keelins Hand, in meiner heftig zu zittern. Ich packte ihn fester. „Du warst eigentlich auch da, Keelin. Ich habe bei unserer ersten Begegnung mit Tristan und Brahn gedacht, du würdest die beiden töten wollen. Du hattest ganz rote, glimmende Augen und hast fürchterlich geknurrte. Sie wollten dich nach Hause holen.“

„Brahn war auch da?“

„Mit Liah. Sie war beim zweiten Besuch mit.“

Keelin schaffte nur ein leises „Oh!“, dann zog sich die Stille dahin. Ich haderte mit mir, wie viel ich ihm erzählen konnte. Aber wenn nicht jetzt, wann dann?

„Ich soll dir von Brahn etwas ausrichten. Es klang wichtig. Aber es sind keine guten Neuigkeiten, Keelin. Willst du sie trotzdem hören?“

Er nickte. Ich wusste, dass das jetzt alles ändern würde, daher fielen mir die nächsten Worte unfassbar schwer.

„Dein Vater ist zurückgetreten und ein Mahe-Dingsbums will die Shadun übernehmen. Ich glaube, er will der Herrscher werden. Brahn hat Angst, dass er Tristan herausfordert. Tristan könne die Shadun nicht halten, sagt er ... weil Tristan stirbt.“ Ich holte tief Luft. „Du sollst zurückkommen, sagen sowohl Tristan als auch Brahn. Es klang ziemlich dringend, wenn du mich fragst.“

Er fragte nicht, wer Mahe-Dingsbums war. Offenbar konnte er es sich denken. Er fragte noch nicht mal, warum Tristan starb oder warum sein Vater von was auch immer zurückgetreten war. Er hockte einfach nur da wie ein Salzstein.

Ich konnte geradezu sehen, wie es in seinem Kopf arbeitete.

Als er mich das nächste Mal ansah, glühten seine Augen dunkelrot. Er sah zum Fürchten aus: Die dunklen Ringe schienen jetzt noch schwärzer zu sein, den Mund hatte er zu einem

schmalen Strich zusammengepresst, die Stirn zu einer Kraterlandschaft aus Sorgenfalten gerunzelt.

Als er sprach, rieselte es mir kalt den Rücken runter.

„Aeri, wir müssen hier weg. Sofort. So schnell es geht. Mir war nicht klar, dass mein Vater zurückgetreten ist. Es erklärt aber so einiges. Hier in der Nähe lebt ein Rudel wilder Shadun. Die waren nicht gefährlich, weil sie mich gar nicht wirklich wahrgenommen haben. Aber ich hab da eine Menge Magie freigesetzt, um den Sturm abzuwehren. Und wenn mein Vater zurückgetreten ist, dann bin ich jetzt eine Gefahr für sie. Sie werden kommen, wenn sie nicht schon hierher unterwegs sind.“

Mir wurde eiskalt, als mir Brahns Warnung vor gefühlten Urzeiten wieder einfiel. Auch er hatte sich Sorgen um das fremde Rudel gemacht, es aber erst mal als ungefährlich abgetan.

Ehe ich aber etwas Entsprechendes sagen konnte, erzählte Keelin schon weiter: „Wir brechen morgen auf. Ich weiß, du kannst nicht gehen, aber wir müssen hier weg, so schnell es geht! Ich ... du hast mich doch gefragt, ob es wieder an mir zerrt. Es zerrt, Aeri, ganz heftig. Im Moment mache ich mir noch große Sorgen um dich und ich glaube, das hält mich hier in diesem Körper, aber sobald es dir wieder etwas besser geht, werde ich mich wieder verwandeln. Wenn es nicht sogar gleich passiert.“

Deshalb kommt es jetzt auf dich an. Bitte Aeri, hör zu!“

Natürlich hörte ich zu. Ich richtete mich sogar ganz auf und nahm seine zweite Hand in meine.

„Ich bin als Wolf nur halb bei mir. Ich denke da anders, agiere anders. Ich hab eine Theorie, warum ich mich ständig verwandle, warum ich es nicht kontrollieren kann, aber allein der Gedanke ist so furchtbar ...“ Seine Stimme kippte, während sich sein Griff um meine Hände verstärkte.

„Ich weiß, ich sollte mich eigentlich erinnern, warum ich mich ständig verwandele, warum ich so geworden bin, wie ich jetzt bin ... aber es geht nicht. Das Ziehen wird dann unerträglich. Ich fürchte, ich verwandele mich wieder, sobald ich genau darüber nachdenke. Aber eins ist mir jetzt klar geworden: Ich muss zurück, zurück nach Hause.“

Er atmete tief durch, bevor er mich fragte: „Kannst du mich nach Hause bringen, Aeri?“

Ich nickte automatisch, obwohl ich den Weg nicht kannte und der Winter vor der Tür stand. „Natürlich!“

„Aber wir müssen einen Umweg machen. Es bringt nichts, wenn ich als Wolf nach Hause komme oder nur als halber Mensch oder als was auch immer. Wir müssen nach Alkamir, das spüre ich ganz tief in mir drin. Dort kann ich Erlösung finden. Wenn ich ein Wolf bin, dann sagst du mir das: Keelin, wir müssen nach Alkamir. Okay? Und du musst mich daran erinnern, dass das fremde Rudel hinter uns her ist. Ich weiß nicht, ob ich das als Wolf wirklich realisiere.“

Ich nickte hektisch. „Keelin, du machst mir Angst!“

Doch bevor ich den Satz ganz vollendet hatte, hielt ich nur noch zwei Wolfspanken in den Händen. Die roten Augen glühten und an der Art, wie Keelin den Kopf in den Nacken warf und losheulte, erkannte ich, dass er unser Gespräch noch wusste.

Die Frage war nur: Wie lange noch?

Kapitel 14 – Das Rudel

Am nächsten Tag brachen wir auf. Meine Sachen zusammenzupacken, überforderte mich fast. Meeha raufte sich die ganze Zeit wie wild ihren Meerschweinchenschopf. Ich ignorierte sie.

Keelin zerrte einen Futtersack nach dem nächsten zu mir rüber und ich packte die wichtigsten Sachen in einen Beutel. Das alles warf ich über Keelins Nacken und band es zusammen. Ich musste allerdings auch noch auf seinen Rücken passen, denn ich konnte unmöglich zu Fuß gehen. Als Keelin wie ein riesiges Beuteltierchen aussah, brachen wir auf – und während ich meine Hütte sorgfältig abschloss, fragte ich mich, ob ich jemals wieder hierher zurückkehren würde.

Mir wurde ganz elend zumute.

Einerseits hatte ich panische Angst vor dem Weg, der vor mir lag. Andererseits war mir schon lange klar geworden, dass ich früher oder später an Einsamkeit gestorben wäre.

Allein die Hoffnung auf Gesellschaft hatte mich aufrecht gehalten. In Keelin hatte ich genau diese ersehnte Gesellschaft gefunden. Es wäre Wahnsinn gewesen, ihn allein ziehen zu lassen.

Natürlich ging ich mit.

Keelin war mein Leben! Ich würde ihm überall hin folgen, das war mir die letzten Wochen ohnehin immer klarer geworden. Mit Keelin zu gehen hieß auch, zu Tristan und Brahn und Liah zu gehen.

Trotzdem: Der Wald war meine Festung gewesen, all die Jahre. Jeder einzelne Baum um mich herum war mein stummer Gefährte gewesen, hatte all mein Leiden und meine Freude gesehen.

Den Wald zu verlassen fiel mir überraschend schwer.

Allerdings lenkten mich die kolossalen Schmerzen in meinem Körper hinreichend ab.

Die einzige, die so gar nicht weggehen wollte, war Meeha. Sie hopste als Dackel verwandelt auf der Veranda herum und ließ sich nicht einfangen.

Erst, als ich sagte, dass wir dann eben ohne sie gehen müssten, kam sie zu uns und setzte sich als Meerschweinchen zwischen die zotteligen Ohren meines Wolfes. Sie zitterte vor Empörung, schien jetzt aber eher gewillt, auf uns zu hören.

Vielleicht war sie auch nur nicht scharf darauf, ein weiteres Rudel Shadun kennenzulernen.

Ich zog mich mühsam auf Keelins Rücken, legte mir eine Decke um die mageren Hüften und streichelte von oben herab seinen Hals. „Kann los gehen!“, sagte ich. „Auf nach Alkamir!“

Der Wolf spannte die mächtigen Hinterläufe – und los ging es.

Es war ein rasanter Lauf. Ich fragte mich, wie lange Keelin diesen Sprint durchhalten könne, bekam aber bald meine Antwort: Länger als ich. Mir taten schon nach zwei Stunden alle Knochen weh, mein Rücken stand in Flammen, von meiner Seite ganz zu schweigen.

Es ging mir wirklich dreckig.

Nach einer weiteren Stunde mussten wir halten, damit ich mich einmal lang hinlegen konnte. Ich zitterte vor Erschöpfung.

Ich musste wohl auf dem harten Waldboden eingenickt sein, denn Keelin weckte mich ziemlich unsanft, indem er an mir rüttelte. Er drängelte, bis ich wieder aufsaß und mit ihm weiter durch den immer dunkler werdenden Tag jagte.

Meeha hatte sich riesige Ohren wachsen lassen, die sie im Wind flattern ließ. Ihr schien die Reise mittlerweile Spaß zu machen. Doch dann spitzte sie ihre riesigen Ohren, drehte sie nervös hin- und her.

Ich hatte es auch gehört.

Ein langgezogenes Heulen, ähnlich den Lauten, die Keelin als Wolf von sich gab. Das Rudel Shadun hatte wohl unsere Fährte aufgenommen.

Während ich mich an Keelin festklammerte, fragte ich mich, warum wir flohen. Vor Brahn und den anderen war Keelin ja auch nicht weggerannt. Naja. Oder fast nicht. Aber Brahn schien zu Keelins Rudel zu gehören – die fremden Wölfe hinter uns offenbar nicht.

Bekämpften sich die Rudel untereinander?

Da ich vorher noch nie etwas von Shadun oder Mae oder Feyann gehört hatte, wusste ich die Antwort nicht. Ich wusste noch nicht einmal, was oder wer Alkamir war. Eine Stadt? Ein Magiewesen? Ein Ort? Eine Festung?

Mir war lediglich klar, dass es nicht Keelins Heimat war, denn da hatte er einen Unterschied gemacht.

Ich glaube, Keelin wäre die ganze Nacht durch den Wald gejagt, aber ich konnte irgendwann nicht mehr. Meine Seite tat so weh, dass ich glaubte, einfach in der Mitte zu zerplatzen. Außerdem war der Verband wieder etwas feucht. Ich blutete ein bisschen.

Keelin hielt nur höchst ungern an, aber als er an mir herumgeschnüffelt hatte, schien auch er einzusehen, dass ich erst mal nicht mehr weiterkonnte. Also zündete ich ein Feuer an, lud sämtliche Geister der Nachbarschaft dazu ein und schlief an Keelin gekuschelt völlig erschöpft ein.

Aber die Ruhe währte nur kurz. Keelin weckte mich nur wenige Stunden später und gestattete mir noch nicht einmal, das Feuer richtig auszumachen, von Frühstück ganz zu schweigen.

Er wirkte sehr nervös, genau wie Meeha.

Schätze, das Rudel kam näher.

Also ging es weiter: Während die Sonne langsam die Monde verdrängte, verwandelte sich der Wald. Die Blätterbäume wurden zu Nadelgehölz, das Nadelgehölz zu Geröll. Zu meiner linken ließen wir die Salzberge liegen, ohne ihnen wirklich nahe zu kommen. Wir hielten uns genau an der Grenze zwischen Berg und Wald auf. Dann wurde der Boden sandiger, die Welt gelber. Bis hierher war ich noch nie gekommen.

Ich wusste nur, dass wir jetzt wohl Richtung Süden unterwegs waren. Die Stürme begleiteten uns noch eine ganze Weile, peitschten den Sand unter Keelins Füßen zu winzigen Windhosen auf oder fauchten uns eisig kalt um die Ohren.

Mir war eigentlich ständig kalt.

Der Sand wurde zu dunkler Erde, hier fing wieder ein Wald an, aber die Bäume wuchsen nicht so hoch in den Himmel. Außerdem standen sie deutlich weiter auseinander, so dass dieser Wald sehr hell und freundlich wirkte. Verstecken konnte man sich hier aber nirgendwo.

Keelin erlaubte gegen Mittag eine Rast. Er hechelte zum ersten Mal seit Stunden. Ich glaube, der Schlafmangel rächte sich jetzt. Wir fanden einen Bach mit klarem, frischem Wasser und füllten unsere Trinkschläuche auf. Keelin vergaß sogar seine Wasserphobie und kühlte sich ein bisschen ab. Danach roch er streng nach nassem Hund, aber das sagte ich ihm lieber nicht.

Dieser Tag präsentierte sich immerhin ganz ohne Regen und mit Temperaturen von etwa zehn Grad. Das hätte sich ganz gut aushalten lassen können, wenn im Hintergrund nicht ab und zu dieses ätzende Heulen zu hören gewesen wäre, das mir Kälteschauer über den Rücken jagte.

Kam das Rudel näher? Ich war mir nicht sicher.

Wir folgten dem Bach ein ganzes Stück, hinein in das Herz des Waldes. Zu den Bäumen gesellte sich frisches, grünes Gras, das sanft im Wind vor sich hin wogte. Ein schöner Ort, an dem die Geister fröhlich tanzten und die wilden Vögel in den Ästen sangen.

Keelin hatte dafür allerdings kein Auge. Er hetzte mit riesigen Sprüngen weiter.

Ich versetzte mich in eine Art Trance, um die Erschütterungen aushalten zu können,

versuchte, die Welt um mich herum etwas auszublenden. „Halte durch!“ wurde zu meinem neuen Mantra.

Wir machten einen großen Bogen um ein winziges Menschendorf, wichen bestellten Feldern aus und robbten uns an Wanderarbeitern vorbei, die gerade mehrere Hütten ausbesserten. Ich hätte mir die Menschen schrecklich gerne genauer angesehen, aber das war natürlich völlig unmöglich.

Ein bisschen machte ich mir Sorgen, wenn das Rudel Shadun hier vorbeikam. Würden sie den Menschen etwas zu Leide tun? Ich war mir nicht sicher, aber Keelin reagierte nicht auf meine entsprechende Frage.

Er rannte nur konzentriert vor sich hin.

Um auf Nummer sicher zu gehen, erklärte ich ihm jeden Morgen und jeden Abend, dass er uns nach Alkamir bringen müsse. Er zuckte dann jedes Mal zusammen, als hätte ich ihn geschlagen. Ich nahm aber mal an, dass wir auf dem richtigen Weg waren.

Ich für meinen Teil kam mit jedem Tag schlechter auf Keelins Rücken und fiel immer toter wieder von ihm runter. Irgendwann schaffte ich es noch nicht mal mehr, ein Feuer zu machen. Ich wollte nur schlafen. Wann Keelin sich ausruhte, wusste ich nicht. Immer, wenn ich hochschreckte, saß er neben mir und hielt Wache.

Und doch: Das Heulen kam näher. Langsam, aber sicher.

Eines Morgens erlaubte Keelin mir nicht, mich auf seinen Rücken zu quälen. Er wich mir aus und deutete mit Blicken an, dass ich mich wieder hinlegen solle. Ich war zwar dankbar für die längere Pause, aber auch beunruhigter denn je. Es bedeutete natürlich, dass die Wölfe aufholen konnten.

Keelin war verdammt schnell, aber ich nahm an, dass das für einen Shadun normal war. Und das Rudel hatte kein Gepäck mit, nahm ich an, und auf den Rücken dieser Wölfe ritt kein verwundetes Feyann-Mädchen.

Gegen Mittag wurde mir klar, dass Keelin diese Pause nicht eingelegt hatte, um mir die Gelegenheit zum Verschnaufen zu geben. Er machte die Pause, um selbst wieder etwas zu Kräften zu kommen.

Bevor uns nämlich gegen Abend das Rudel Shadun eingeholt hatte.

Ich hörte sie, bevor ich sie sah: Ihr Heulen kam erst immer näher – es musste ein echt großes Rudel sein, den vielen Stimmen nach zu urteilen – und dann gesellte sich dazu noch ein Hecheln und Schnaufen und Knurren und Bellen.

Es war echt unheimlich.

Dann roch ich sie: wilde Raubtiere, die wahrscheinlich genauso ungerne badeten wie Keelin.

Mein Wolf erwartete sie vollkommen reglos. Er hatte sich aufrecht zwischen mich und die entgegen kommenden Shadun gestellt, die Ohren gespitzt, die Lippen nach hinten gezogen. Er wirkte wieder größer, bedrohlicher und natürlich qualmten seine Beine. Ich nahm an, dass auch seine Augen glühten.

Als ich die ersten roten Punkte in der beginnenden Dunkelheit auftauchen sah, wurde mir ganz elend. Zwei, vier, sechs, zwölf, sechzehn Augen sah ich. Dann traten die ersten Schemen hinter den Bäumen hervor, knurrend und grollend.

Keelin begrüßte sie mit gefletschten Zähnen.

Ich hatte automatisch angenommen, dass sich die Shadun jetzt in Menschen verwandeln würden, um mit uns zu sprechen, aber das taten sie nicht. Stattdessen umwanderten uns einige von ihnen, um uns zu umzingeln. Die anderen bauten sich möglichst bedrohlich auf und grollten uns in Grund und Boden.

Diese Shadun sahen überhaupt nicht aus wie Keelin in seiner Wolfsgestalt. Ihre Gestalten waberten die ganze Zeit wie dunkler Rauch, die Wolfsgestalt war nur zu erahnen. Ihre Köpfe waren allein als Schemen zu erkennen, lediglich die rot glühenden Augen und die schneeweißen Zähne hatten klare Umrisse.

Es war, als würde eine Raubtiergestalt ständig vor den Augen zerfließen und sich zu einem etwas anderen Tier zusammensetzen: Mal ähnelten sie mehr einem Wolf, dann einem gebückt stapfenden Usurpator und dann wieder einem schlanken Jaguar. Weil es für mich einfacher war, bezeichnete ich diese Gestalten trotzdem als Wölfe.

Da ich nirgendwo mehr hätte ausweichen können, blieb ich einfach wie angewurzelt stehen und wartete, was passierte. Ich bemühte mich dabei nach Kräften, nicht verletzt zu wirken. Da sie aber wahrscheinlich über die Nase eines Raubtieres verfügten, hatte ich da nicht viel Hoffnung. Sie würden den blutigen Verband wohl riechen.

Als sich keine zwei Meter vor mir plötzlich eine der rauchigen Gestalten in einen Menschen verwandelte, quiekte ich dann doch erschrocken. Keelin knurrte nur umso lauter.

Es war ein Mann, was mich nicht weiter überraschte. Er hatte fettige und lange Haare, sowohl was Kopf-, Bart- und (würg!) Brusthaare angingen. Er war generell mehr als behaart und leider auch nur mit einer Art Unterhose bekleidet. Und selbst die fiel ziemlich auseinander, aber da guckte ich lieber nicht so genau hin.

Das einzig Attraktive an ihm waren seine blauen Augen, nur schien die jeder Shadun zu haben – es sei denn, sie glühten gerade rot vor sich hin.

Jetzt legte er den Kopf in einer merkwürdig niedlich aussehenden Bewegung schief und musterte uns von oben herab. Er war echt wahnsinnig groß, bestimmt zwei Meter oder so.

„Du warst schwer einzuholen!“, sagte er dann mit einem breiigen, unangenehm guttural klingenden Akzent. „Warum hast du gewartet?“

Keelin fletschte als Antwort nur die Zähne.

Der Fremde runzelte die Stirn. Anscheinend war es unhöflich, sein Gegenüber anzuknurren.

„Wie wäre es, wenn du dich ebenfalls verwandelst? Dann lässt es sich besser reden.“

Keelin antwortete nicht und verwandelte sich auch nicht. Natürlich nicht. Wie denn auch?

Da sah der Fremde mich abschätzend an. Er hatte doch keine schönen, blauen Augen. Sie sahen eher aus wie fiese, kleine Knopfaugen, nur eben in einer hübschen Farbe.

„Was ist mit ihm?“, fragte er mich und deutete dabei auf Keelin.

Ich zuckte mit den Schultern und schwiegte. Was, bitte, hätte ich denn darauf antworten sollen? Das wüssten wir auch gern?

Der Fremde runzelte erst die Stirn und setzte dann ein echt fieses Grinsen auf. Vielleicht sollte das ein Lächeln sein oder so, es verzerrte sein Gesicht allerdings nur zu einer Fratze.

„Nun, wenn er sich nicht an die Regeln hält, dann müssen wir das wohl auch nicht. Tötet sie!“

DAS hatte ich jetzt nicht erwartet. Ich kreischte erschrocken, während drei oder vier Wölfe auf mich zu sprangen.

Dann geschah wieder alles gleichzeitig:

Meeha, die bis dahin auf meinem Kopf gehockt hatte, verwandelte sich in irgendwas, das Tentakel hatte. Es ging so fix, dass ich es noch nicht einmal richtig sah. Auf jeden Fall klappten zwei der vier angreifenden Wölfe einfach zusammen – ohne Kehlen ließ es sich schlecht atmen.

Parallel dazu verwandelte sich Keelin in einen Menschen, vollführte eine wirbelnde Handbewegung und hielt plötzlich ein Schwert in der Hand. Er erledigte die anderen zwei Wölfe mitten im Sprung.

Einen atemlosen Moment sagte niemand etwas.

Der Fremde stand immer noch völlig bewegungslos vor uns, musterte uns jetzt aber mit einem bedeutend interessierteren Blick. Besonders gründlich besah er sich meinen Kopf, aber Meeha schien wieder winzig klein geworden zu sein.

„Interessant“, sagte er dann gedehnt und deutete auf mich. „Sind da gerade rosa-rot gestreifte Tentakel aus deinem Kopf gewachsen oder sitzt da eine Waldgöttin in deinen Haaren?“

Keelin und ich antworteten nicht. Stattdessen ging er in eine gebückte Angriffsposition: Das Schwert hoch erhoben, den anderen Arm abgespreizt, die Beine etwas auseinander für einen sicheren Stand.

„Schert euch weg!“, knurrte Keelin.

„Oh, es spricht. Wie nett.“ Der Fremde machte die gleiche Handbewegung wie Keelin und hielt plötzlich ebenfalls ein Schwert in den Händen. Den Trick musste ich mir dringend merken.

„Und mit wem haben wir es hier zu tun, wenn ich fragen darf?“

„Du willst uns umbringen und weißt noch nicht einmal, wer wir sind?“

„Ich neige generell dazu, fremde, einsame Shadun auf meinem Gebiet zu jagen. Erst recht wenn sie wie Prinzen stinken.“

„Ich bin kein Prinz und keine lohnende Beute. Also macht euch fort!“

„Ich denke doch, dass du ein Prinz bist. Du siehst zwar nicht aus wie einer, aber deine Magie umgibt dich wie ein dicker, nach Prinz stinkender Mantel. Hier sind vor kurzem mehrere Shadun gewesen ... im Frühjahr. Mächtige Shadun. Du gehörst zu ihnen, nehme ich an?“

Keelin sparte sich die Antwort. Die Frage war rein rhetorisch gewesen.

„Nun, sie hätten wohl besser ihren Prinzen mitnehmen sollen, anstatt ihn einsam und allein hier rumrennen zu lassen. Wo doch mein Rudel so nah ist. Ziemlich dumm, findest du nicht? Aber es wäre mir eine Freude, sie in meinen Reihen begrüßen zu dürfen. Und deshalb, mein lieber, kleiner Prinz, musst du heute Abend wohl sterben.“

„Sie würden dir niemals folgen.“

„Wenn ich ihren Prinzen töte, dann müssen sie mir folgen, mein Freund. Und jetzt, wo du endlich zum Mar geworden bist, können wir das ja auch offiziell erledigen. Nun denn: Ich fordere dich hiermit ganz höflich heraus. Dein Rudel gegen meins. Du kennst das ja.“

Die anderen Wölfe oder Shadun oder Nebelgestalten knurrten zustimmend. Ich sondierte die Lage, sah aber trotz der vier getöteten Gegner keine Möglichkeit, aus dem Kreis auszubrechen. Es waren immer noch zu viele.

Keelin hingegen entspannte sich etwas. Das entging dem Fremden allerdings ebenfalls nicht.

„Oh. Der Gedanke erfreut dich? Interessant. Ich muss dich allerdings warnen: Mein Rudel ist nicht umsonst so groß.“ Er bleckte die Zähne. „Ich bin Dajun, der Große.“

„Fein. Ich bin Keelin.“

Da wurde Dajun leichenblass und machte sogar zwei Schritte zurück. Sein Rudel wich ebenfalls kollektiv nach hinten.

Nanu? Keelin lächelte währenddessen zuckersüß. „Nun, Dajun, wie du sicherlich weißt, habe ich kein Interesse daran, mein Rudel zu vergrößern. Es ist bereits groß genug. Und deine Halsabschneider, Mörder und Vergewaltiger hätte ich lieber nicht in meiner Familie. Ich mache dich daher darauf aufmerksam, dass nicht nur du diesen Abend nicht überleben wirst. Verlierst du gegen mich, wird deine gesamte Familie den nächsten Morgen nicht mehr überleben. Und, mein FREUND ...“ Das sagte er in genau dem breiigen Ton, wie Dajun ihn benutzte. „... du wirst gegen mich verlieren. Das ist mal klar.“

Dajun schien das ganz ähnlich zu sehen. Er senkte ein wenig sein Schwert und warf einen jetzt eindeutig nervösen Blick in die Runde. Dann straffte er sich und hob das Schwert. „Das

werden wir ja sehen!“

„Sei kein Narr!“

„Ich bin vor allem kein Feigling. Und auch Legenden können besiegt werden. Wenn dieser Kampf vorüber ist, werde ich das mächtigste Rudel dieser Welt hinter mir wissen – und mir dein Weibchen vorknöpfen.“

Das hätte er wohl besser nicht gesagt.

Keelins Augen glühten plötzlich so rot wie noch nie. Gleichzeitig flammte eine Linie rund um ihn und Dajun auf, ein Kreis, der die beiden einschloss, keine zwei Zentimeter an meiner Schuhspitze vorbei.

Sekunden später griff Keelin an.

Dajun hatte gerade noch Zeit, sein Schwert hochzureißen und den Schlag zu blocken. Das Eisen krachte aufeinander, Funken hüpfen, doch Keelin drehte sich bereits wieder, unfassbar schnell, täuschte links, rechts, links an. Dajun blockte wieder, aber dann machte Keelin irgendwas. Ich sah nicht, was genau. Ich weiß nur, dass Dajun plötzlich Keelins Schwert zwischen den Rippen hatte und ungläubig darauf starrte.

Keelin zog es ungerührt aus ihm heraus.

Noch während Dajun die Augen verdrehte und Blut spuckend zusammenbrach, erlosch der Kreis um die beiden Gegner und die Wölfe sanken in sich zusammen. Erst dachte ich, sie seien ebenfalls tot umgefallen, aber einige von ihnen wimmerten und jaulten leise. Sie duckten sich nur.

Keelin ließ sein Schwert wieder in der Luft verschwinden, packte mein Handgelenk und zog mich mit sich. Ich stolperte mit offenem Mund neben ihm her.

„Was ...?“, setzte ich an, aber Keelin unterbrach mich barsch.

„Später“, herrschte er mich an. Zu den Wölfen sagte er: „Bleibt liegen!“ Sie rührten sich nicht.

Wir gingen etwa zehn Minuten zügig durch den Wald, während es immer dunkler um uns herum wurde. Kein Kauz gurrte, kein Geist rührte sich. Nur mein Keuchen war gut zu hören.

Keelin ging schnell. Zu schnell für mich. Nach zehn Minuten stolperte ich das erste Mal über eine Baumwurzel, dann folgten dicht hintereinander mehrere Beinahe-Stürze.

Ich konnte nicht mehr. Wirklich nicht.

Keelin blieb nur etwa zwei Sekunden stehen. Er ging in die Knie und deutete auf seinen Rücken. „Los. Rauf mit dir. Ich trag dich.“ Er sagte das in solch einem Tonfall, dass ich nicht zu protestieren wagte. Also schlang ich meine Arme um seinen Hals und es ging im Huckepack weiter. Nicht gerade bequem, aber besser als laufen.

Meeha seilte sich als Äffchen an einer von meinen Haarsträhnen ab und setzte sich auf Keelin Kopf. Es sah fast so aus, als tätschelte sie ihn anerkennend. Aber wer wusste schon, was für Gedanken Waldgöttinnen hatten?

Nach fast einer Stunde wagte ich es, Keelin endlich anzusprechen. „Was wird jetzt aus dem Rudel, jetzt, wo ihr Anführer tot ist?“

„Ihr Anführer ist nicht tot.“

„Ach, nein?“

„Nein.“

Mehr sagte er nicht, stattdessen wurde seine Schulter so hart wie Marmor. Ich dachte nach. „Du bist jetzt ihr Anführer?“

„Ja.“

„Und was jetzt? Folgen sie uns?“

„Nein.“

„Was dann?“

„Sie befolgen meinen ersten und letzten Befehl.“

Mehr hatte er offenbar nicht zu sagen. In meinem Kopf klickte es, als ich verstand. „Aber du hast zu ihnen gesagt: Bleibt liegen!“

Keelin schwieg.

„Aber sie bleiben da doch nicht für immer liegen, oder?“

Eisiges Schweigen.

„Aber sie werden verhungern, Keelin!“

Als er wieder nicht reagierte, fing ich an zu zappeln. „Keelin, verdammt, bei allen Geistern noch mal! Jetzt hör mal auf zu rennen und rede mit mir!“ Als das nichts brachte, schlug ich ihm mit der flachen Hand auf den Hinterkopf. Da blieb er endlich stehen und ließ mich runter.

Wir starrten einander an.

„Wir müssen zurück!“, sagte ich.

„Bestimmt nicht.“

„Oh, doch! Wir können doch diese armen Kreaturen nicht elendig verhungern lassen!“

„Sie verdursten eher als dass sie verhungern. Und sie sind ganz bestimmt keine armen Kreaturen. Dieses Rudel hat vermutlich seit Jahren die Gegend terrorisiert. Sie waren genau das, was ich gesagt habe: Halsabschneider, Mörder und Vergewaltiger. Du hättest mal spüren sollen, was sie über dich gedacht haben!“

Ich starrte ihn an, er funkelte zurück.

„Ja, aber ...!“, setzte ich jetzt doch etwas hilflos an. Keelin hob herrisch die Hand und unterbrach mich.

„Darüber wird nicht mehr diskutiert, Aeri. Das Rudel ist gefährlich. Diese Bestien haben nichts, aber auch rein gar nichts mit meinem Rudel zu tun. Sie denken anders, sie fühlen anders, sie sind anders. Diese Kreaturen sind Monster – und sie werden sich niemals ändern. Über mich sind sie jetzt allerdings mit meiner Familie verbunden. Wir spüren uns untereinander – und sie könnten mein Rudel dadurch finden. Das ist undenkbar. Und deshalb müssen sie sterben. Fertig. Und jetzt komm!“

Er packte mich und zog mich wieder auf seinen Rücken.

Ich ließ mich wie einen Sack Mehl tragen. Apropos Säcke: „Wir haben unseren Proviant liegen lassen.“

„Ich weiß. Aber solange ich ein Mensch bin, kann ich ohnehin nur dich tragen.“

Die nächsten zwei Stunden schwiegen wir. Ich spürte, dass Keelin seine Kraft brauchte, um mich so schnell tragen zu können. Zwar wog ich wirklich nicht viel, aber auf die Dauer wird jedes Gepäck schwer. Und ich war ein verdammt sperriges Gepäck.

Außerdem hatte der Kampf Kraft gekostet. Keelin versuchte zwar, es sich nicht anmerken zu lassen, aber er war erschöpft. Das merkte ich schon daran, dass er immer mal wieder über eine Wurzel stolperte, zwar nur ein winziges Straucheln, aber es war da.

„Wir müssen uns ausruhen!“, sagte ich. Er ging weiter. „Keelin, es ist mir ernst: Du brauchst echt dringend eine Pause. Es nützt gar nichts, wenn du beim nächsten Kampf einfach im Stehen einschläfst.“

Zu meiner Überraschung blieb er tatsächlich stehen, sondierte die Umgebung. Dann stapfte er zu einem zwei Meter hohen Baum, der dafür aber mindestens vier Meter Baumkrone besaß, und setzte mich dort butterweich ab. Ich rückte zur Seite und er warf sich mit einem leisen Stöhnen neben mich auf die Erde.

Ich hatte tausend Fragen, Millionen Fragen! Aber die mussten warten, selbst auf die Gefahr hin, dass Keelin dann wieder zum Wolf wurde. Er musste schlafen, dringend!

Dieser Meinung schien Keelin wohl ebenfalls zu sein. Er rollte sich auf die Seite, mit dem Rücken zu mir, zog die Beine an den Körper und schien in dieser Stellung schlafen zu wollen.

Ich lag atemlos neben ihm und starrte seinen Rücken an. Was war denn das jetzt?

Meeha kletterte von seinem Kopf auf seine Schulter und blickte mich mit im Dunkeln fluoreszierenden Augen an. Auch sie schien überrascht zu sein.

Ich beschloss, es nicht persönlich zu nehmen. Wir waren ja kein Liebespaar oder so. Warum sollte er mich auch in die Arme nehmen? Okay, es wäre deutlich wärmer gewesen, aber vielleicht auch etwas ... unpassend?

Weil mich die Situation aufwühlte, beschloss ich, Wache zu halten. Wir lagen hier ziemlich auf dem Präsentierteller, in einer völlig unbekannten Umgebung. Da war es wohl nicht besonders klug, einfach zu schlafen.

Meeha zirpte mir von ihrem Beobachtungsposten aus zu und klimperte dann wild mit den Augen. Ich schätzte, sie wollte mir sagen: Ich pass schon auf.

Mein letzter Gedanke war: Nicht nötig, ich schaff das schon ... dann war ich auch schon eingeschlafen.

Kapitel 15 – Peinliche Gespräche

Keelin war vor mir wach. War ja klar. Zu unser beider Überraschung war er immer noch ein Mensch.

Er hatte sich aufgesetzt und rieb sich verschlafen über die Augen. Sie waren ganz rot an den Rändern und die dunklen Ringe waren immer noch vorhanden. Kurz: Er sah beschissen aus.

Auch ich richtete mich auf, allerdings ziemlich vorsichtig. Meine Seite tat höllisch weh, da machte eine Nacht auf hartem Untergrund natürlich die Sache noch schlimmer. Keelin hörte auf, seine Augen zu reiben, und sah mich an.

„Lass mal sehen!“, sagte er.

„Geht schon!“, erwiderte ich bissiger als beabsichtigt. Himmel, wurde ich auf einmal launisch? Das stand mir gar nicht. „Entschuldige“, verbesserte ich mich dann sanft.

Ich ließ zu, dass er mein Hemd hochzog, den Verband abwickelte und die tiefe Wunde begutachtete. Keelin wirkte nicht besonders erfreut. Ehrlich gesagt, sah er plötzlich ziemlich beunruhigt aus.

„Sie hat sich entzündet“, sagte er knapp. „Wir müssen los.“

„Ja, toll!“

Weil wir nichts anderes hatten, wickelte Keelin den verdreckten Verband wieder um mich herum. Er versuchte, mir dabei nicht weh zu tun, aber jede Bewegung trieb mir die Tränen in die Augen. Entsprechend froh war ich, als er endlich fertig war.

Keelin wollte schon wieder aufspringen und mich weiter tragen, aber ich hielt ihn in der Bewegung auf.

„Es tut mir leid, wenn ich dir gestern den Eindruck vermittelt habe, dass ich dich für herzlos halte. Es ist nur ... es waren mindestens zehn Wölfe. So viele, die jetzt aufgrund eines einzigen Befehls sterben werden.“

„So ist das mit den Befehlen.“

„Und sie können sich nicht lösen? Auch nicht, wenn ihr Leben davon abhängt?“

Keelin schüttelte den Kopf.

„Das ist ... krass.“ Ich ließ mich von Keelin hochziehen und stand dann schwankend vor ihm. Die Welt drehte sich ein bisschen. Er hielt mich an den Schultern fest.

„Ich möchte nicht, dass du mich für ein Monster hältst!“, sagte er leise. Er klang unsicher.

„Das tue ich auch nicht!“, versicherte ich schnell. „Das Ganze war nur ziemlich unheimlich für mich, weißt du? Als Wolf hast du noch nicht mal ein Kaninchen töten können ... und jetzt das.“

Das schien ihn zu kränken. Er ließ mich los und machte einen Schritt von mir fort.

„Keelin, der Wolf, wäre dir also lieber, oder was?“

„Nein! Ich versuche nur, dich als Mensch zu sehen, weißt du?“

„Ich bin kein Mensch.“

„Das weiß ich! Wie nennt man das denn sonst?“ Ich wurde plötzlich verzweifelt und kam mir so dumm vor. „Wenn du in deiner menschlichen Gestalt bist, aber trotzdem ein Magiewesen auf zwei Beinen, was sagt man dann zu dir?“

„Dann bin ich ein Mar. Ein Magiewesen mit menschlichen Zügen. Ein Mar. Aber kein Mensch. Du bist auch eine Mar. Abgeleitet von den Mae. Sie waren die ersten, die menschliche Züge angenommen haben, um sich unterhalten zu können.“

Zumindest das hatte man mir bereits erzählt.

„Also: Ich versuche nur, dich als Mar kennenzulernen. Ich habe dich ja nur als Wolf erlebt. Entschuldige, falls ich dich verletzt habe.“

Wir musterten einander unsicher und zum ersten Mal erlebte ich, welche

Gefühlsverwirrungen eine hitzige Diskussion und ein völlig entgleistes Thema auslösen konnten.

Zu meiner Erleichterung seufzte Keelin dann abgrundtief und sagte: „Du hast mich nicht verletzt. Es ist nur ... ich fühle mich so durcheinander, nur halb bei mir. Es ist, als wüsstest du alles über mich, nur ich kaum etwas über dich. Und doch kenne ich dich, bis tief in meine Seele. Ich KENNE dich – und doch auch wieder nicht.“

Ich war verwirrt. Was wollte er denn damit sagen?

„Ich mache zwischen dir, dem Mensch ... dem Mar und dir, dem Wolf, keinen Unterschied!“, sagte ich in die entstandene Stille hinein. Das stimmte schon, war aber auch nur die halbe Wahrheit.

Er spürte das natürlich und sah mich skeptisch an. Ich war aber nicht bereit, dieses Thema zu vertiefen.

Nie im Leben hätte ich ihm gesagt, dass ich den Wolf als Freund ansah – und den Mar am liebsten als ... mehr als das.

Ich wurde rot. Super.

Keelin wirkte plötzlich hilflos und versuchte offenbar, die Situation zu entschärfen. Unruhig fuhr er sich durch die Haare und zuckte genervt mit den Schultern, um das Gespräch damit zu beenden. „Wir müssen los!“, sagte er.

Ich ließ mich wieder huckepack nehmen und nahm mir vor, mich möglichst leicht zu machen. Außerdem versuchte ich, ihn nicht zu sehr zu würgen.

„Wie weit ist es noch bis Alkamir?“

„Drei Wochen, wenn ich ein Mar bleibe. Als Wolf wäre ich schneller.“

Mir war Keelin, der Mar, eigentlich ganz recht. So waren wir zwar langsamer, aber ich bekam ein paar Fragen beantwortet.

„Bist du wirklich ein Prinz?“

„Nein.“

„Aber Dajun hat gesagt...“

„Ich weiß, was Dajun gesagt hat. Er war ein Narr. Und wie viele andere Narren ist er jetzt ein toter Narr.“

Das klang ziemlich hart – und ziemlich nach Themawechsel. Ich konnte aber nicht anders: Ich wollte Antworten. „Dann war dein Vater der Anführer des Rudels?“

„Ja.“

„Und das macht dich zum Prinzen?“

Keelin seufzte, aber ich hatte ihn. Er musste mir jetzt antworten. „Der Begriff Prinz hat nichts damit zu tun, dass ich adelig bin oder so. Der Anführer aller Rudel zusammen ist der König. Ein Rudelanführer ist ein Prinz. Der Sohn eines Prinzen ... ist nichts. Einfach nur ein Gefolgsmann, ein Rudelmitglied unter Rudelmitgliedern. Zumindest so lange, bis der Vater stirbt oder zurücktritt.“

„Wer führt denn dann dein Rudel an, wenn dein Vater es nicht mehr tut und du es auch nicht machst?“

Darauf folgte Schweigen. Offenbar war das der Knackpunkt. Ich gab aber nicht so schnell auf. „Dann will dieser Mahe-Dingsbums also Prinz werden?“

Schweigen.

„Oder ist Tristan jetzt der Prinz, obwohl er ja eigentlich ein Mae ist?“

Keelin blieb so abrupt stehen, dass ich mit dem Kinn gegen seinen Hinterkopf knallte. Er ließ mich ziemlich unsanft von seinen Schultern gleiten und drehte sich zu mir um.

„Er heißt Mahedan, Aeri. Mahedan. Und er ist ein ziemlich guter Kämpfer. Und ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was mein Vater da verzapft hat. Er hat eigentlich die Führung an Tristan abgegeben, zumindest offiziell. Eigentlich geht das aber gar nicht: Ein Mae kann nicht über ein

Rudel gebieten. Das geht schon rein Magie-technisch nicht. Weil mein Vater aber von Tristan Befehle annimmt, müssen es die übrigen Shadun ebenfalls tun. Aber Vater ... ich glaube, er wollte mich mit seinem Rücktritt zwingen, zurückzukommen.“

„Also bist du doch der Prinz deines Rudels.“

Jetzt wirkte Keelin traurig. „Ich weiß es nicht. Vielleicht. Wahrscheinlich. Es ist ein einziger Magie-Wirrwarr in meinem Kopf. Solange ich ein Wolf war, hab ich das alles nicht mitbekommen. Als Tier ist einem so was ziemlich egal, weißt du? Aber jetzt ... ich weiß es nicht.“

Ich versuchte es mit einem Lächeln. „Dann finden wir es eben heraus, nicht wahr?“

Er nickte und wollte mich wieder auf den Rücken ziehen, aber da wir schon mal bei ungemütlichen Themen waren, konnten wir da auch gleich weitermachen. „Was oder wer ist denn Alkamir? Wo gehen wir hin?“

„Alkamir ist ... war ... eine Festung.“

„Und warum gehen wir da hin?“

„Weil ...“ Puff! Keelin war ein Wolf. Das Timing war so ätzend, dass ich hätte schreien können. Okay, ich schrie tatsächlich wütend und frustriert auf. So viel stand schon mal fest: dass sich Keelin immer genau bei heiklen Antworten verwandelte, war keinesfalls Zufall. Ich glaube, sein Innerstes wollte die Antwort gar nicht ausgesprochen wissen.

Hatte er ja auch schon mal spekuliert.

Aber, immerhin ein Gutes hatte die Sache: Wir kamen jetzt zumindest wieder schneller voran.

Es war eine furchtbare und doch aufregende Zeit. Ich sah plötzlich so viel von der Welt. So viele neue Tiere, so viele fantastische Pflanzen, so wunderschöne Landschaften.

Wer hätte gedacht, dass es schwarz-weiß gefleckte Vierhufer gab mit einem wunderschönen Horn auf dem langgezogenen Kopf? Ich sah gigantische Fische, die Fontänen aus Wasser in die Luft spritzten und in allen Regenbogenfarben glitzerten. Keelin lief und lief und lief, bis ihm die Knochen zitterten. Er hielt nur an, wenn ich fast von seinem Rücken stürzte und selbst dann ließ er mir nicht viel Zeit zum Ruhen.

Doch wer so nachlässig mit einer Wunde umgeht, der wird dafür bestraft. Ich bekam wieder Fieber und musste mich mit Lianen an Keelin festbinden, damit ich nicht ständig herunter purzelte. Irgendwann mussten wir gleich vier Tage hintereinander rasten, damit ich ein bisschen zu Kräften kommen konnte. Keelin jagte sogar für mich, das sagt ja wohl alles.

Es wurde immer kälter und ich glaube nicht, dass das an der Landschaft lag. Der Winter näherte sich mit eisigen Klauen und ließ die Pflanzen erfrieren.

Wir kamen sogar an einem Usurpator vorbei, der mitten auf dem Weg in den Winterschlaf gefallen war!

Mir war von da an abwechselnd heiß und wieder kalt. Kein gutes Zeichen, ich weiß. Aber Keelin rannte schon so schnell er konnte, was hätte ich denn machen sollen?

Sonnenschein weckte mich aus meiner Trance. Ich hing mal wieder auf Keelins Rücken wie ein halb geschlachtetes Huhn. Die Wärme kitzelte in meiner Nase und ließ mich niesen.

Ich stöhnte. Niesen tat weh! Müde öffnete ich die Augen und blinzelte in den Himmel, der ausnahmsweise mal nicht regenverhangen war. Die Sonne schien.

Aber ...

Ich richtete mich auf und schielte in die Umgebung.

„Keelin, warum ist die Sonne rechts von uns? Und das zur Mittagszeit. Sie ist sonst immer auf der anderen Seite ...“ Mir dämmerte es fast sofort und ich packte in sein Nackenfell.

„Wir müssen nach Alkamir, Keelin! Das liegt im Süden, nicht im Osten. Warum hast du die

Richtung gewechselt?“

Keelin lief trotzig weiter. Mein Körper hatte seine Bewegungen so sehr verinnerlicht, dass er sich automatisch den etwas weiteren Sprüngen anpasste. Offensichtlich lief Keelin noch schneller.

„Keelin!“ Ich rüttelte an seinem dicken Nackenfell. Er ignorierte mich mal wieder. Also löste ich kurz entschlossen die Liane. „Ich lass mich einfach fallen, wenn du nicht sofort anhältst!“, drohte ich. Das wirkte. Keelin wurde langsamer und blieb schließlich stehen.

Ich ließ mich mit klappernden Knochen von seinem Rücken gleiten.

Wir waren auf einer riesigen Wiese. Gras, wohin das Auge blickte, ab und zu mal ein kleiner Hügel, aber niemals höher als ich groß war. Ich sah eine Menge Hasen herum hoppelnd und ein paar Waris in weiter Ferne.

Keelin nutzte die Pause, um sich platt auf die Erde zu werfen und alle Viere von sich zu strecken. Ich ließ mich neben ihn sinken.

„Wenn es hier eine Festung gibt, dann ist die aber noch ziemlich weit weg“, sagte ich erschöpft. Ich versuchte, mir meine verknöteten Haare aus dem Gesicht zu streichen, aber meine Finger zitterten zu heftig. Keelin sah das natürlich und leckte mir kurzerhand über das verschwitzte Gesicht.

„Bäh“, machte ich, aber immerhin war die Strähne fort. Ich weiß noch, dass ich Keelin schelten wollte, aber darüber hinaus muss ich wohl ohnmächtig geworden sein.

Die nächsten Stunden oder Tage vergingen im Nebel. Ich wachte immer mal wieder auf, weil mich Keelin winselnd anstupste, aber mein Hirn war überhitzt: Ich konnte das Fieber nicht mehr abschütteln.

So also mussten sich die Shadun gefühlt haben, als sie langsam und elendig verdurstet waren.

Der Nebel lichtete sich erst ein bisschen, als mich zwei kräftige Hände in die Höhe hoben. Keelin war also aus Verzweiflung wieder zum Menschen, pardon: Mar, geworden.

Er trug mich zu einem Bach und flößte mir Wasser ein. Das half ein wenig, aber nicht sehr viel. Immerhin kuschelte er in dieser Nacht mit mir. Er nahm mich so fest in die Arme, dass mir sogar das Atmen schwer fiel, aber natürlich hätte ich mich niemals darüber beschwert.

„Halte durch, meine Kleine“, flüsterte er immer wieder in mein Ohr. „Es ist nicht mehr so weit!“

Irgendwann fischte ich aus meinem verwirrten Hirn ein paar Wörter, um zu fragen: „Wie lange noch bis Alkamir?“

„Wir gehen nicht nach Alkamir. Das ist zu weit, das schaffst du nicht. Wir gehen jetzt direkt nach Hause.“

„Aber ...“

„Kein Aber. Ich bin kein besonders guter Heiler und mit meinen Ideen am Ende. Wir brauchen Liah, die dich wieder gesund macht. Danach werden wir weiter sehen.“

Am nächsten Morgen versuchte er, mich wieder zu schultern, aber ich konnte mich nicht festhalten und entglitt immer wieder seinem Griff. Ich merkte, dass er verzweifelter wurde: Daran, dass er mich schließlich quer über den Nacken legte, an der Art seiner Bewegungen, an seinem keuchenden Atem, dem Schweiß auf der Haut.

Er musste seinen Griff immer wieder ändern, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, so gehalten zu werden. Irgendwann bekam ich gar nichts mehr mit.

Wie lange er mich so schleppte? Ich habe keine Ahnung. Tag, Nacht, Tag, Nacht, es wurde ein Brei.

Doch dann veränderte sich etwas in seiner Körperhaltung. Er trug mich seit gut einer Stunde vorne in seinen Armen, für mich die bequemste Art zu reisen, für ihn ziemlich

anstrengend. Doch jetzt sank er einfach in die Knie und bettete meinen Kopf an seine Schulter.

„Er kommt uns entgegen. Wir sind da, Aeri.“

Ich versuchte, in die Richtung zu blicken, in die er starrte, aber die Welt kreiselte so heftig, dass ich mich lieber wieder auf sein Kinn konzentrierte.

„Hast du Angst?“, fragte ich. Bei allen Geistern, war das meine Stimme?

Er blickte auf mich hinunter und gab mir einen Kuss auf die Stirn. „Ich habe Angst um dich. Große Angst.“

Das hatte ich zwar nicht gemeint, aber es schmeichelte mir.

Dann hörte ich Hufschlag, der näher kam. Ein Wari schien auf uns zuzurasen.

„Was siehst du?“

„Ich sehe ... ich sehe ...“ Seine Stimme brach, aber er lächelte. „Meinen Vater, der gerade im gestreckten Galopp auf uns zu kommt. Das arme Wari!“

Auch ich musste lächeln. Doch dann verging es mir, denn Keelin sagte: „Was auch immer jetzt passiert: Du musst wieder gesund werden, ja, Aeri? Versprich mir das. Halte dich an Liah. Sie ist zwar anstrengend, aber nicht so in die Regeln vernarrt wie all die anderen.“ Ich sah es in seinen Augen, ehe er es aussprach. „Ich kann noch nicht zurück. Nicht so. Es tut mir leid!“

Trotz Fieber waren meine Reaktionen verdammt schnell. Als er mich ins Gras gleiten lassen wollte, schlang ich meine Arme um seinen Hals und klammerte mich an ihm fest.

„Nein“, flüsterte ich mit aller Kraft, die ich noch hatte. „Verlass uns jetzt nicht so kurz vor dem Ziel!“

Keelin wollte sich gerade mit Gewalt aus meiner Umklammerung lösen, da sah ich bereits die Hufe des Waris in mein Gesichtsfeld trampeln. Es rührte uns eine Begrüßung entgegen.

„Aeri, bitte, lass mich ...!“ Weiter kam Keelin nicht, denn der Reiter musste im vollem Galopp von seinem Tier gesprungen sein und hielt sich nicht großartig mit Begrüßungsreden auf: Er warf sich direkt auf uns, als müsse er uns fangen.

Vielleicht war das ja auch so.

Auf jeden Fall legten sich lange Arme erst um mich und dann um Keelin, umschlangen uns einfach beide. Ich keuchte erschrocken, als ich so unvermittelt zwischen zwei Männerbrüsten gefangen war.

Hallo? Mal ein bisschen sanfter, ja?

Der Fremde klang etwas verrückt, weil er in einem fort: „Oh, Keelin, mein lieber Keelin, Keelin“, murmelte. Der Angesprochene, erst stocksteif wegen der stürmischen Begrüßung, entspannte sich merklich, ließ mich zumindest mit einem Arm los und erwiderte die Umarmung.

„Vater“, sagte er leise. Ich hörte ganz deutlich, wie seine Stimme zitterte.

Ich wollte ja wirklich die Familienzusammenführung nicht stören, aber der Vater drückte unangenehm auf meine Seite. Bevor ich mich aber beschweren konnte, ließ der Fremde uns los. Ich sah eine Hand, die Keelin über die Wange strich, eine riesige Männerhand, und versuchte, den Kopf zu drehen.

Nein, keine gute Idee. Die Welt war ohnehin nur auf einen Stecknadelkopf verkleinert.

Der Fremde hatte mich offenbar erst jetzt gesehen, denn er gab eine Mischung aus Keuchen und Schreckensschrei von sich. „Bei allen Geistern. Wen hast du denn da bei dir?“

„Das ist Aeri, Vater. Sie ist verletzt. Ein Ast hat bei einem Sturm ihre Seite durchbohrt, seitdem verliert sie Blut. Kannst du sie zu Liah bringen?“

Da wurden beide ganz still. Der Vater musterte offenbar seinen Sohn, ich konnte die plötzliche Anspannung deutlich spüren, obwohl ich nicht richtig sehen konnte. „Warum bringst du sie nicht selbst zu ihr? Komm mit uns!“

„Ich kann nicht. Nicht so! Es zieht und zerrt immer noch an mir herum. Ich kann es weiterhin nicht kontrollieren und verwandele mich ständig. Es würde das Rudel nur aufregen ...“

und du würdest wieder verzweifeln.“

„Ich verzweifle, wenn mein Sohn jahrelang verschollen bleibt, nicht, wenn er immer mal wieder als Verwandelter herumläuft.“

Ich spürte durch Keelins Arme, dass er vehement den Kopf schüttelte. Dann sagte er überraschend sanft: „Es geht mir schon deutlich besser. Bis vor kurzem habe ich mich nur für wenige Sekunden verwandelt, jetzt bleibe ich tagelang ein Mar. Ich komme zur Ruhe. Gib mir nur noch ein bisschen Zeit. Aber jetzt nimm bitte Aeri. Sie verblutet uns sonst, während wir miteinander sprechen.“

Ich machte mich ganz steif und bereitete mich darauf vor, um Keelin zu kämpfen. Ihn loslassen? Niemals! Womöglich fand ich ihn dann niemals wieder.

Keelins Vater schien auch noch nicht bereit zu sein, mich einfach zu übernehmen und seinen Sohn ziehen zu lassen. Er packte ihn an den Schultern und rüttelte ihn durch. „Die Zeit kannst du dir doch auch bei uns nehmen. Bitte, Keelin! Du musst zurückkommen!“

„Weil du Narr deinen Status abgegeben hast?“ Wow. Das klang bitter und ziemlich frech. Und der Satz saß: Keelins Vater sackte in sich zusammen.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie es war, euch alle zu verlieren. Sie tot zu wissen, war ja schmerzlich genug. Aber dich so verzweifelt zu sehen und dann nicht zu wissen, ob du überhaupt noch lebst oder ob es dir gut geht oder ob du nicht in Gefangenschaft geraten bist ... das war schrecklich.“

Keelins Vater räusperte sich, weil seine Stimme zu kippen drohte. „Wir konnten dich nicht mehr spüren, weißt du? Von einem Tag auf den anderen nicht mehr. Aber dann, im letzten Frühjahr, zur Schmetterlingszeit, da warst du auf einmal wieder da, so stark wie noch nie.“

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich allerdings bereits meinen Posten geräumt. Es ist jetzt schwer, ihn zurückzubekommen. Ich würde Mahedan nur einen weiteren Grund geben, Tristan oder mich oder dich herauszufordern.“

„Mich herauszufordern?“

„Durch meinen Rücktritt hat Tristan erst mal die Stellung als Prinz bekommen. Wir dachten, du wärest tot. Mahedan wollte das anfechten und hätte es wohl auch getan, aber dann spürten wir dich wieder. Seitdem ...“

„... bin ich der Prinz. Ja, ich habe es auch bemerkt. Dank eines fremden Rudels, das mich herausgefordert hat. Pech für sie. Aber, Vater, ihr habt euch einen ziemlich kranken Prinzen ausgesucht! Ich kann es nicht kontrollieren! Und jetzt genug geredet, hier!“

Er hatte mich eiskalt erwischt. Weil ich zugehörte, hatte ich meinen Griff um seinen Hals gelockert. Als er mich so plötzlich von sich runter schob, packte ich nicht schnell genug zu. Er entglitt mir.

„Keelin, nein!“, kreischte ich wie eine Wahnsinnige, griff aber ins Leere. Es war ein noch schlimmeres Gefühl als die Sekunde, in der mich der Ast durchbohrte.

„Aeri, bitte! Du musst mitgehen, jetzt hab dich nicht so. Werde erst einmal gesund, dann können wir sehen, wie es weitergeht. Ich werde allein nach Alkamir gehen und dann zurück kommen.“

Sein Vater und ich keuchten gleichzeitig ein entsetztes „Nein!“, aber da ich jetzt auf dem Schoß des Vaters hing, hätte der mich schon von sich runter schubsen müssen, um seinen Sohn aufzuhalten.

„Was willst du denn in Alkamir, Keelin?“, fragte sein Vater. Und ich sagte: „Lass mich nicht allein!“

„Es tut mir leid. Ich ...“ Puff! Unser Keelin war wieder ein Wolf, der frustriert zum Himmel heulte. Anscheinend war ich jetzt in Sicherheit und seine Magie sah es nicht mehr als wichtig an, ihn als Mar verwandelt zu halten.

Seinem Vater schien es die Sprache verschlagen zu haben.

Ich sah zum Glück nicht, wie Keelin sich umdrehte und davon lief. Ich hörte es nur. Aber selbst das war schlimm genug. Ich spürte, wie mir eine Träne über die Wange kullerte und wunderte mich, weil gleichzeitig salziges Wasser von oben tropfte.

Regnete es?

Als ich aufblickte, sah ich, dass Keelins Vater weinte.

Ich glaube, er hatte nicht die Kraft, mich hochzuheben und mich „nach Hause“ zu bringen. Das hatte nichts mit Stärke zu tun, sondern mit schwindendem Lebensmut. Davon besaß ich allerdings eine Menge und als er sich so gar nicht rührte, piekte ich ihm mit dem Finger gegen den Kehlkopf. „Ich verblute wirklich!“

Das weckte ihn zumindest wieder soweit, dass er auf mich herunterblickte. Ich sah in Keelins Gesicht, nur deutlich älter und mit ordentlich gestutztem Bart. Sein Vater hatte die gleichen Grübchen um die Augen, die gleichen kantigen Gesichtszüge und die gleichen sanften Augen, nur war sein Haar fast weiß, ebenso die Augenbrauen.

Im Hintergrund hörte ich, wie sich eine Herde Waris näherte. Anscheinend hatte man die Abwesenheit von Keelins Vater bemerkt – oder sie hatten Keelins Präsenz in der Ferne gespürt.

„Er ist fort“, flüsterte Keelins Vater. Es klang ein bisschen ... wahnsinnig. Ich hielt mal lieber die Klappe. Womöglich rastete der Mann plötzlich aus. Kein schöner Gedanke, wenn man halb ohnmächtig auf seinen Knien lag.

Die Waris waren schnell heran. Ich sah ein, zwei, fünf, acht Hufe in meinem Blickfeld auftauchen. Sehr beeindruckend, wenn man am Boden liegt.

Jemand sprach Keelins Vater an: „Eremon, was ist los?“ und stockte, als er mich erblickte. „Bei allen Geistern!“ Da erst erkannte ich Brahns Stimme.

Brahn war schneller als der Blitz neben uns.

„Aeri, Himmel! Du bist leichenblass. Wo ist Keelin? Eremon? Eremon!“ Er rüttelte Keelins Vater. „Jetzt sag doch mal was!“

Eremon hatte ziemlich eindeutig einen Schock. Er rührte sich nicht. Irgendwann nahm mich Brahn aus seinen Armen und reichte mich einem anderen Reiter, der noch auf seinem Wari saß.

„Das ist Aeri. Aeri? Kannst du uns hören? Mädchen, komm mach die Augen auf. Sie atmet, aber ganz schwach. Hast du sie? Gut. Eremon ... oh, du sitzt ja schon im Sattel. Wo ist mein Wari?“

Eine andere Stimme, die ich nicht kannte, schaltete sich ein: „War das nicht gerade Keelin gewesen, der da bei ihr saß? Wo ist er hin? Gerade war er doch noch hier ...“

„Sei still. Eremon, bleib hier! Du kannst ihm jetzt nicht hinterher. Der Nebel kommt und er ist ohnehin schneller als wir, selbst wenn er müde ist.“ Das war wieder Brahn, jetzt direkt neben uns. Er hatte sein Wari wohl neben das Tier meines Reiters gelenkt.

„Gib sie her!“, befahl Brahn. Himmel, der konnte echt ganz schön herrisch sein. „Ich nehme sie.“ Ich wanderte von Reittier zu Reittier, aber erstaunlich sanft. Brahn wickelte mich in seinen Mantel, es wurde plötzlich schön warm. Er roch auch gut: ein bisschen nach Wari und Nüssen. Sein Griff war fest, aber nicht schmerzhaft.

Das Wari schwenkte abrupt nach links und ging aus dem Stand heraus in den Galopp über. Die heftige Bewegung ließ meine Zähne aufeinander klappern und ich stöhnte. Aber je eher ich in einem Bett lag, desto besser.

Ich zwang dann aber doch meine Augen auf. Neugierig war ich ja schon. Ich sah erst mal Himmel, dann einen wippenden Warihals vor mir. Brahn hatte mich quer über seine Knie gelegt, allerdings etwas schräg, denn ich lag noch halb in seinen Armen.

Ein Schatten sprang uns plötzlich in den Weg. Das Wari scheute halb und blieb abrupt

stehen. Zum Glück hielt mich Brahn gut fest, sonst wäre ich garantiert nach unten gepurzelt.

„Himmel, Liah! Du kannst mir doch nicht so in den Weg springen!“, schimpfte er prompt los.

Ich spürte zwei Finger an meinem Hals.

„Sie ist ja leichenblass“, hörte ich eine vertraute Stimme sagen. Weiblich. Wie ein Wasserfall. Dann plapperte Liah auch schon los. „Sie muss sofort in meine Hütte gebracht werden. Rück mal ein Stück, ich reit bei dir mit!“

Offenbar schwang sich Liah hinter Brahn auf das Wari. Das Tier schnaubte protestierend, lief dann aber wieder los. Ich sah Liahs wilde Haarmähne hinter Brahns Schulter wippen.

Dann klappten mir wieder die Augenlider zu, was sehr ärgerlich war. Ich hätte gerne gesehen, wohin sie mich brachten. Leider verschlief ich meinen spektakulären Einzug in eine andere Welt.

Die nächsten zwei Wochen hielt ich es genauso: Ich dämmerte vor mich hin, mal von der Ohnmacht, mal vom Schlaf umschlungen. In meinen halbwegs wachen Phasen, wenn man sie denn überhaupt so nennen kann, bekam ich nichts mit außer wirbelnden Farben und tanzenden Stecknadeln. Ich kam erst wieder zu mir, nachdem ich dem Tod, wie Liah so dramatisch sagte: „... noch mal so eben gerade in den Arsch getreten hatte!“

Kapitel 16 – Im Dorf

Ich hatte dem Tod also in den Arsch getreten. Glaubte ich sofort: Mir tat nämlich seltsamerweise der rechte Fuß höllisch weh, als hätte ich wirklich gegen irgendwas getreten.

Ein echt unheimlicher Gedanke.

Als ich die Augen aufschlug, blieb die Welt ausnahmsweise an Ort und Stelle. Mir war nicht mehr schwindelig, mein Kopfschmerz war weg genau wie das Fieber.

Neben mir saß Liah, die mich anstarrte.

„Na, also! Wenn du nicht in den nächsten zwei Stunden aufgewacht wärest, hätte ich andere Saiten aufziehen müssen.“ Ich fragte sie lieber nicht, was für Saiten das gewesen wären, sondern versuchte es mit einem Lächeln.

Sie strahlte zurück wie der helle Morgen. „Du siehst ja so viel besser aus, Aeri! Aber es war mächtig knapp, das kannst du mir glauben. Mit solch einer Verwundung so weit zu reisen, tss, tss!“

Das Tolle an Liah war, dass man kaum Fragen stellen brauchte. Sie beantwortete sie auch so, ganz ungefragt. Man musste nur eben ein bisschen warten.

„Ich soll Tristan sofort holen, sobald du wieder wach bist. Aber es ist ziemlich früh, da lassen wir ihn noch schlafen. Aber warte kurz!“ Es rumpelte. Sie trat gegen irgendwas – oder gegen irgendwen. „Hey, Brahn! Aeri ist wach!“

Es folgte ein Schmerzensschrei und ein verstrubbelter Kopf tauchte von unterhalb meines Bettes auf. „Mann, Liah. Das geht bestimmt auch sanfter!“

„Schon. Aber so ging's schneller. Du kannst jetzt also endlich meine Hütte verlassen und in dein eigenes Bett gehen!“

„Ja, klar. Traum weiter!“ Zu mir sagte er ganz zuckersüß: „Willkommen zurück, Prinzessin. Durst?“

Ich nickte und Brahn hielt mir einen Becher aus Glas an den Mund. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Fensterscheiben kannte ich ja, aber Glasbecher? Verrückt.

„Du hast fast zwei Wochen hier wie tot gelegen. Es wurden schon Wetten abgeschlossen, ob du es schaffst. Es wird dich sicher freuen, dass ich als deine Heilerin auf dich und nicht auf den Tod getippt habe“, plapperte Liah von der Seite her. Sie zog mich an den Schultern hoch, noch ehe Brahn das Glas wieder von meinen Lippen genommen hatte. „Halte sie mal kurz in der Senkrechten, damit ich das Kissen wechseln kann. Aber nicht zu fest zupacken, sonst platzt nachher die Wunde auf und sie krepirt uns doch noch. Wäre ärgerlich um den Wetteinsatz.“

Ich sah, wie Brahn die Augen verdrehte. „Sie hat sich heftigste Sorgen gemacht“, flüsterte er in mein Ohr. Ich lächelte.

Liah stopfte mir ein neues Kissen in den Rücken und zog mich zurück. Fast sofort verschwand meine Decke und eine neue breitete sich über mir aus.

„Wir sind alle ziemlich neugierig, was Keelin angeht. Seit er hier aufgetaucht ist, schlagen sich die Politiker noch heftiger die Köpfe ein. Tristan sieht aus wie der wandelnde Schlafmangel und ist schon ganz heiser vom vielen Diskutieren. Wenn sie so weitermachen, tritt er einfach zurück und dann haben wir den Salat. Oder, genauer gesagt: Mahedan. Dann wandere ich aus. Aber, ach ja, das geht ja nicht. Dürfen wir ja nicht. Dann erhäng ich mich halt am Elementarbaum oder so ...“

„Liah! Halt die Luft an. Aeri ist gerade mal zwei Sekunden wach, jetzt bombardier sie doch nicht gleich mit so vielen Nachrichten.“

Schade. War eigentlich ganz interessant gewesen.

„Ist ja gut, Herr Ich-bin-ja-so-schrecklich-korrekt. Dann lass ich Aeri halt erzählen. Wie geht es Keelin?“

Ich war so verblüfft, dass Liah mich auf einmal angesprochen hatte, dass sie die Frage noch mal wiederholen musste. „Es geht so“, sagte ich zögerlich, erzählte ihnen dann aber doch die ganze Geschichte.

Sie wirkten sehr erleichtert, dass Keelin sich wieder verwandeln konnte, und waren sehr besorgt, dass es unkontrolliert passierte. Als ich Alkamir erwähnte, sahen beide geradezu entsetzt aus.

Mich beschlich ein heftiges Gefühl der Angst, denn solch eine Reaktion hatte ich nicht erwartet. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass Brahn „Das ist die Lösung!“, schreien und Liah vor Erleichterung einen kleinen Stepptanz aufführen würde. Stattdessen trat eine unangenehme Stille ein, in die ich vorsichtig fragte: „Was hofft Keelin in Alkamir zu finden, das ihn heilen könnte?“

Liah und Brahn wechselten einen schnellen Blick miteinander. Als Brahn keine Anstalten machte zu antworten, zuckte Liah irgendwann nur hilflos mit den Schultern. „Wir können auch nur raten“, erwiderte sie dann. „Ich schmeiß dann jetzt mal Tristan aus dem Bett!“ Weg war sie – und ließ damit den gequält wirkenden Brahn allein mit meinen bohrenden Fragen.

Also sah ich ihn scharf an. „Ich formuliere es mal anders: Was ist in Alkamir passiert? Es war eine Festung der Shadun, das zumindest weiß ich.“

Brahn zögerte, ich seufzte. „Ach, komm schon. Ich kenne Keelin jetzt schon seit fast drei Wintern und habe trotzdem keine Ahnung, was überhaupt passiert ist. Wann immer wir über Alkamir sprechen wollten, hat er sich wieder in einen Wolf verwandelt, so als sperre sich etwas in seinem Innersten dagegen, auch nur drüber nachzudenken. Aber er wollte es mir gerne erzählen, er konnte nur nicht. Also?“

Brahn setzte sich neben mich auf das erstaunlich weiche Bett. Aus Stroh war das nicht, das stand mal fest. Ich tippte auf Wolle. „Lass uns auf Tristan warten, ja? Dann erklären wir dir so viel, wie wir können. Aber wir wissen vieles selbst nicht genau.“

Als dann die Tür aufging und Tristan in den Raum stürmte, hätte ich ihn fast nicht wiedererkannt. Er sah nicht nur aus wie ein verwundeter Schlafwandler, wie Liah es ausgedrückt hatte, sondern wie der leibhaftige Tod. Er hatte in den letzten Monaten dramatisch abgenommen, seine sonst weichen Gesichtszüge waren jetzt ganz kantig. Seine Wangenknochen stachen deutlich hervor, das Kinn wirkte merkwürdig spitz.

Doch das schlimmste war seine Hautfarbe: Es war, als hätte er in Asche gebadet. Außerdem wand sich ein merkwürdiges Geflecht aus algengrünen Linien von seinen Augen aus bis hinunter zum Hals.

Ganz zu schweigen von den gigantischsten schwarzen Augenringen, die ich je gesehen hatte.

„Bei allen Geistern“, flüsterte ich schockiert. „Du siehst ja schlimmer aus als ich mich fühle. Und ich bin dem Tod mal so gerade eben aus dem Weg gehüpft!“

Es wurde plötzlich still im Raum. Selbst Liah, die gerade hinter Tristan in den Raum gesprungen war, erstarrte.

Tristan entschärfte die Situation, indem er ein schiefes Lächeln ins Gesicht zauberte. „Danke fürs Kompliment“, sagte er, während er sich zu mir hinunter beugte und mich kurz umarmte. „Das wird schon wieder.“

Ich glaub, wenn jemand wie ich gerade erst ins Leben zurückgekommen ist, dann denkt er anders. Unter normalen Umständen hätte ich die nächsten Worte niemals gesagt. So aber erwiderte ich bissig: „Du lügst. Hör auf damit!“

Wieder erschrockenes Schweigen im Raum. Brahn trat mit einem Räuspern vom Bett fort, wohl um Tristan ein wenig Platz zu verschaffen. Liah stand am Kopfende und blickte von mir zu Tristan.

„Aeri ...“, fing Brahn in ermahnendem Ton an, aber Tristan unterbrach ihn.

„Schon gut, Brahn. Würdet ihr uns bitte einen Moment allein lassen?“

Die beiden trollten sich höchst unwillig. Brahn musste die protestierende Liah regelrecht aus dem Zimmer schieben. Tristan schwieg. Erst als die Tür krachend ins Schloss fiel, blickte er mich wieder an.

„Mein Problem lässt sich nicht mehr länger übersehen“, sagte er ruhig. „Ich nehme an, Brahn hat es dir bereits erzählt?“

Ich nickte. „Er deutete an, dass du erkrankt seiest, sagte aber nicht, woran.“

„Der Hintergrund ist auch kompliziert, tut aber nichts zur Sache. Das Warum ist nicht wichtig, nur dass es eben passiert – und dass es sich nicht aufhalten lässt. Deshalb komme ich auch sofort zum Punkt.“

Eremon hat mir erzählt, dass Keelin dich hierhergetragen hat. Als Wolf und als Mar. Und dass er sich auf den Weg nach Alkamir gemacht hat, weil er sich dort Erlösung erhofft. Nur: Keelin hat sich nicht auf den Weg gemacht.“

Ich setzte mich abrupt auf, was mein Körper sofort mit heftigen Schmerzen quittierte. Ich blieb trotzdem sitzen. „Wo ist er?“, fragte ich atemlos.

„Er streunt draußen vor den Toren umher, als Wolf. Sobald jemand versucht, sich ihm zu nähern, knurrt er. Brahn hat er schon mit einem Scheinangriff vertrieben. Ich habe Befehl erteilt, ihn in Ruhe zu lassen. Das Problem ist nur, dass die Situation sehr schwierig für die Shadun ist. Sie sind in heller Aufregung, wenn man es denn so überhaupt beschreiben kann. Weißt du, was ein Prinz der Shadun ist?“

Ich nickte wieder.

„Dann weißt du sicherlich auch, dass Keelin jetzt der Prinz unseres Rudels ist. Viele unserer Shadun laufen zurzeit als Verwandelte durch die Gegend, ganz einfach, weil ihr Prinz auch verwandelt ist. Sie folgen sozusagen seinem Beispiel. Das macht natürlich die restlichen Mar nervös.“

Verwandelte sind immer unheimlich – und ziemlich unberechenbar. Kurz: Hier ist die Hölle los. Außerdem verlangt der Rat zu wissen, wer genau du bist, wie du zu Keelin stehst und was du überhaupt hier machst. Sie wollen mit dir sprechen, nur so als Warnung.“ Tristan fuhr sich müde über das Gesicht.

„Ich werde versuchen, sie dir erst mal vom Hals zu halten. Falls sie aber doch hier auftauchen: sag nichts. Schick nach mir. Man kann sich ziemlich schnell um Kopf und Kragen reden, wenn sie schlecht drauf sind.“

Okay. Das klang schon mal nicht so gut.

„Aeri.“ Die Art, wie er meinen Namen sagte, klang noch viel schlimmer. Jetzt kam offenbar das dramatische Ende seiner Erzählung. „Nachdem der Rat Keelin gesehen hat, sind sie der Meinung, dass er unheilbar ist. Er wirkt da draußen auch ... wie soll ich sagen? Tierischer als jemals zuvor. Er greift seine eigenen Leute an und versucht ständig, hier hereinzukommen.“

Ich hätte ihn ja längst hereingelassen, aber der Rat hat sich dagegen entschieden. Zu gefährlich, sagen sie. Er sei völlig unkontrollierbar. Vielleicht haben sie ja recht. Und ich glaube: Wenn er einmal hier drin ist, wird der Rat ihn auch nicht wieder gehen lassen. Sie würden ihn gefangen nehmen und dann ... Ich mag noch nicht einmal daran denken.“

Er machte eine Kunstpause, in die ich flüsterte: „Was kann ich tun?“

„Ich bin mir nicht sicher ... mein Plan kann man kaum einen Plan nennen, eher eine grobe Idee. Tatsache ist, dass Keelin im Moment wichtiger ist als jemals zuvor. Eremon bekommt das Rudel nicht mehr unter Kontrolle. Sein Sohn ist jetzt mächtiger als er, das spürt jeder einzelne. Die Shadun folgen immer nur dem Stärksten, was natürlich fatal ist.“

Zusätzlich blöd ist, dass Mahedan seine Chance wittert und Stunk gegen Keelin macht.

Da er im Rat sitzt, hat er damit auch schon Erfolg. Es kommt jetzt darauf an, was er macht, was Keelin macht ... und was du machst.“

Ich sah Tristan fragend an. Der zuckte mit den Schultern. „Es ist sonnenklar, warum Keelin nicht geht: Er wartet auf dich.“

So sonnenklar war mir das nicht gewesen. Eigentlich hatte er sich doch auf den Weg machen wollen – allein. Auf der anderen Seite: Keelin hatte mir bereits klar gemacht, dass er als Wolf anders agierte und dass sein Wolf-Ich völlig vernarrt in mich war. Da waren die tierischen Instinkte wohl stärker gewesen als die Vernunft. Ich seufzte.

Gleichzeitig klopfte es an der Tür. Es klang wichtig. Tristan blickte sich um und fragte deutlich genervt: „Was?“

Die Tür ging sofort auf, Brahns Gesicht erschien. „Ein Wächter war grad da. Keelin versucht, über die Mauer zu springen.“

Tristan fluchte in einer mir fremden Sprache, klang ziemlich unfreundlich, auch ohne dass ich die Wörter verstand. Zu Brahn sagte er: „Ich komme!“ Zu mir sagte er: „Ruh dich aus. Die nächsten Tage werden anstrengend.“

Dann verschwand er aus der Tür – und ich schwang die Beine über den Bettrand. Wenn der glaubte, ich würde hier ruhig herumliegen, während hundert Shadun auf meinen Wolf anlegten oder was weiß ich mit ihm anstellten, war er schief gewickelt.

Beim Aufstehen wurde mir schlecht und ich kotzte ungeniert in die nächste Ecke. In Gedanken entschuldigte ich mich bei Liah, kam aber nur einen Schritt weit, da stand sie auch schon vor mir.

„Die Geister haben mich informiert“, erklärte sie und legte mir zu meiner Überraschung einen Arm um die Schulter. „Darüber, dass du aufgestanden bist. Du bist eigentlich noch zu krank fürs Herumhüpfen, aber angesichts der Hölle da draußen schlag ich vor, wir beachten jetzt mal meinen ärztlichen Rat nicht.“

Stütz dich auf mich, oh ... und trink das hier. Ist ein Schmerzmittel. Normalerweise betäube ich Schmerzen nicht gerne, damit jemand dumme Dinge tun kann. Schmerzen sind schließlich dazu da, damit man den Körper nicht überanstrengt, aber in diesem Fall mach ich mal eine Ausnahme. Eigentlich mach ich ständig Ausnahmen und halte mich an keine Regel, aber ... egal. Komm!“

Sie wickelte mich in einen riesigen Pullover, der mir bis zu den Knien reichte, stülpte mir eine Mütze über die zerzausten Haare, schob mir Hauspantoffel an die Füße und das alles im Gehen. Parallel dazu hielt sie mich irgendwie auch noch aufrecht.

Diese Frau war ein wandelnder Tornado.

„Liah! Wohin willst du mit Aeri?“ Brahn stand in der Tür und wirkte völlig wirr. Erst nach genauem Hinsehen sah ich, dass er in Panik war.

„Nach draußen. Sie braucht frische Luft. Gehört alles zum Genesungsprogramm, also mach Platz!“

„Hör auf, mich zu verarschen. Aeri gehört ins Bett!“

„Aeri gehört zu Keelin. Also geh zur Seite oder ich hetz dir die Luftgeister auf den Hals.“

„Das wagst du nicht!“

„Ach!?“

Da machte Brahn tatsächlich Platz und ließ uns vorbei, allerdings verfolgte er uns. „Aeri, sei vernünftig. Dass Liah das nicht ist, ist allgemein bekannt, aber lass dich von ihr jetzt nicht verunsichern. Wir kümmern uns um Keelin. Tristan ist vor Ort, der klärt das schon. Außerdem lungert da der Rat rum, es wäre nicht gut, wenn du dem direkt in den Weg läufst ... hörst du mir überhaupt zu?“

Tat ich nicht. Ich war viel zu fasziniert von dem Ort, an dem ich mich plötzlich befand.

Ich stand in einem ganz normalen Dorf, nur mit Häusern wie aus dem Märchen. Jedes einzelne sah anders aus. Manche waren aus Holz, andere aus Stein, einige aus einer Art Sand und wiederum andere aus etwas, das wie Knochen aussah. Auch die Dächer bestanden aus unterschiedlichsten Materialien: Stroh, Gras, Holz ... und bei Liahs Haus war es ein gigantischer Baum, dessen Krone Schutz vor dem Regen bot. In all der Aufregung hatte ich gar nicht bemerkt, dass die Decke meines Zimmers aus Blättern bestanden hatte.

Wir gingen einen etwa fünf Meter breiten Weg entlang, der aus fest getrampelter Erde und etwas Kies bestand. Am Rand wuchsen tausend bunte Blumen, alle strotzten vor Gesundheit. Jedes Haus hatte einen kleinen Garten vor der Veranda, der direkt an diese Straße grenzte.

Auf den meisten Veranden standen Mar, die uns hinterher schauten. Einige riefen Liah einen Gruß zu, die meisten blieben aber stumm. Sie alle wirkten besorgt.

Liah beachtete sie nicht, sondern zog mich mit sich, wobei sie mich gleichzeitig auch noch stützte. Das Schmerzmittel trank ich im Gehen.

„Du redest mit keinem Mar, kapiert?“, instruierte Liah mich. „Die haben alle Angst vor mir, also werden sie dich ebenfalls meiden, um nicht in meine Nähe zu kommen. Der riesige Typ mit dem arroganten Gesichtsausdruck ist Mahedan. Mit dem redest du erst recht nicht. Du bist quasi stumm. Kannst du reiten?“

Ich schüttelte hektisch den Kopf und nickte irgendwie gleichzeitig. „Ich kann mich auf Keelins Rücken halten. Zählt das?“

Liah dachte kurz nach. „Eher nicht. Waris sind ziemlich kompliziert zu reiten, so ohne Zaumzeug und so. Also lieber ein Pferd.“

Ich hatte keine Ahnung, was ein Pferd war, schien aber offenbar ein Reittier zu sein. Liah steckte sich zwei Finger in den Mund und ließ einen Pfiff ertönen, der mir durch und durch ging.

Das war in etwa der Moment, in dem Brahn uns entschlossen in den Weg trat. „Liah! Was hast du vor?“

„Uns allen den Arsch retten! Aeri ist die einzige, auf die Keelin hört. Und da Keelin nun mal denkt, er muss nach Alkamir, muss ihn Aeri da hinbringen. Und damit das klappt, müssen wir Aeri zu Keelin bringen. So einfach ist das.“

„Lass uns doch erst mal darüber reden, ob es überhaupt sinnvoll ist, Keelin nach Alkamir zu bringen!“, warf Brahn heftig ein.

Liah blieb abrupt stehen und funkelte ihn an. „Keelin denkt das! Und da wir nun mal gar nicht richtig wissen, was überhaupt los ist, sollten wir da seinem Urteil vertrauen!“

„Ich glaub nicht, dass das eine gute Idee ist. Wir könnten ihn verlieren! Für immer!“

Mir wurde es wieder ganz anders – und das lag nicht an den Schmerzen oder den Betäubungsmitteln. Worum, bitte, ging es hier gerade? Ich fing da eine Unterströmung auf, die mich ernsthaft beunruhigte. Weil mir aber klar war, dass die Debatte sofort aufhören würde, sobald ich mich einschaltete, hielt ich den Mund. Vielleicht erfuhr ich ja als unauffälliger Zuhörer am Rande mehr.

Gerade holte Liah tief Luft, um etwas Heftiges zu erwidern, aber Brahn war schneller: „Schick Aeri nicht einfach so drauflos, bloß weil du einen winzigen Hoffnungsschimmer siehst!“

„Tristan hält es auch für klug, wenn Keelin nach Alkamir geht!“

„Tristan versucht gerade alles, damit Mahedan nicht an die Macht kommt. Er würde alles versuchen. Alles! Selbst Keelin opfern!“

Opfern? Bitte!?

Etwas Ähnliches schien Liah gerade auch gedacht zu haben, denn sie schnaubte verächtlich. „Jetzt dramatisierst du!“ Und zu mir: „Aeri, komm!“

Sie zog mich weiter, ich ließ mich ziehen. Brahn folgte uns natürlich auf dem Fuße.

„Aeri darf uns nicht mehr verlassen, Liah! Das ist Gesetz.“ Zu mir gewandt erklärte er:

„Jeder, der diesen Ort betreten hat, darf ihn niemals wieder verlassen, es sei denn, er gehört zur Ehrengarde und ist absolut vertrauenswürdig. Sei mir nicht böse, Aeri, aber wir kennen dich ja eigentlich gar nicht. Daher darfst du hier in den nächsten Jahren nicht mehr weg.“

Das war die nächste Neuigkeit, die mich ein bisschen aus den Schuhen haute. „Ich bin eine Gefangene?“, keuchte ich erschrocken. Das war mir gar nicht klar gewesen.

„Nicht, wenn ich es verhindern kann!“, erklärte Liah inbrünstig. „Und hier kommt auch schon deine Mitnahmemöglichkeit in die Freiheit.“

Ein großes Tier kam um die Ecke geschossen. Es war etwa zwei Meter hoch, hatte wunderschön schwarzes Fell, Hufe, ein langes Gesicht und riesige Augen. Ein wunderschönes Geschöpf.

Und es trug einen Sattel und Zaumzeug.

Brahn wurde bleich, als er das Tier auf uns zuschießen sah.

„Liah, das ist Hochverrat!“

„Mahedan begeht Hochverrat, nur seht ihr das nicht, weil euer Shadun-Scheiß euch ins Hirn geschissen hat. Von wegen Ehre und Regeln und Magiezwang. Ist doch alles gequirelte Geisterkacke.“

Ich wurde ganz rot, als Liah ihre Schimpftirade losließ. Die Elementarmagierin ließ sich von unserem allgemeinen Unwohlsein nicht stören.

„Aeri, das ist Nasur. Nasur, das ist Aeri. Sie sieht aus, als hätte sie noch nie ein Pferd gesehen, was vermutlich auch der Fall ist. Aeri, Pferde sind sehr, sehr selten geworden. Soweit ich weiß, haben wir hier die letzten Tiere in Sicherheit gebracht, denn Pferde gelten als Weltenwechsler und deshalb haben die Menschen sie zur Sicherheit mal lieber zusammen mit den Mar abgeschlachtet. Nasur wird sich im Hintergrund halten, aber wenn es darauf ankommt, dann wird er neben dir auftauchen und dich mitnehmen. Okay?“

Nichts war okay, aber ich nickte trotzdem. Was war ein Weltenwechsler?

Nasur trottete hinter uns her, während wir geflissentlich Brahn umrundeten. Der packte Liah an der Schulter, um sie aufzuhalten, dann ging alles ziemlich schnell.

Die Erde rumorte unter ihm und tat sich auf. Sein Sturz in die Tiefe währte aber nur kurz. Nach einem halben Meter schloss sich der Boden wieder fein säuberlich um ihn herum – und fesselte ihn höchst effektiv.

Das hinderte ihn allerdings nicht am fluchen.

„Liah! Sag dem Erdgeist, dass er mich sofort loslassen soll!“

„Entschuldige, Brahn. Aber sie sind heute wieder völlig außer Kontrolle, meine Geister. Du kennst das ja ... da kann ich nichts machen, bin völlig hilflos. Bis später!“

Brahn sah mit hochrotem Kopf hinter uns her. Fast tat er mir leid, aber hauptsächlich war ich mit dem Gedanken beschäftigt, welche Macht eine gut ausgebildete Elementarmagierin hatte.

Liah schien zu spüren, in welche Richtung meine Gedanken wanderten, denn sie erklärte: „Die Geister sind normalerweise nicht bereit dazu, einem Mar etwas zu Leide zu tun. Dass sie Brahn jetzt gefesselt haben, hat Seltenheitswert, aber es zeigt, wie wichtig es ist, dass wir dich zu Keelin bringen. Die Geister sind auf unserer Seite, sei unbesorgt!“

Der Weg wurde zu einer Wiese, deren Gras uns bis zu den Knöcheln reichte. Wir hatten das Dorf verlassen. Und als ich den Blick ein paar hundert Meter weiter schweifen ließ, wusste ich auch, was Liah mit „Hölle“ gemeint hatte.

Vor mir erstreckte sich eine imposante Mauer, bestimmt fünfzehn Meter hoch. Ich wusste, dass Keelin gut springen konnte, aber selbst für ihn war das ein zu hohes Hindernis.

Sie bestand aus rotem Stein, jeder einzelne Brocken musste so dick sein wie ich hoch. Und davor, darauf und womöglich auch dahinter wimmelte es von Mar. Der Aufmachung nach handelte es sich bei ihnen um Soldaten, denn sie alle trugen Schwerter, Äxte und Speere – und

waren in heller Aufregung.

Inmitten des Tumults stand eine Gruppe Männer, die miteinander sprachen, oder besser gesagt: Die sich gegenseitig anschrien. Ich erkannte Tristans aufgeregte Stimme, die gegnerische war mir unbekannt.

„Der Rat!“, erklärte Liah, die jetzt leicht keuchte. Immerhin trug sie mich halb und hatte dafür ein echt schnelles Tempo drauf. Mit dem Kinn deutete sie auf den Mann gegenüber von Tristan. „Mahedan. Seine Visage musst du dir merken. Geh ihm aus dem Weg. Wenn die Geister nicht so friedfertig wären, hätte ich ihn schon tausend Meter in die Höhe tragen und ihn dann zufällig fallen gelassen. Verdient hätte er es. Aber ich übe mich ja in Freundlichkeit und Friedfertigkeit und versuche, ihm so wenig wie möglich zu begegnen. Aber in einem Dorf ist das gar nicht so einfach.“

Sie blieb abrupt stehen, so dass ich gegen sie knallte. „Puh. Lass mich kurz verschnaufen. Für das Kommende muss ich auf der Höhe sein. Schau! Hinter den Ratsmitgliedern ist das Tor. Da wirst du gleich durchgehen, zumindest, wenn mein brillanter Plan funktioniert.“ Sie zwinkerte mir zu.

„Hast du überhaupt einen Plan?“

„Eher eine Skizze, aber ich bin die Königin im Improvisieren. Falls was schief geht, schieb es auf mich. Das bin ich schon gewöhnt.“ Sie zog mich weiter, aber jetzt stemmte ich mich doch gegen sie.

„Was hat Brahn damit gemeint, als er sagte, wir würden Keelin vielleicht opfern, wenn wir ihn nach Alkamir bringen?“

Liah funkelte mich aus ihren violetten Augen an. Sie wollte unbedingt, dass ich nach Alkamir ging. Warum?

Ihre Antwort war aber mehr als vage: „Ich glaube, dass Keelin besser weiß als jeder andere, was gut für ihn und für uns ist. Also los jetzt, sonst ist gleich alles im Eimer!“

Als sie abermals an mir zog, folgte ich ihr. Allerdings mit beginnenden Selbstzweifeln. Was war hier los?

Der erste Soldat registrierte uns, erstarrte und wich nach hinten aus. Bei allen Geistern! Die hatten wirklich Angst vor Liah.

Nach der Aktion mit Brahn konnte ich sie verstehen. Und Liah und Brahn waren eigentlich Freunde! Was stellte sie dann mit ihren Feinden an?

„Wenn wir gleich bei den hohen Tieren angekommen sind, dann vergiss nicht: Du sagst keinen Ton. Halt deine Gesichtszüge unter Kontrolle. Guck einfach so wie jetzt, leicht dümmlich und irritiert, dann wird das schon.“

Ich fragte mich kurz, ob Liah überhaupt bemerkte, dass sie andere beleidigte, aber dann waren wir bei den hohen Tieren angekommen. Die Ratsmitgliedern glotzten uns an, einige neugierig, andere verwirrt und so mancher auch wütend. Tristan gehörte definitiv zur letzten Kategorie.

„Was macht ihr hier?“, schnauzte er uns an. Solch einen Ton hatte ich noch nie von ihm gehört. Vor Ärger hatte er sogar eine Spur Farbe im Gesicht.

„Tristan!“, sagte Liah und machte einen formvollendeten Knicks. Ihre Demut schien ihn noch misstrauischer werden zu lassen. „Mahedan!“ Wieder ein Knicks und ein Nicken. Sie hatte mir damit gezeigt, wer genau Mahedan war.

Ich hatte ihn mir spektakulärer vorgestellt.

Mahedan war ein ganz normaler Shadun: zwar groß, aber nicht riesiger als die anderen. Eckiges Gesicht mit einer Kerbe im Kinn, mächtige Schultern, schmale Hüfte und Oberschenkel so dick wie meine Taille.

Er musterte mich aufmerksam, aber nicht unfreundlich. Generell wirkte er nicht aggressiv

oder gefährlich, eher hoch intelligent und weltoffen. Aber in seinen blauen Augen blitzte etwas wie Wut auf, aber nur ganz kurz. Dann nickte er Liah wohlwollend zu.

Liah war derweil zu einer zuckersüßen Hofdame mutiert. Sie deutete grazil auf mich und lächelte so herzlich, als hätte sie noch nie etwas Schöneres erlebt, als mit dem Rat zusammenzutreffen. „Liebe Ratsmitglieder, das hier ist Aeri, Keelins Weggefährtin.“

Auch mir wurde huldvoll zugewinkt. Mahedan bedachte mich sogar mit einem „Willkommen, Aeri.“ Ich erwiderte nur ein unbestimmtes „Hm-Hm“, weil ich ja nichts sagen durfte. Tristan erdolchte mich fast mit Blicken.

Dann klatschte Liah vergnügt in die Hände und ließ die Bombe platzen. „Dann öffnen wir mal die Tore und lassen Keelin herein, nicht wahr?“

Sie wäre ungeniert einfach am Rat vorbeigestapft, aber Mahedan packte sie am Arm und hielt sie auf. Ich betete im Stillen, dass sie ihn nicht auch in der Erde versenkte, aber sie hatte sich wohl unter Kontrolle. „Meine liebe Liah, ich glaube, das wäre etwas übereilt.“

„Wieso? Wir warten schon so lange sehnsüchtig auf Keelin, dass es doch albern wäre, den Moment weiter hinauszuzögern. Keelin möchte zu Aeri, wer sind wir, dass wir dem Prinzen unserer Shadun im Wege stehen? Oder siehst du das anders, Mahedan?“

Diese simple Tatsache konnte Mahedan schlecht verneinen. Das hieß aber nicht, dass er kampflos aufgab. „Keelin ist nicht bei Sinnen. Wir wissen nicht, wie gefährlich er ist und es wäre töricht, ihn einfach so hereinzulassen. Wenn er sogar Brahn angreift, dann würde er womöglich nicht zögern, andere Shadun zu verletzen.“

„Ziemlich viel womöglich und vielleicht. Seit wann spekulieren die Shadun nur und handeln nicht mehr?“

Mahedan kniff die Augen zusammen. Jetzt sah er schon bedeutend aggressiver aus. Ich klammerte mich an Liahs Arm fest und hoffte, dass sie nichts Dummes tun würde. Die beiden starrten einander an und es war klar, dass sie niemals Freunde werden würden.

Hinter der Mauer heulte es. Keelin. Er rief nach mir.

Entschlossen trat ich zwischen die beiden und reckte mein Kinn. „Ich kann Keelin unter Kontrolle bringen!“, behauptete ich. Tristan seufzte bei meinen Worten. Soviel zum Schweigen. „Macht das Tor auf und ich beweise es euch!“

Mahedans Blick wanderte von Liah zu mir. Er musterte mich mit einem Ausdruck im Gesicht, als hätte er besonders ekligen Hundekot unter seinem Schuh entdeckt. „Ich glaube nicht, dass du hier etwas zu sagen hast“, stellte er eisig klar.

Ich lächelte ihm freundlich zu. „Ich bin die Weggefährtin eures Prinzen. Schätze schon, dass das meinen Worten ein gewisses Gewicht verleiht!“

Keine Ahnung, wie lange wir uns gegenseitig mit Blicken beschossen hätten. Tristan beendete das wortlose Duell, indem er den Wachen zurief: „Öffnet das Tor, aber haltet die Waffen bereit.“

Mahedan wirbelte empört herum und ließ Liah dabei los. Die nutzte die Chance und zog mich an ihm vorbei Richtung Tor.

Nasur trottete hinter uns her.

„Halte dich bereit, sie öffnen gerade das Tor! Sie werden versuchen, dich aufzuhalten, aber keine Angst: Sie werden es nicht wagen, auf die Weggefährtin ihres Prinzen zu schießen. Sie zu Fall zu bringen ... ich schätze, das wäre allerdings legitim. Daher musst du schneller sein als der Rest.“ Sie sprach leise und sah mich dabei nicht an, um keine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.

„Bring Keelin nach Alkamir, Aeri!“ Sie wandte sich mir zu und da erkannte ich, dass auch sie Angst hatte. Große Angst. „Und bring ihn dann heile wieder zu uns zurück. Viel Glück!“

Wenig später stellte sich heraus, dass ihre Skizze entweder wirklich ein Plan gewesen war

oder dass ihr Improvisationstalent atemberaubend sein musste.

In der Sekunde, als die Tore sich öffneten und Keelin in der Öffnung auftauchte, schob sich Nasur links neben mich. Und als alle Augen sich dem riesigen Shadun zuwandten, packte mich Liah, drückte mich hoch auf den Pferderücken und klatschte dem Tier mit aller Kraft auf die Hinterbacken. Gleichzeitig schrie sie wie eine Irre: „Lauf Nasur! Bring sie zu ihm. Lauf! Lauf!“

Und das Tier lief.

Die Soldaten keuchten erschrocken, Keelin knurrte, Mahedan fluchte und Tristan schrie allen Ernstes: „Die Zügel, Aeri! Du musst das Pferd lenken!“ Ich hatte nicht vor, die Zügel zu nehmen, sonst hätte ich ja meinen Halt, nämlich die Pferdemähne, loslassen müssen. Schätze, dann wäre ein Sturz unvermeidbar gewesen.

Ein Soldat sprang uns in den Weg und sofort wieder beiseite, da Nasur keine Anstalten machte, sich aufhalten zu lassen. Irgendwer versuchte, die Zügel zu erwischen, aber das Pferd machte einen Satz nach links und hielt dann weiter auf das Tor zu.

Ich betete, dass Liah mit ihrer Theorie recht hatte, dass niemand auf die Weggefährtin ihres Prinzen schießen würde.

Mahedan kreischte hinter mir nach einem Pferd oder einem Wari oder irgendwas, das sich reiten ließ, Liah feuerte uns derweil weiter an. Tristans unmotivierter Befehl „Schließt die Tore!“ kam zum Glück viel zu spät. Da war das Pferd bereits hindurch und an Keelin vorbeigeschossen. Der Wolf schaute zwar verdutzt, drehte dann aber auf dem Hinterlauf um und sprang neben uns her. Das Pferd hatte derweil seinen Spaß. Ich spürte, wie es den Lauf genoss, die Freude, sich mal wieder richtig strecken und anstrengen zu dürfen. Es hatte die Nüstern hoch in den Wind gehoben und ließ sich die Mähne durchpusten.

Wäre ich nicht so völlig verängstigt gewesen, ich hätte den wilden Lauf vielleicht auch genossen.

Kapitel 17 – Das ging wohl schief

Hinter mir hörte ich Tumult, die ersten Reiter schossen aus dem Tor. Keelin knurrte neben uns. Er reichte dem Pferd noch bis zur Bauchmitte. Jetzt hüpfte und rannte er merkwürdig verdreht neben uns her. Ich brauchte eine Weile, um zu kapieren, dass er meine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte.

„Was?“, kreischte ich atemlos. Ich hatte keinen Schimmer, was er mir sagen wollte. Auf seinem Kopf erschien meine kleine Waldgöttin. Bei allen Geistern, Meeha hatte ich in all dem Trubel glatt vergessen. Gut, dass sie das nicht wusste.

Sie deutete mit einer Menge Tentakel auf Keelins Rücken.

Ich sollte wechseln? Im vollen Lauf?

Und dann tat ich mal wieder etwas unfassbar Dämliches: Ich erinnerte mich an Tristans Befehl: „Nimm die Zügel!“, und nahm die komischen Lederschnüre in die Hände. Mussten ja für etwas gut sein. Ich erinnerte mich dunkel, dass viele Kutscher solche Teile hatten, um ihre Ochsen damit zu lenken.

Probierhalber zog ich.

Wie hätte ich denn auch ahnen können, dass das der Befehl zum Stoppen war? Hinterher erklärte man mir, dass bei Nasur nur ein Zupfen am Zügel reichte, um ihn zu lenken. Ich riss jetzt aber dran ... und Nasur stemmte mit aller Kraft die Hinterbeine in den Boden.

Er kam in einer riesigen Wolke aus Staub, Blättern, Gräsern und Kies zum Stehen – ich segelte noch mindestens fünf Meter durch die Luft und knallte dann auf den Boden.

Was soll ich sagen?

Wer gerade noch so vor der Klippe des Todes zum halten kam, der sollte nicht zwei Wochen später vom Pferd fallen.

Dass ich mir nichts brach, war das reinste Weltwunder. Das hieß aber nicht, dass es mir gut ging.

Ich knallte zuerst mit der Schulter auf. Dankenswerterweise war sie soweit geheilt, dass die alten Wunden nicht wieder aufrissen. Trotzdem tat es höllisch weh. Danach stoppte ich mit meinem Kinn, ehe ich die Arme hochbekam, um mich abzufangen.

Als ich endlich lag, brauchte ich wertvolle Sekunden, um die Welt geradezurücken. Keelin war natürlich neben mir aufgetaucht, hektisch hechelnd, die Ohren gespitzt, mit dem Schwanz wedelnd. Er sah verwirrt, aber auch erfreut aus.

Doch dann tauchten die Reiter hinter Nasur auf, der ganz friedlich stehen geblieben war und mich irritiert musterte. Ich sah in seinen Augen, dass er nicht verstand, warum er erst hatte wegrennen und sich dann sofort wieder einfangen lassen sollen.

In Gedanken entschuldigte ich mich bei ihm.

Ich kam gerade ächzend wieder auf die Beine, da hatten uns die Reiter auch schon erreicht. Mahedan war natürlich ganz vorne mit dabei, das Gesicht vor Wut verzerrt, die Augen aber voller Triumph glitzernd.

Ich hätte ihm gerne die Zunge rausgestreckt, aber die Reiter umringten uns und ich bekam ein bisschen Angst. Keelin beachtete die Reiter gar nicht, sondern starrte mich nur an und winselte. Dabei drückte er sich gegen meine Schulter. Meeha saß auf seinem Kopf und ließ traurig die Tentakel hängen.

Die Waris hielten in einem perfekten Kreis, die gewaltigen Hörner uns zugewandt, sodass sie eine undurchdringliche Mauer aus Geweihen bildeten. Ziemlich beeindruckend.

Tristan starrte mich an, als wolle er mich jede Sekunde erwürgen.

Die Krieger schwiegen, so dass es unheimlich still um mich herum wurde. Ich verzog das Gesicht und überlegte, ob ich dumme Dinge von mir geben sollte, entschied mich dann aber

dagegen.

Abwarten war wohl besser.

Immerhin tat uns Meeha den Gefallen, sich möglichst offensichtlich auf Keelins Kopf zu präsentieren. Sie hatte sich in einen winzigen Pfau verwandelt und zeigte ein im Verhältnis viel zu großes Rad – dessen Federn obendrein wild blinkten und in allen Regenbogenfarben ständig die Farbe wechselte.

Es war irritierend und eine eindeutige Warnung: Hier sitzt eine Waldgöttin. Also haltet Abstand!

Die Shadun musterten uns entsprechend nervös.

Nasur hatte sich etwas von uns entfernt und graste friedlich. Das Mahlen seiner Zähne war lange Zeit das einzige Geräusch, das wir hörten.

Irgendwann dirigierte Tristan sein Wari von seinem Nachbarn fort, so dass ein Durchgang entstand. Ein Durchgang zurück zur Mauer.

„Bitte, Aeri. Da lang!“ Er deutete mit dem Zeigefinger in die Richtung.

Ich deutete in die entgegengesetzte Richtung. „Nein, Danke. Wir müssen da lang!“

Schockiertes Schweigen folgte, dann: „Das geht leider nicht. Wir können dich nicht gehen lassen. Niemand, der jemals unsere Festung gesehen hat, darf sie wieder verlassen. Zu gefährlich.“

„Ich komm ja wieder. Nur muss ich erst noch nach Alkamir. Wegen Keelin.“

Alle Blicke wanderten zum Wolf. Der hatte mittlerweile die Reiter registriert und die Ohren aufgestellt. Er war angespannt, aber nicht aggressiv, denn offenbar erkannte Keelin seine Freunde, selbst in seinem jetzigen Zustand.

Ich spürte Mahedans Blick. Er musterte uns und ich wusste, dass er das Gleiche dachte wie ich.

Keelin war ein Wolf. Durch und durch.

Weil er mein härtester Gegner war, wandte ich mich ihm direkt zu.

„Lass uns gehen!“, verlangte ich möglichst fest. „Nur zur Festung und zurück. Du kannst uns gern begleiten!“

Ja, klar. Eher färbte er sich die Haare rosa.

Mahedan schüttelte auch prompt den Kopf. „Mädchen, ich kenne dich nicht und so, wie du gerade agiert hast, will ich dich auch gar nicht kennenlernen. Ein Fluchtversuch ... sehr vertrauenswürdig.“

„Das war kein Fluchtversuch. Ich wollte nur meine Wanderung fortsetzen. Wusste nicht, dass das nicht erlaubt war.“ Ich versuchte, möglichst unschuldig dreinzuschauen.

„Es ist nicht erlaubt. Wenn du jetzt bitte unserem ... Fürsten folgen würdest!“ Mahedan erstickte fast an dem Wort. Ich starrte erst ihn, dann Tristan an.

Dann sagte ich, klar und deutlich, damit es auch jeder verstand.

„Nein!“

Tristan seufzte und sah mich fest an. „Aeri, nicht! Auch ich möchte, dass ihr nach Alkamir geht, wirklich! Aber in deinem jetzigen Zustand halte ich das für sehr gewagt. Und auch Keelin ist nicht gerade auf der Höhe!“

Keelin knurrte.

Das hätte er besser nicht getan, denn plötzlich veränderte sich die Stimmung unter den Kriegern. Sie spannten sich an, wurden wachsam, kampfbereit.

Mir brach sofort der Schweiß aus.

Auch Keelin spürte die veränderte Atmosphäre. Er duckte sich, gleichzeitig flammten seine Augen rot auf und die Pfoten begannen zu qualmen. Ich legte ihm beruhigend eine Hand auf den Kopf und spürte, wie Meeha die Chance nutzte und von ihm zu mir wechselte.

Sie schimpfte leise, während sie unter meinen Haaren verschwand.

Auch Tristan spannte sich an, er hob mahnend die Hand. „Hört auf! Alle miteinander. Ich will keinen Kampf, schon gar nicht mit Keelin. Er könnte euch alle verletzen, so wild wie er gerade ist.“

„Ganz genau: So wild wie er gerade ist. Seht ihn euch doch an! Das da soll unser Prinz sein!“

War ja klar, dass Mahedan die Steilvorlage sofort nutzte.

Ich krallte meine Hand in Keelins Kopfhare und zog daran, damit er mich ansah. „Beruhig dich“, sagte ich zu ihm. Er zog nur die Lippen zurück und präsentierte mir seine messerscharfen Zähne, parallel wuchs er langsam in die Höhe.

Er für seinen Teil bereitete sich auf einen Kampf vor.

Ich bekam es ernsthaft mit der Angst zu tun. Was sollte ich machen? Wenn wir versuchten zu fliehen, würden die Shadun uns vermutlich angreifen. Wenn wir mit ihnen gingen

...

„Was macht ihr mit Keelin, wenn er mit euch in die Festung kommt?“, fragte ich atemlos.

„Er kann, so wie er jetzt ist, nicht frei herumlaufen“, erklärte Tristan. Aha. Das sagte mir jetzt nicht sonderlich viel, aber genug, um noch besorgter zu werden.

Da sah ich Tristan direkt an.

„Lass uns gehen, Tristan! Gib den Shadun den Befehl, uns ziehen zu lassen. JETZT!“

Wir maßen uns mit Blicken. Tristan war schrecklich blass und auf seiner Stirn glänzte der Schweiß. Und er hatte Angst: Mit meiner Aufforderung hatte ich ihn in eine ziemlich unangenehme Situation gebracht, das war mir klar.

Wenn er meiner Bitte nachkommen würde, forderte er damit eine Konfrontation mit Mahedan heraus.

Er senkte traurig den Kopf. „Nein. Das geht nicht. Der Rat muss entscheiden. Bitte komm jetzt und zwing uns nicht, euch zu zwingen!“

Da gab ich auf.

Ich war nicht in der Verfassung, mich ernsthaft mit den Shadun anzulegen. Und selbst, wenn ich auf der Höhe meiner Kräfte gewesen wäre: Ich wäre einem ganzen Rudel ohnehin nicht entkommen.

Außerdem hatte ich Angst um Keelin.

Er wirkte im Moment wirklich tierischer als jemals zuvor. Was, wenn er seine eigenen Leute angriff? So, wie er gerade aussah, war das gar nicht so unwahrscheinlich.

„Okay. Wir kommen mit“, entschied ich schweren Herzens.

Ich ging los, Keelin folgte mir auf dem Fuß, ein wenig irritiert. Das Schmerzmittel half zwar noch, aber ich spürte dennoch, dass mich die Kräfte verließen. Unsere Flucht hätte wahrscheinlich ohnehin nicht lange gedauert, schätzte ich. Weil ich so müde wurde, stützte ich mich schwer auf Keelin.

Tristan und Mahedan ritten rechts und links von uns.

Wir betraten die Festung wie Gefangene: schwer bewacht, wie tollwütige Tiere behandelt.

Direkt vor uns stand Liah auf dem Feld, einsam wie immer. Die Soldaten, die zurückgeblieben waren, hatten sich hinter ihr aufgereiht, hielten aber Abstand.

Das wunderte mich nicht: Die Elementarmagierin sah furchtbar wütend aus. Schon stapfte sie auf uns zu.

Tristan hob jedoch die Hand in einer ungewohnt herrischen Bewegung und schnauzte sie an, dass sie mitten in der Bewegung erstarrte. „Scher dich sofort weg, Liah! Sofort! Wir unterhalten uns später!“

Sie war so geschockt, dass sie uns sogar passieren ließ. Ich warf ihr einen kurzen,

warnenden Blick zu. Ich bin mir sicher, dass sie sich noch mal eingemischt hätte, aber da tauchte Brahn plötzlich neben ihr auf. Die Erdgeister hatten ihn also frei gelassen. Er packte Liah am Oberarm und zog sie mit einem Ruck von uns weg.

So ziemlich jeder aus dem Dorf war auf die Lichtung geeilt, starrte uns aus großen Augen an. Ich konnte es ihnen nicht verübeln. Wir mussten einen irren Anblick abgeben:

Ein Mädchen, halb gebeugt vor Schmerzen, und ein wilder Wolf mit rot-glühenden Augen und dampfenden Pfoten – umringt von einer Kriegerschar.

„Und was jetzt?“, erkundigte ich mich unschlüssig, als wir den Pfad zum Dorf betraten.

Tristan schwieg, also beantwortete Mahedan meine Frage. „Dort rüber“, sagte er unfreundlich und deutete auf eine Stelle direkt neben der ersten Häuserzeile.

Hier war das Gras niedergetrampelt worden, jemand hatte Sand auf eine weite Fläche verteilt. Vielleicht ein Trainingsfeld? Unser altes Dorf hatte so einen Platz gehabt. Dort hatten die Jünglinge Schwertkampf geübt.

Tristan wandte sich mir zu und ich sah den Schmerz in seinen Augen: eine Mischung aus körperlichen und seelischen Qualen. Er hielt sein Wari an und zwang mich dazu, ebenfalls stehen zu bleiben. Mit dem Kopf bedeutete er einigen seiner Leute, weiterzureiten.

„Bitte sag Keelin, dass er ruhig bleiben muss“, sagte er eindringlich. „Wenn er durchdreht, weiß ich nicht, was wir machen. Ich kann für nichts garantieren.“

Okay. Klang nicht gut.

Ich legte meine Hand auf Keelins riesigen Schädel und bat ihn, sich zu setzen. Er tat mir den Gefallen und sah mich hechelnd aus riesigen Augen an.

Die Männer hatten derweil den Trainingsplatz betreten und schlangen Eisenketten durch irgendwelche Stahlringe.

Ich sah ihnen mit steigender Besorgnis dabei zu.

„Was wird das?“, fragte ich schließlich heiser.

Tristan hockte immer noch auf seinem Wari und mied meinen Blick. „Eisen ist das einzige, das Keelin festhalten könnte“, sagte er nach einer endlosen Pause.

Ich war schockiert. „Ihr werdet Keelin doch wohl nicht in Ketten legen! Seid ihr verrückt oder was?“

„Wir müssen vor allen Dingen vorsichtig sein. Keelin ist ein Prinz, der aller Wahrscheinlichkeit nach verrückt ist.“

„Er ist nicht verrückt! Nur ein bisschen verwirrt! Aber er ist nicht gefährlich!“

Bedauerlicherweise hatte Keelin meine Anspannung gespürt und knurrte bedrohlich, genau im falschen Moment.

Die Shadun starrten ihn schweigend an.

Ich versuchte es noch mal. „Er würde doch niemals jemandem was zu Leide tun! Er hat mich gerettet, mich hierher gebracht. Er braucht nur noch ein paar Wochen, bis er wieder ganz der Alte ist!“

Tristan glaubte mir genauso wenig wie die anderen. Ich glaubte mir ja selbst nicht.

„Ich werde mit dem Rat verhandeln“, versprach mir Tristan. „Aber sie werden nur zuhören, wenn die Gefahr, ob jetzt real oder nicht, gebannt ist, sprich: solange Keelin außer Gefecht gesetzt ist. BITTE, Aeri! Gib mir diese Chance!“

Wie hätte ich ihm das abschlagen können?

Als die Krieger die Ketten befestigt und die Anker noch mal überprüft hatten, führte ich Keelin hinüber. Er folgte mir brav, allerdings mit nervös zuckendem Schwanz.

Mir war klar, dass ich ihn in Ketten legen musste, jeden anderen hätte er angegriffen. Als ich das schwere Eisen in die Hand nahm, zerrte alles in mir voller Gram.

„Weiß du noch, als ich dich das erste Mal gefesselt habe, um dir die Pfeile zu ziehen?“

Ach, das weißt du bestimmt nicht mehr. Aber da hab ich dir versprochen, dir die Fesseln wieder abzunehmen. Und auch jetzt verspreche ich dir das: Du wirst nicht lange angekettet sein. Ehrenwort!“

Ein Shadun reichte mir ein Halsband aus Stahl, das ich möglichst sanft um Keelins Hals legte. Als die Verriegelung einrastete, zuckten Keelin und ich gleichzeitig zusammen, aber er hielt still, sah mich nur aus großen, verwirrten Augen an.

Ich befestigte insgesamt vier Ketten an diesem Halsband, jede endete an einem Anker im Boden, als Viereck angeordnet. Keelin hockte nun in der Mitte, konnte nur wenige Zentimeter nach rechts oder links gehen.

Er war gefesselt.

Und ich war schuld.

Keelin schien das nicht im Mindesten zu stören, solange ich bei ihm war. Ich setzte mich neben ihn in den Sand, legte ihm den Arm um den Hals und vergrub mein Gesicht in seinem Fell.

Ich war müde und erschöpft. Dass ich ziemlich armselig aussehen musste, war mir vollkommen egal.

Tristan stellte zwei Männer zur Wache ab, die übrigen scheuchte er weg. Brahn brachte mir zwei Decken, warf sie mir aber aus einigem Abstand zu, als habe er Angst vor Keelin.

Auch die Wächter trauten sich nicht näher als fünf Meter heran. Als ob Keelin ein bissiger Hund sei!

Ich war empört, aber auch viel zu müde, um mich sonderlich aufzuregen.

Stattdessen wickelte ich mich in die Decken und streckte mich neben Keelin auf dem Boden nieder.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Tristan Mahedan packte und mit sich zog. Wahrscheinlich beriefen sie jetzt die bereits angekündigte Ratssitzung ein.

In Gedanken wünschte ich ihm viel Glück, dann war ich auch schon eingeschlafen.

„Ihr habt meinen Sohn gefesselt? Seid ihr verrückt geworden? Nehmt ihm sofort die Ketten ab!“

Von diesen Worten wurde ich wieder wach und schreckte hoch. Keelin lag immer noch neben mir, beobachtete aber mit gespitzten Ohren das Geschehen keine fünf Meter vor ihm entfernt. Die Ketten baumelten von seinem Hals wie traurige Würmer.

Ich folgte seinem Blick und sah Eremon, der sich vor den Wachen aufgebaut hatte und sie anschrte: „Ihr zieht die Schwerter? Vor mir? Geht mir sofort aus dem Weg, sonst ...“

Ich stand hastig auf und machte einen Schritt auf den bebenden Eremon zu. Er sah mich und ließ seinen Satz unvollendet.

„Was ist mit ihm, Mädchen?“, fragte er mich. Die Wachen drehten sich ein Stück, um sowohl mich als auch Keelins Vater im Blick haben zu können.

„Alles gut. Er ist nicht verletzt, nur verwirrt. Unsere Flucht hat nicht so ganz geklappt!“

Als Eremon einen Schritt auf mich zu machen wollte, hielten ihn die Wachen auf.

„Komm schon, Eremon! Mach jetzt bitte keinen Ärger! Du weißt, dass wir ihn nicht ohne Grund fesseln würden!“

„Er ist mein Sohn!“, empörte sich Eremon. Vor Zorn bekam er ein ganz rotes Gesicht und glühende Augen. In dieser Sekunde erinnerte er mich mehr denn je an Keelin. „Er hat doch nichts getan, das so eine Behandlung nötig machen würde!“

„Wir gehen nur ganz sicher. Bitte, Eremon! Wir hätten das auch gerne anders gehandhabt, aber solange der Rat nicht entschieden hat, muss Keelin gefesselt werden.“

„Sagt wer?“

„Befehl von Tristan!“

Da wurde Eremons Gesichtsfarbe noch viel dunkler. Schäumend vor Wut drehte er sich um und stapfte los, wahrscheinlich, um sich Tristan vorzuknöpfen. Ich hätte ihn gerne aufgehalten, aber ich wusste nicht wie.

Ich kannte diesen Mann ja gar nicht. Wer also war ich, dass ich ihm sagen konnte, wie er solch eine Situation zu handhaben hatte?

Ich setzte mich stattdessen wieder neben Keelin und wartete.

Da Keelin direkt neben dem Dorf angekettet war, hatte ich zumindest etwas zu gucken. Einige Frauen hängten gerade Wäsche auf mehrere Leinen auf. Sie warfen mir immer wieder neugierige Blicke zu. Ich beobachtete sie genauso wie sie mich.

Die meisten von ihnen waren noch ziemlich jung, kaum älter als ich, schätzte ich. Viele hatten ganz helle Haare, wie Stroh oder wie die Sonne, und winzige, bunte Punkte im Gesicht. Bei den etwas älteren gingen sie ins Bräunliche, bei den ganz jungen waren sie noch blau oder rot. Dadurch wirkten ihre Gesichter viel fröhlicher als bei den Menschen, die ich sonst gesehen hatte.

Ich schätzte, das waren ebenfalls Mar, allerdings von einer Rasse, die ich noch nicht kannte. Sie waren deutlich kleiner als die graziilen Mae-Frauen, die ich weiter hinten im Dorf sah, und auch nicht so düster wie die wenigen Shadun-Frauen.

Zumindest nahm ich an, dass das Shadun-Frauen waren: Sie hatten rabenschwarzes Haar wie Keelin, blaue Augen und eine etwas düstere Aura. Trotzdem wirkten sie nicht gemein oder so: die meisten von ihnen hackten gerade auf einem Feld herum und sangen dabei.

Es klang ziemlich schräg, aber auch irgendwie toll.

Was die Mae-Frauen taten, konnte ich von hier aus nicht erkennen. Sie waren riesige Frauen mit schneeweißen Haaren, das war alles, was ich herausfand. Ansonsten huschten sie von Haus zu Haus, als seien sie Boten.

Ich war so ins Betrachten vertieft, dass ich erschrocken zusammenzuckte, als die Wachen plötzlich wieder mit jemandem diskutierten.

„Tristan hat gesagt, du sollst im Gemeinschaftshaus auf ihn warten. Du darfst dich ihnen nicht nähern, Liah! Jetzt geh!“

Ich hatte sie bereits erwartet und mich innerlich auf Ärger eingestellt. Liah wirkte so kampfeslustig wie eh und je, reckte bereits ihr Kinn nach oben und erdolchte den Wächter mit ihren Blicken. Dabei peitschten ihre Haare noch heftiger als sonst hin- und her.

„Aeri ist krank. Ich muss nach ihr sehen!“

„Später. Wenn der Rat sich beraten hat.“

„Nein. Jetzt!“

„Liah ...“

„Jetzt!“

Liah hätte sicherlich noch weiter diskutiert, aber sie erhaschte meinen flehenden Blick und verstand. Es half ja nichts, wir mussten warten.

„Na, schön! Dann gebt Aeri zumindest das hier. Das ist ein Tee zur Stärkung!“ Der Wächter nahm den Becher nur höchst unwillig entgegen und reichte ihn mir noch viel widerstrebender. Aber Liah ging danach tatsächlich.

Wir atmeten alle auf.

Ich nippte an dem Gebräu, das erstaunlich süß war, und stellte dabei fest, dass ich wahnsinnig Hunger hatte. Was hatte ich mir eigentlich dabei gedacht, direkt nach dem Aufwachen fliehen zu wollen?

In Gedanken schimpfte ich mit mir selbst. Liah hatte mich einfach mitgerissen. Keelin schnüffelte an dem Becher, während ich trank, und gähnte gewaltig. Auch er kam jetzt zur Ruhe.

Ich spürte, wie erschöpft er war. Natürlich. Erst die wilde Flucht vor dem Rudel, dann der

Kampf, die Sorge um mich. Ich ging davon aus, dass er die letzten zwei Wochen wie ein Wahnsinniger vor den Mauern getobt hatte.

Kein Wunder, dass die Shadun ihn für verrückt hielten.

Jetzt wirkte er ganz brav. Er legte mir zufrieden den Kopf auf den Schoß und ließ sich kraulen. Dabei brummte er beruhigend vor sich hin, bis er endlich eingeschlafen war.

Wahrscheinlich war das der erste Schlaf seit Wochen, den er sich gönnte.

Ich ließ mich von seiner Ruhe anstecken und nutzte die Chance, ein bisschen zu grübeln.

Wir waren also bei Keelin zu Hause. Ich hatte mir die Begrüßung herzlicher vorgestellt. Doch ehe ich den Gedanken genauer zu Ende denken konnte, traten drei Schatten auf uns zu.

Mir stockte das Herz.

Es waren wohl Shadun, nahm ich an. Aber anders als Keelin hatten sie nicht die Gestalt von Wölfen angenommen, sondern liefen als dunkle, wabernde Schatten herum, ganz ähnlich wie bei dem feindlichen Rudel.

Sie sahen entsetzlich unheimlich aus.

Sofort war Keelin wieder wach, hob den Kopf und starrte die drei Wesen an, die ein Stück vor den Wachen stehen geblieben waren.

Zu meiner Überraschung knurrte Keelin und fletschte sogar die Zähne.

Die Wachen wandten sich entsetzt zu uns um, musterten Keelin und mich. Auch ich war irritiert.

„Was geschieht hier gerade?“, fragte ich.

Die Wache ließ sich Zeit mit der Antwort, musterte erst noch mal Keelin, dann die verwandelten Shadun. Die Wesen hatten sich mittlerweile auf dem Boden niedergekauert und winselten unglücklich.

„Sie wollen zu ihrem Prinzen“, sagte der Wächter schließlich zögernd. „Aber Keelin erkennt sie nicht an.“

Ich spürte die Nervosität der Wachen, die Verwirrung der verwandelten Shadun – und Keelins Wut. Um ihn zu beruhigen, legte ich ihm wieder die Hand auf den Kopf. Sofort wandte er sich mir zu, das Grollen erstickte augenblicklich in seiner Kehle.

„Du brauchst mich nicht zu verteidigen“, erklärte ich ihm. „Sie wollen uns nichts tun. Alles wird gut, wenn du dich nur beruhigst!“

Keelin legte den Kopf schief, musterte mich gründlich und legte dann beruhigt seinen Kopf in meinen Schoß. Die Wärter beobachteten das alles mit Staunen.

„Er war nur besorgt, weil ich Angst hatte! Die Kameraden da sehen ja auch zum Fürchten aus“, sagte ich möglichst unbekümmert, aber ich merkte, dass das die Wachen nicht beruhigte.

Ein Prinz, der seine eigenen Leute anknurrt? Nicht gut.

Die Wächter und ich beobachteten eine ganze Weile, wie Keelin friedlich vor sich hin schlummerte und die Verwandelten vor sich hin jammerten. Es war eine klägliche Szene. Nach einiger Zeit gesellten sich noch fünf weitere Wesen zu den ersten, bis wir von ihnen regelrecht umringt waren.

Die Wachen wurden immer nervöser. Ich bemühte mich, möglichst cool zu bleiben. Das letzte, was wir brauchten, war ein aufgeregter Keelin.

Aber, natürlich, mein Wolf wachte wieder auf, sobald er meinen beschleunigten Herzschlag spürte. Er war da sehr feinfühlig.

Ein kurzer Dreher mit dem Kopf, die Lippen hoben sich, die Zähne blinkten im schwindenden Abendlicht. Der nun folgende Knurrer ließ die Shadun ein ganzes Stück zurückweichen.

Keelin war gerade dabei, drohend aufzustehen, als ich in der Ferne eine ganze Schar Mar auf mich zukommen sah. Voran ging Tristan, daneben Mahedan und ein wild herumfuchtender

Eremon. Er wirkte noch immer zornig. Die Mar in ihrem Gefolge kannte ich nicht, sahen aber wichtig aus.

„Der Rat“, sprach einer der Wächter schließlich das aus, was ich dachte. Er warf mir einen ernsten Blick zu. „Versuch, so wenig wie möglich zu erklären. Der Rat ist spitze darin, dir die Worte im Mund zu verdrehen.“

„Klingt, als hättest du darin Erfahrung...“

„Ich war mal Ratsmitglied, aber seitdem Eremon nicht mehr dabei ist, ist nichts mehr beim Alten. Ich bin zurückgetreten. Hätte ich mal besser bleiben sollen, jetzt fühl ich mich so hilflos!“

Das Gefühl kannte ich nur zu gut. Um nicht ganz so kläglich auszusehen, stand ich auf und straffte mich. Keine gute Idee bei einer nur halb verheilten Bauchwunde.

„Sonst noch irgendwelche Tipps?“

„Widerspruch nicht, sei freundlich und sag nur etwas, wenn dich jemand direkt fragt. Mahedan und Tristan kennst du ja schon. Eremon ist nicht mehr im Rat, aber alle hören auf ihn. Er wird sich auch kaum aus der Diskussion raushalten.“

Die Gruppe hielt kurz vor dem Kreis der Verwandelten an. Jedes einzelne Mitglied musterte die Szene und machte ein entsprechendes Gesicht: besorgt, missbilligend und wütend.

„Wir sind zu einem Entschluss gekommen!“, verkündete Tristan in die entstandene Stille hinein.

Ich war überrascht, hatte ich mich doch auf eine erneute Diskussion eingestellt. Eremons wütendem Gesicht nach fiel die Entscheidung nicht zu unseren Gunsten aus.

„Wir behalten Keelin erst mal hier, bis er und du wieder zu Kräften gekommen seid. Vielleicht liegt seine Unruhe ja wirklich nur daran, dass du nicht in seiner Nähe warst. Sobald es dir besser geht, werden wir dich zu einer Anhörung rufen. Dann entscheiden wir, wie es weitergeht. Bis dahin muss Keelin gefesselt bleiben!“

„Das ist doch nicht euer Ernst!“, explodierte Eremon sofort. Seine Wut stachelte die Verwandelten an, sie richteten sich auf und knurrten. Das wiederum machte mir Angst, wodurch Keelin sofort alarmiert war und zu Grollen begann.

Innerhalb von Sekunden gab es ein heilloses Chaos.

Die Verwandelten jammerten und jaulten und schnappten als Übersprunghandlung in die Luft, die Ratsmitglieder diskutierten ganz plötzlich wieder miteinander und Keelin machte es kein bisschen besser, indem er die Zähne fletschte und sich drohend vor allen aufbaute.

Ich seufzte tief.

Als Eremon jedoch Mahedan wütend am Arm packte, wurde es richtig schlimm. Mahedan entwand sich dem Griff mit einem wütenden Ruck und drückte Eremon dabei von sich fort – und was immer Keelin nicht mehr wusste: Er wusste noch ziemlich genau, dass er Mahedan nicht mochte und dass Eremon wichtig für ihn war.

Er sprang so heftig in die Ketten, dass es krachte. Der gesamte Rat machte einen Satz nach hinten, ich bekam die Kette in die Seite und krümmte mich vor Schmerz, während Keelin wild knurrte.

Weil ihr Prinz Mahedan bedrohte, fletschten auch die übrigen Verwandelten die Zähne und wandten sich dem erschrockenen Shadun in eindeutiger Angriffshaltung zu. Ich machte die Situation auch nicht besser, indem ich mit einem Stöhnen in die Knie ging. Mein Unterleib stand in Flammen, mein Magen revoltierte.

Keelin spürte meine Schmerzen und wurde noch unruhiger, stemmte sich gegen alles, was ihn hielt und bedrohte jeden im Umkreis. Ich versuchte zwar, ihn beruhigend zu streicheln, aber meine Hände griffen ins Leere.

Die Wächter zogen derweil erschrocken die Schwerter, unschlüssig, wer denn jetzt

überhaupt der Feind war.

Tristan schob sich schließlich entschlossen zwischen Keelin, Eremon und Mahedan, hob beruhigend die Arme. Das machte zwar auf Eremon und Mahedan Eindruck, nicht aber auf Keelin. Tristan sprach mich an, aber in meinen Ohren klingelte es.

Ich hörte nur Keelins Knurren und das Geräusch, als sich der erste Anker gefährlich verbog. Als ich zur Seite wegsackte, sah ich gerade noch, wie Keelin sich auf Tristan stürzte, als dieser mir zu Hilfe kommen wollte.

Dann wurde alles schwarz.

Verdammt.

Kapitel 18 – Ausgerastet

Ich wurde davon wach, dass Meeha mir im Sekundentakt in die Wange biss. Sie wimmerte und jammerte und starrte mich aus riesigen Augen an.

Über ihrem Kopf sah ich, wie Keelin tobte und knurrend mal nach rechts, mal nach links sprang.

Jemand rief meinen Namen. Immer wieder und wieder.

Mühsam drehte ich den Kopf und erkannte, dass es Tristan war. Er hockte in einiger Entfernung auf der Erde, presste eine Hand gegen eine blutende Wunde in der Schulter und sagte immer wieder: „Aeri! Hörst du mich? Aeri!?“

Ich stöhnte und richtete mich etwas auf. Augenblicklich hörte Keelin auf zu toben und leckte mir aufgeregt das Gesicht ab. Bei allen Geistern. Was war denn in den gefahren?

Verwirrt sah ich, dass Männer mit Schwertern und Ketten in einem Kreis um mich herum standen. Sie starrten mich an, als hätte ich zwei Köpfe. Meeha zischte alle um sich herum an, eine pulsierende Kugel empörtes Meerschweinchen. Sofort wichen die Krieger etwas zurück.

„Ich höre dich!“, sagte ich schließlich in die Totenstille hinein. Keelin winselte und leckte mir weiterhin das Gesicht ab. Er hatte Blut am Kiefer. Vermutlich Tristans.

„Was ist passiert?“

„Als du in Ohnmacht gefallen bist, ist Keelin völlig ausgerastet. Er lässt niemanden an dich ran. Kannst du zu uns rüber robben?“

Verwirrt sah ich, dass Liah direkt neben Tristan hockte und kalkweiß im Gesicht war. Sie streckte mir eine Hand entgegen. Keelin knurrte böse.

Ich starrte meinen sonst so friedlichen Wolf schockiert an.

Seit wann griff er einfach so Leute an? Okay ... einfach so ...

Ich spürte, dass Keelin Angst hatte. Große Angst. Solange alle friedlich geblieben waren, hatte Keelin die Ketten akzeptiert. Aber jetzt sah er das offensichtlich anders.

Noch während er mir hingebungsvoll das Gesicht leckte, stemmte er sich seitlich gegen die Ketten. Die sahen mittlerweile schon reichlich verbogen aus, was natürlich angesichts der Lage ein wirklich beunruhigender Gedanke war. Keelins Augen glühten unheilvoll aggressiv. Zeit, einzugreifen. Also packte ich in Keelins Fell und zog ihn zu mir.

„Hör auf!“, sagte ich möglichst deutlich. Da hörte er mit dem Ziehen und Zerren auf und starrte stattdessen mich an. „Mir geht es nicht gut, Keelin, hörst du? Du hast mich hierhergebracht, damit man mir hilft – und Liah kann mir helfen. Ich geh jetzt zu ihr und du rastest nicht aus, okay? Du wartest hier einfach brav, bis ich wieder zurück komme.“

Sein Blick war wild und unstet: Er war ganz das Tier, das sein Territorium und sein ... ja ... sein Weibchen verteidigte. Aber ganz ehrlich: Konnte ich ihm das vorwerfen? Wenn ich angekettet gewesen wäre und Keelin halb ohnmächtig neben mir gelegen hätte, dann wäre ich vermutlich auch ausgerastet. Der Schuldige war in meinen Augen also schnell gefunden: Die Ketten ließen Keelins Hirn zu Matsch werden. Sein Vater bestätigte mir die Vermutung in der nächsten Sekunde: „Jetzt nehmt ihm schon die verdammten Fesseln ab, dann beruhigt er sich doch auch!“, schimpfte er. Keelins Vater lag auf dem Boden, zwei Wächter über sich. Sie hatten ihm die Arme auf den Rücken gedreht, was ziemlich schmerzhaft aussah, und lagen halb auf ihm. Das könnte auch erklären, warum er so angestrengt atmete. Immerhin hatte er noch die Kraft, Tristan anzufauchen: „Tristan! Nimm ihm die Fesseln ab!“

In meinem Kopf ratterte es. Ich musste zu Liah, um die Situation zu entschärfen. Ging es mir besser, ging es auch Keelin besser.

Auf der anderen Seite würde er noch mehr ausrasten, wenn ich ihn einfach so zurücklassen würde. Meine Hand zuckte automatisch zum Verschluss der Kette.

„Nein, nicht, Mädchen!“, schrie jemand von der Seite. Ich verharrte in meiner Bewegung. „Bei allen Geistern! Keelin ist völlig wahnsinnig!“

Ich war unsicher. Wie verrückt war mein Wolf gerade? Würde er tatsächlich angreifen, sobald ich ihn von der Kette löste? Oder würde er sich sofort beruhigen?

Doch noch ehe mich entscheiden konnte, zischte ein solcher Schmerz durch meinen Unterleib, dass ich mich krümmte.

Nicht ohnmächtig werden, dachte ich verzweifelt, sonst eskaliert hier alles. Meeha verpasste Keelin einen ordentlichen Schlag ins Gesicht, als der sich etwas zu beschützend über mich werfen wollte. Mein Blick schwankte, vielleicht schwankte auch mein ganzer Körper, auf jeden Fall wurde mir schlecht. Die verdammte Dunkelheit trübte wieder meinen Blick, die Vorzeichen der Ohnmacht. Ich kämpfte dagegen an und knirschte vor Anstrengung sogar mit den Zähnen.

Es ist müßig zu erwähnen, dass das Keelin natürlich noch rasender machte.

Die Situation eskalierte abermals. Keelin wurde zum Berserker, während ich langsam seitlich wegsackte. Von daher kann ich durchaus verstehen, dass die Wachen schließlich eingriffen. Alle gemeinsam.

Und sie waren nicht zimperlich.

Irgendjemand warf eine Art Netz über Keelin, die anderen versuchten, ihn mit Speeren von mir wegzudrängen.

Keelin kreischte empört, knurrte, kämpfte.

Und ich?

Ich sah nur diese eine Hand, die sich mir entgegenstreckte. Ohne weiter darüber nachzudenken, packte ich sie – und Brahn zog mich aus Keelins Reichweite.

Hinter mir ging die Welt unter, als Keelin bemerkte, dass ich weg war. Aber die Shadun warfen gleich mehrere Stahlnetze über seinen Körper und rangen ihn so zu Boden. Ich hätte ihm wirklich gerne geholfen, war aber gerade mit mir selbst beschäftigt.

Außerdem verdeckte mir Liah das Sichtfeld, indem sie sich besorgt neben mich hockte und mir das Hemd fast bis zu den Brüsten hochriss.

„Sie muss sofort zu mir“, sagte sie. Ich wehrte mich schwach und murmelte etwas davon, bei Keelin bleiben zu wollen, aber Brahn hob mich einfach hoch und trug mich weg.

Hinter mir heulte Keelin verzweifelt seinen Frust in den Himmel.

Ich brauchte ein paar Stunden, um mich wieder einzukriegen: Liah hatte mir zwar einen Beruhigungstee gegeben, aber ich kämpfte mit aller Kraft gegen die Wirkung an. Ich wollte wach bleiben, ich wollte zurück zu Keelin!

Während sie meine Wunde versorgte, wehrte ich mich kontinuierlich gegen Brahns Griff und versuchte aufzustehen. Brahn schimpfte mit mir, ich sei genauso stur wie Keelin, und hielt mich eisern fest.

Irgendwann konnte ich nichts anderes mehr tun als zu weinen.

Meeha saß ratlos am Rand des Bettes und sah dem Tumult zu. Sie quietschte ab und zu, immer wieder nervös von Brahn beäugt. Offensichtlich schien sie aber der Meinung zu sein, dass Brahn das Richtige tat, denn sie half mir nicht.

Tristan kam dazu, hielt meine Hand und redete mit mir, bis ich in einen unruhigen Traum glitt. Im Hintergrund heulte Keelin kontinuierlich, ein hoher, schrecklicher Klagelaut.

Er war wirklich völlig wahnsinnig geworden.

Als ich wieder aufwachte, hielt Tristan noch immer meine Hand und Brahn stand an meinem Kopfende, die Hände noch auf meinen Schultern. Er rechnete wohl damit, dass ich mich

weiter gegen ihn wehrte.

Liah stand zu meiner Überraschung am Kopfende und weinte lautlos. Sie sah dabei so verloren aus wie noch nie zuvor.

Warum sie weinte, hatte ich schnell raus: Tristan brüllte sie an.

Gerade war er bei: „... gedacht! Sie hätte sterben können bei der Flucht! Und jetzt hockt Keelin hier in Ketten und meine Autorität ist ganz für den Arsch!“

„Tristan ...“

„Nein, nichts, Tristan! Das war dumm von dir, total dämlich! Ich fass es nicht! Kannst du ...“

„Tristan!“ Das war Brahn. Tristan klappte seinen Mund wieder zu und wandte sich ihm mit wild funkelnden Augen zu.

„Was?“

„Schrei sie nicht so an. Das hat sie nicht verdient. Sie hat es nur gut gemeint!“

„Sie sollte sich mal angewöhnen, erst nachzudenken und dann zu handeln.“

„Wenn ihr Plan geklappt hätte, dann wären Aeri und Keelin jetzt frei und wir hätten den Schlamassel nicht“, entgegnete Brahn überraschend heftig.

„Er hat aber nicht geklappt. Sie einfach auf ein Pferd zu setzen ... wie blöd kann man sein!“

„Tristan! Hör auf, so zu reden! Sie hat wenigstens gehandelt und nicht nur über Lösungen nachgedacht, die es nicht gibt!“

„Und was genau meinst du bitte damit?“

„Ich meine, dass ... könnten wir bitte damit aufhören, uns gegenseitig fertig zu machen? Wir drei haben immer zusammengehalten. Bitte!“

Wow. Brahn war wirklich verzweifelt.

Ich hielt es für angebracht, mich einzumischen. „Wenn ihr jemanden anschreien wollt, dann doch bitte mich. Ich bin ja schließlich vom Pferd gefallen.“

Daraufhin herrschte Stille. Alle drei musterten mich.

Ich sah, dass sich Tristan ein Lächeln abrang. „Schön, dass es dir wieder besser zu gehen scheint!“

„Wenn ihr euch nicht mehr so anschreien würdet, dann würde es mir sogar fabelhaft gehen“, log ich ungeniert. „Und zu Liahs Verteidigung: Selbst wenn ich brav hinter den Mauern geblieben wäre und dieser Fluchtversuch nicht stattgefunden hätte: Keelin wäre früher oder später ohnehin über die Mauer gesprungen und spätestens dann wäre er in Ketten gelegt worden. Oder sehe ich das falsch?“

Das konnte wohl niemand verneinen.

Brahn ließ mich endlich los, trat zu Liah hinüber und nahm sie fest in die Arme. Sie ließ es zu.

„Entschuldige“, flüsterte sie. „Fürs Fesseln durch die Erdgeister.“

„Schon gut. Könntest du dir jetzt mal Tristans Schulter anschauen, ehe er uns noch verblutet?“

Liah sah Tristan fragend an. Er wirkte in dieser Sekunde wie ein störrisches Kind, das Schmerzen hat. Aber er gab zumindest meine Hand frei und zog sich den völlig ramponierten Mantel von den Schultern.

Ich machte große Augen.

„Hat dich Keelin wirklich gebissen?“

„Er hätte mir fast den Kopf abgerissen, weil ich dich angefasst habe!“

Liah trat zögernd zu Tristan und half ihm aus dem Hemd. Mir wurde ganz anders, als ich die dunklen Linien auf seiner Haut sah. Mir wurde dadurch noch deutlicher, dass Tristan sehr

krank war. Die Frage war nur: Woran?

Tristan gab einen zischenden Laut von sich, als Liah kurz eine dieser Stellen berührte. Ihre Hände wanderten aber sofort weiter, hinüber zu der klaffenden Wunde, die Keelins Zähne gerissen hatten.

Und die sah echt übel aus.

„Und jetzt?“, fragte ich, während ich Liahs flinken Händen beim Werkeln zusah.

„Jetzt wirst du erst mal gesund und wehe, du hockst dich vorher noch mal neben Keelin. Dann raste ich aus!“, knurrte Tristan zwischen fest zusammen gebissenen Zähnen hervor.

„Tristan!“, ermahnte Brahn.

„Wo ist Keelins Vater?“

„Keine Ahnung. Wahrscheinlich hat Mahedan ihn erst mal ins Verlies gesperrt. Kann man ihm noch nicht mal verübeln. Eremon war mindestens genauso wahnsinnig wie sein Sohn.“ Tristan zog zischend den Atem ein, als Liah die Wunde abtupfte. „Ich glaub, wir sind alle ein bisschen verrückt zurzeit!“

Dann geschah etwas sehr merkwürdiges: Tristan sackte in sich zusammen, als hätte man bei ihm die Luft raus gelassen, und lehnte seinen Kopf mit einem tiefen Seufzer gegen Liahs Bauch. Mit den Armen umschlang er sie und drückte sie fest an sich.

„Entschuldige“, sagte er in ihr Kleid hinein.

Liah legte ihm die Hände auf den Kopf und küsste seine Stirn. „Alles ist gut“, entgegnete sie. „Wir schaffen das!“

Brahn sah demonstrativ in die andere Richtung und bedeutete mir mit einem Rucken des Kopfes, das Gleiche zu tun. Ich war irritiert, erst recht, als er, nachdem Liah und Tristan gegangen waren, noch einmal klarstellte: „Du hast nichts gesehen, okay, Aeri? Keine Umarmung, keinen Kuss. Das hat es nie gegeben!“

Ich nickte verblüfft.

Brahn blieb die ganze Nacht bei mir und wir lauschten gemeinsam Keelins mal wütenden, mal klagenden Rufen. Ich wäre gerne zu ihm gegangen, fragte mich aber auch, ob das wirklich geholfen hätte.

Solange die Ketten um Keelins Hals hingen, war er nicht er selbst. Da half alles nichts, auch nicht meine Anwesenheit. Also konnte ich mich genauso gut darauf konzentrieren, wieder gesund zu werden.

Ich dämmerte gerade weg, da hämmerte es an die Tür. Brahn war sofort auf den Beinen. „Was ist jetzt wieder los?“, fragte er, als auch schon die Tür aufging und der völlig aufgelöste Wächter in der Tür stand.

„Keelin!“, keuchte er gepresst. Ihm stand der Schweiß auf der Stirn, während er nach Luft schnappte. Sofort war ich in Alarmbereitschaft. Erst recht, als ich folgendes hörte: „Keelin hat sich grad verwandelt!“

Ich war schneller auf den Beinen als mich hätte jemand aufhalten können, sackte dann aber doch erschrocken in mich zusammen. Ich war echt wacklig auf den Beinen. Verdammt!

Brahn fackelte nicht lange, hob mich kurzerhand in seine starken Arme und trug mich im Laufen den ganzen Weg quer durchs Dorf. Ja, das war mal echt peinlich. Zum Glück war es tiefste Nacht, so dass mich kaum jemand sah.

Natürlich hatten die Wächter auch Tristan informiert. Er kam heran geschossen, das Haar noch ganz wirr vom Schlaf.

Brahn und er erreichten Keelin fast zeitgleich. Er konnte sich wegen der Ketten um seinen Hals nicht ganz aufrichten, warf mir aber trotzdem einen glühenden Blick her zu. Mir wurde davon ganz heiß, was mir hinterher gebührend peinlich war.

Ich strampelte, damit Brahn mich herunterließe, und hetzte, so schnell es meine Wunde

zuließ, zu ihm hinüber, erst an den jetzt wieder zurück-verwandelten Shadun, dann an den Wachen vorbei.

Keelin breitete die Arme aus und ich sank sofort in seine Umarmung.

Zu Hause.

Jetzt war ich zu Hause.

Allerdings störten die Ketten den eigentlich schönen Moment.

„Du humpelst und bist ganz blass. Hast du schlimme Schmerzen?“, fragte Keelin ängstlich, drückte mich von sich weg und tastete erst hektisch meine Schultern ab und machte dann Anstalten, mir vor allen das Hemd hochzuziehen.

„Keelin!“, quietschte ich empört und schlug ihm die Hände weg, was mir nur Sekunden später schon wieder leid tat. Um ihn abzulenken, umarmte ich ihn noch einmal fest – für meine und seine Nerven.

„Warum bin ich in Ketten?“, erkundigte er sich in mein Haar. Er hatte eindeutig Angst, was ja auch kein Wunder war – immerhin sah er ja auch aus wie ein Schwerverbrecher.

„Du hast dich aufgeführt wie ein Berserker. Und du hast Tristan gebissen.“

„Bei den Nachtgeistern“, flüsterte er erschrocken. „Ich weiß nur noch, dass ich so in Panik war, dass ich mich schließlich verwandelt habe!“

„Du hast mich vermisst“, sagte ich schlicht. „Ich lag im Bett und du konntest nicht zu mir.“

Darauf fiel Keelin wohl nichts mehr ein. Er drückte mich heftig an sich, sodass ich das mir mittlerweile vertraute Zittern seiner Knochen deutlich spüren konnte. Ich kannte die Zeichen. Er konnte nur noch Sekunden in dieser Gestalt bleiben, jetzt, wo er wusste, dass mir nichts passiert war.

Daher beeilte ich mich zu sagen: „Du musst dich beruhigen, sonst werden sie dir nie die Ketten abnehmen! Werde die Ruhe selbst und wir kriegen das hin!“

Er lehnte seine Stirn gegen meine und ich spürte seinen Atem auf meiner Nasenspitze. Als ich zu ihm hochschielte, sah ich, dass er die Augen geschlossen hatte.

„Solange du bei mir bist ...“, flüsterte er.

„Immer“, erwiderte ich. Dann fielen die Ketten in die Tiefe, er wurde wieder zum Wolf. Verdutzt blinzelte er zu mir hoch.

Er sah dabei echt niedlich aus, aber das erwähnte ich natürlich nicht. Stattdessen ging ich in die Knie und umarmte ihn, um ihm Mut zu machen. Und tatsächlich: Ich spürte, wie er sofort zur Ruhe kam, wie sein Herz kräftig und gleichmäßig schlug.

Und wie er mir ganz sanft die Nase zwischen die Achseln schob.

Von da an wurde vieles einfacher. Ich durfte Keelin besuchen, wann immer ich wollte. Wenn ich kam, freute er sich, wenn ich ging, drehte er nicht durch. Er schien meine Worte behalten zu haben – oder zumindest noch zu spüren, dass er ruhig sein musste.

Weniger schön war dann das, was danach folgte: Der Rat besuchte mich, um mit mir zu sprechen. Darauf hatte ich in etwa so viel Lust wie eine erneute Raufrunde mit Keelin.

Der Rat ging auch recht sanft mit mir um. Die Mae fragten mich über meine Zeit in der Hütte aus, über Keelin und das fremde Rudel. Dann bohrten sie etwas tiefer mit peinlichen Fragen wie:

„Was glaubst du, warum Keelin so vernarrt in dich ist?“

Achselzucken von mir.

„Hast du irgendwas gemacht, um ihn an dich zu binden?“

Verwirrtes Stirnrunzeln und meine Gegenfrage: „Wie hätte ich denn das bitte schön machen sollen?“

Achselzucken von deren Seite.

„Was will Keelin deiner Meinung nach in Alkamir?“

Achselzucken von mir. Gegenfrage: „Was ist denn überhaupt in Alkamir passiert?“

Peinliches Schweigen von denen, dann hastig die nächste Frage: „Wie schätzt du seinen Geisteszustand ein?“

Ich ließ mich kurz zu einer Erklärung seines Geisteszustands hinreißen: „Er ist traurig und verzweifelt, aber hoch intelligent und liebt sein Volk ...“, bis ich Tristans warnendes Kopfschütteln sah. Ach, ja: nicht zu viel erzählen.

„Er wird wieder gesund“, fasste ich zusammen. „Aber er braucht noch ein bisschen Zeit.“

Dann folgten noch ein paar langweiligere Fragen, bis Liah uns alle rausschmiss. Sie hatte sich mittlerweile von Tristans Standpauke erholt und war so selbstbewusst wie eh und je. Nur Liah konnte dem Rat die Tür vor der Nase zuschmeißen – und zwar mit den Worten: „Habt ihr kein Zuhause?“

Danach hatten wir erst mal Ruhe.

Es ist merkwürdig, wie das Leben weitergeht, wenn einem jede Wahlmöglichkeit abhanden kommt. Ich erholte mich, heilte vor mich hin und begann, mich zu langweilen. Keelin war da auch keine große Hilfe. Er döste die ganzen Tage vor sich hin und lebte wohl nur für die Stunden, in denen ich neben ihm saß. Allerdings waren die Unterhaltungsmöglichkeiten an dieser Stelle eingeschränkt. Keelins Ketten ließen nämlich gerade mal so zu, dass er seinen Kopf unter meine Achseln schieben konnte. Wir konnten also nicht viel machen außer schlafen, meinen Monologen lauschen und Keelin kraulen.

Sein Hals wurde von der schweren Halskette ganz wund. Ich überredete Liah, seinen Hals auszupolstern – und Keelin ließ es brav zu. Er wedelte sogar freundlich mit dem Schwanz und benahm sich herausragend gut.

Meeha wurde derweil zum Star des Dorfes. Die Kinder hatten ihren Spaß mit ihr und sie ließ es zu meiner Überraschung sogar zu. Ein Kind tippte sie an – sie verwandelte sich daraufhin. Maus, Meerschweinchen, Fledermaus, Dackel ... sie ging alles durch. Und wenn ihr nichts mehr einfiel, wechselte sie halt die Farbe.

Die Kinder lachten und quietschten vergnügt und gaben ihr jede Menge Möhren.

So zufrieden hatte ich meine kleine Waldgöttin selten erlebt. Ich hatte gar nicht geahnt, dass sie kinderlieb war!

Verrückt.

Wegen besagter Langeweile suchte ich mir Arbeit – und merkte zum ersten Mal, wie toll Kartoffelschälen sein konnte, solange man das nicht alleine machen musste.

Fünf alte Tanten hatten sich meiner angenommen und schälten freundlich schwatzend mit mir Kartoffeln. Ich wäre ja auch neugierig auf Leute in meinem Alter gewesen, aber die hatten viel zu viel Angst vor mir und meiner Beziehung mit Keelin. Sie brachen ständig meine Kontaktversuche ab.

Die Alten hatten damit offenbar kein Problem. Sie schnatterten durcheinander, keiften sich an und lachten miteinander.

Das war ja SO cool.

Ich blühte regelrecht auf. Wären da nicht die Ketten um Keelins Hals gewesen, ich hätte die Zeit im Dorf in vollen Zügen genießen können.

Und da spürte ich es, ganz tief in mir drin: Ich wollte niemals wieder zurück in meine alte Berghütte. Niemals wieder! Und würde das jemals jemand von mir verlangen, ich würde auf der Stelle tot umfallen. Es sei denn ... Keelin kam mit mir. Dann wäre das noch einmal etwas anderes.

Ich gewöhnte mich also allmählich an das Dorfleben und passte mich so gut es ging irgendwie an. In den fünf Wochen, die ich bereits da war, bekam ich natürlich unterschwellig die vielen kleinen Schwierigkeiten und Probleme im Dorf mit. Ich war eine herausragende Beobachterin und hatte ja auch genug Zeit zum Beobachten. Außerdem war Keelins Wächter, Damian, ausgesprochen geschwätzig. Er informierte mich bereitwillig über so manchen Klatsch und Tratsch.

Dass Brahn zum Beispiel als ewiger Junggeselle galt, aber neben Keelin und Mahedan der heißeste Anwärter auf den Prinzenstatus war.

Dass Eremon Abwasch nicht mochte.

Dass Lissa mit Tiran anbandelte, Tiran ihr bislang aber nur einen kleinen Strauß Wildblumen geschenkt hatte. War wohl kein gutes Zeichen.

Dass die Kartoffeln in diesem Jahr kleiner waren als normalerweise, weil der Saatmeister sie zu spät in die Erde gesetzt hatte. Der war wohl so super im Säen wie ich beim Schnitzen.

Dass Damians Frau wieder schwanger war und er diesmal auf einen Sohn hoffte. Er hatte schon vier Töchter.

Ich sog alles auf, obwohl ich mit den meisten Namen gar nichts anfangen konnte. Aber ich hatte noch nie Klatsch erlebt und fand die Gerüchteküche total toll – solange ich nicht Teil davon war.

Über Keelin und mich wurde natürlich jede Menge irres Zeug verbreitet, aber was das Thema anging, war Damian recht wortkarg. Ich fand nur eine Sache heraus: Es wäre ein echter Skandal, sollte Keelin etwas mit mir anfangen. Warum das so war, blieb im Dunkeln.

Ich kapierte auch nicht so richtig, warum alle bei Tristan so um den heißen Brei rumredeten. Es war ein offenes Geheimnis, dass der Mann schwerkrank war, aber niemand sprach darüber. Dabei hätte ich doch so gerne gewusst, was er eigentlich hatte.

Es schien auf jeden Fall eine magische Krankheit zu sein. Sie war wohl nicht ansteckend, aber zu hundert Prozent tödlich.

Um mehr darüber herauszufinden, beobachtete ich Tristan natürlich, wann immer ich ihn in der Ferne auftauchen sah. Er ging mittlerweile am Stock, wie ein alter, gebeugter Mann. Seine Schritte waren langsam und schlurfend, sein Körper gebeugt.

Seit Brahns merkwürdigem Verhalten nach dem kurzen Kuss zwischen Tristan und Liah beobachtete ich die beiden natürlich umso mehr.

Sie tauchten allerdings ziemlich selten zusammen auf.

Liah war ohnehin wie ein Blatt im Wind. Ich schlief zwar in ihren Räumen, traf sie da aber so gut wie nie. Entweder besuchte sie gerade Kranke, spielte mit ihren tausend Geistern oder streunte durch die Gegend. Aber sie war erstaunlich fürsorglich. Wann immer ich morgens aufstand, hatte sie bereits Frühstück für mich vorbereitet.

Wenn wir denn mal miteinander sprechen konnten, dann ging es hauptsächlich um meine Genesung oder um die vielen Geister, die Liah belagerten. Das Thema Alkamir sparten wir uns aus. Ich spürte, dass es nur wieder böses Blut geben würde, sobald Brahn Wind davon bekam. Vielleicht war ich aber auch nur zu feige, näher nach der Wahrheit zu bohren.

Auch um das Abendbrot musste ich mir keinerlei Gedanken machen, Es wurde allen gemeinsam im geräumigen Gemeindehaus serviert. Gegessen wurde an langen Tischen, eine bunt gemischte Schar Asannen, Mae und Shadun. Wie ich das sah, trennten sie nicht zwischen den einzelnen Rassen: Mae saß neben Shadun, Asanne neben Mae. Nur die Menschen hockten abseits in der Ecke.

Ja, hier lebten auch Menschen. Allerdings nicht sehr viele, so zwanzig oder dreißig etwa. Sie wurden meistens gemieden und waren ganz offensichtlich nicht Teil der Gemeinschaft – obwohl sie durchaus im Rat vertreten waren.

Aber eigentlich wollte ich ja von Tristan und Liah erzählen: Ich sah sie eigentlich nur ein einziges Mal gemeinsam und da stritten sie mal wieder. Keine Ahnung, worum es ging, aber Liah war ziemlich aufgebracht. Tristan ließ sie irgendwann einfach mitten im Satz stehen und ging zurück in sein Haus.

Ich kam fast um vor Neugierde!

Es war dann allerdings Liah, die mich eiskalt erwischte, ausgerechnet beim Kartoffelschälen. Sie kam um die Ecke gezischt, nickte mir und meinen Mit-Kartoffelschälern grüßend zu und stoppte plötzlich mitten in der Bewegung. Zwei Schritte zurück, dann drängelte sie sich geschickt zwischen mich und eine der älteren Frauen, die direkt neben mir saß. Die eine am Rand purzelte fast von der Bank.

„Ich muss mal kurz mit dir reden, Aeri“, eröffnete Liah unvermittelt das Gespräch. Sie warf einen Blick in die Runde. „Allein!“

Bei jedem anderen hätten die Alten wohl protestiert, so aber packten sie nur ihre Kartoffeln ein, warfen mir noch einen beunruhigten Blick zu und trollten sich.

Gerade eben schwebte eine ungeschälte Kartoffel aus dem Eimer neben mir hervor und schälte sich wie von selbst. Die Luftgeister kicherten begeistert.

Ja, Liah konnte echt unheimlich sein.

Liah schien gar nicht zu bemerken, was sie gerade tat, denn sie begann sofort mit ihrem Gespräch.

„Tristan hat mir erzählt, dass du eine Großmutter hattest, die dich einfach zur Hütte geschleppt und dann da ausgesetzt hat. Da du eine Feyann bist, war sie vermutlich auch eine. Hatte sie auch Runen im Gesicht?“

Ich nickte wie in Trance.

„Dann war sie wohl eine Feyann. Gut. Ich hab hier ein Buch ...“ Ein altes, verstaubtes Etwas, das nur ganz grob als Buch durchgehen konnte, erschien wie aus dem Nichts vor ihrem Kopf und schwebte einfach so vor sich hin. Sie blätterte verträumt darin herum. „Das hab ich aus meiner alten Schule mitgehen lassen; steht ziemlich harter Tobak drin, ist aber auch ziemlich interessant. Ich leih es dir mal, wenn du denn endlich mal lesen gelernt hast.“ Sie zog eine Grimasse.

„Ich selbst hab nicht viel Ahnung von den vielen Riten einer Elementarmagierin. Meine Schule ist überfallen worden, noch ehe ich mein zweites Lehrjahr vollenden konnte. Die Menschen haben alle abgeschlachtet, nur mich haben sie nicht bekommen.“ Wieder diese Grimasse, als gebe es da eine Geschichte hinter der Geschichte. Sie ging aber nicht näher darauf ein. „Auf jeden Fall hab ich ein bisschen recherchiert wegen deiner Großmutter. Jetzt guck nicht so ... ich hab keine Ahnung, wer sie gewesen ist. Ohne Namen werden wir das wohl nie herausfinden. Aber ich hab was gefunden, was ihre Tat – nämlich ihr eiskaltes, niederträchtiges, unanständiges ... und wir wollen es mal beim Namen nennen: ziemlich gemeines Aussetzen eines unschuldigen kleinen Mädchens - ein bisschen in einem anderen Licht erscheinen lässt.“

Sie machte eine Kunstpause und ihre Augen funkelten. Ich konnte sie nur anstarren, die Kartoffel vergessen in der Hand.

„Also es ist so: Wenn eine Feyann fertig ist mit ihrer Ausbildung, dann zieht sie erst mal durch die Lande und lernt für sich. Irgendwann lässt sie sich dann in einem Dorf nieder. Dieses Dorf wird dann zu IHREM Dorf. Sie verbindet sich mit ihm auf magischer Ebene, webt dabei einen Schutzzauber, kümmert sich um die Leute, um die Tiere ... ist eben die gute Seele des Ortes ... wir sind ja alle so heldenhaft und unfassbar liebenswert und so richtig ekelhaft vollkommen. Kurz: widerliche Gutmare. Das sind wir Feyann.“

Ich blinzelte. Ein liebenswerter, vollkommener Gutmar war Liah ganz gewiss nicht. Aber das sagte ich lieber nicht laut. Dem Funkeln in ihren Augen nach, wusste sie das auch selbst.

„Du hast dir wohl nie ein Dorf gesucht, was?“, brachte ich nur mühsam hervor, weil sie offenbar eine Antwort von mir erwartete.

„Doch. Das hier. Aber eigentlich ist das gar nicht so mein Ding. Bin mir nicht sicher, ob die Leute so glücklich drüber sind, dass ich diesen Ort gesegnet habe.“ Sie gluckste in sich hinein, so dass auch ich grinsen musste.

„Auf jeden Fall hat sich deine Großmutter wahrscheinlich in eben jenem Dorf niedergelassen, in dem auch du aufgewachsen bist. Und das ist der Punkt: Wenn sie dich vor etwa zehn Jahren in die Hütte gebracht hat, dann wollte sie dich in Sicherheit bringen. Der Krieg ging zu Ende, es sah nicht gut aus für die Magiewesen. Weil eine Feyann aber niemals ihr Dorf – und sei es auch ein Menschendorf – im Stich lassen kann, erst recht nicht in Notzeiten, konnte sie nicht bei dir bleiben. Also hat sie dich quasi im Wald ausgesetzt und ist wieder zurück in ihr Dorf. Schätze, da dürfte man sie dann auch ermordet haben.“

Liah sagte das so trocken, als rede sie übers Kartoffelschälen.

Ich blinzelte verwirrt.

„Dachte, dich interessiert, dass deine Großmutter dich mit Sicherheit nicht im Stich lassen wollte. Sie MUSSTE dich allein lassen. So sind wir Feyann eben – oder sollten zumindest so sein. Die magische Verbindung mit ihrem Dorf hat ihr gar keine andere Wahl gelassen. Also entspann dich: Du bist geliebt worden, nur hattest du eben Pech, mitten in einem Krieg aufzuwachsen.“

Mit diesen Worten stand sie auf, klopfte mir kurz und heftig auf die Schulter - was wohl eine tröstende Geste sein sollte - und pfiß nach ihren Geistern. Die ließen die geschälte Kartoffel in meine Hand plumpsen und zischten hinter Liah her.

Fassungslos starrte ich auf das Etwas in meiner Hand. Die Geister hatten aus der Kartoffel eine Hand geschnitzt. Eine Faust, um genau zu sein, wo der Daumen herausgestreckt war. Das typische Symbol für „Kopf hoch“, was ganz eindeutig Liahs Art war, mich aufmuntern zu wollen. Und es funktionierte. Ich lächelte tatsächlich, erst recht, weil es ein schöner Gedanke war: Dass meine Großmutter mich nicht verlassen hatte, sondern gehen musste.

Sie hatte mich geliebt. Vielleicht. Hoffentlich.

Ich schloss die Hand um die Kartoffel.

Danach brauchte ich erst mal eine Weile, um Liahs Erzählung zu verarbeiten. Sie hatte mir ja schließlich einfach so zwischendurch die Fragen beantwortet, die ich mir all die Jahre gestellt hatte: warum man mich in der Hütte allein gelassen hatte.

Ich hätte gedacht, dass ich erleichterter über die Wahrheit gewesen wäre. In Wirklichkeit fühlte ich nicht viel. Es war, als hätte ich innerlich einen Haken an das Ganze gesetzt und wäre zum nächsten Punkt übergegangen: Keelin retten.

Gerade war ich auf dem Weg zu ihm, bewaffnet mit gleich drei Baumwurzelknollen. Für den Wolf würde damit der Tag gerettet sein. Doch mitten im Schritt verharrte ich: Da saß doch tatsächlich Mahedan bei Keelin!

Er hielt den erforderlichen Sicherheitsabstand von fünf Metern ein, misstrauisch beäugt von Damian. Keelin schien die Gesellschaft zu genießen: Er saß mit gespitzten Ohren auf seinem Hintern, die Vorderpfoten durchgestreckt, den Kopf leicht schräg gelegt und beobachtete jede winzige Bewegung seines Gegenübers.

Als er mich im Hintergrund sah, sprang er auf und wedelte begeistert mit dem Schwanz. Sofort drehten sich Mahedan und Damian zu mir um.

Der Begegnung entkommen konnte ich also nicht mehr. Daher biss ich in den sauren Apfel und ging zu den Dreien hinüber. Mahedan war ich in den letzten Wochen grundsätzlich ausgewichen. Mir behagte sein stechender Blick nicht. Außerdem war er schuld, dass Keelin in Ketten lag. Naja, zumindest ein bisschen.

Und jede Geschichte braucht einen Bösen. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm auseinanderzusetzen und festzustellen, dass er doch nicht so fies war, wie ich mir ausgemalt hatte.

Ich grüßte die beiden, ging an ihnen vorbei und setzte mich neben Keelin. Er stürzte sich sofort auf die Baumwurzelknollen und das nagende Geräusch seiner Zähne war für lange Zeit das Einzige, was zu hören war.

Mahedan eröffnete irgendwann das Gespräch: „Er kommt zur Ruhe!“, sagte er.

Ich nickte nur.

Aber Mahedan war noch nicht fertig. „Ich wollte schon lange mit dir reden, Aeri, aber du weichst mir aus. Natürlich. Wahrscheinlich bin ich in deinen Augen der Böse.“

Na, super. Durchschaut.

„Aber das bin ich nicht, das musst du mir glauben! Keelin ist zurzeit nicht in der Lage, sein Volk zu führen. Daher muss er seinen Platz räumen.“

Diesen Standpunkt hatte ich in den letzten paar Tagen schon öfter gehört. Mahedan war nicht der Einzige, der so dachte. Tristans fortschreitende Krankheit machte alle nervös.

„Ich kapiere nicht, warum ihr alle so drängelt“, erwiderte ich bissig. „Gebt Keelin doch einfach noch ein bisschen Zeit!“

„Aber die haben wir nicht! Tristan stirbt. Die Nachfolge muss geklärt sein, bevor das passiert.“

„Und was hab ich damit zu tun?“

„Tristan sieht dich als Keelins Sprachrohr. Wenn du ihm begreiflich machst, dass Keelin so schnell nicht klar im Hirn wird, dann hört er auf dich! Tristan kann Keelin auch in seinem verwirrten Zustand befehlen, zurückzutreten und mir das Rudel zu übergeben. Eremon und Keelin haben ihm selbst das Recht dazu gegeben, als sie ihn als Anführer anerkannten. Es könnte alles ohne Kampf und ohne Streit ablaufen – wenn du auf mich hörst!“

Ich runzelte verwirrt die Stirn. Ich? Keelins Sprachrohr. Wohl kaum. Außerdem: „Keelin wird aber bald wieder klar im Hirn sein. Wir müssen nur nach Alkamir!“

„Das ist doch lächerlich!“

„Ist es nicht!“

„Du hast jetzt die Chance, alles ins Reine zu bringen, Aeri! Die Chancen, dass Keelin jemals wieder als Mar herumläuft, sind mehr als gering. In der Sekunde, in der Tristan stirbt – und das wird sehr bald passieren –, werden die Shadun im Chaos versinken. Wir werden uns alle verwandeln und uns an einen Anführer klammern, der verrückt geworden ist. Willst du uns das wirklich antun?“

Hm. Ich war verunsichert. Von der Seite hatte ich es noch nie betrachtet.

„Tristan muss zurücktreten, genau wie Keelin!“

„Ja, klar. Und natürlich wirst du der neue Anführer. Ganz uneigennützig.“

„Es ist die beste Lösung. Ich bin die einzige Chance für unser Volk.“

„Sprichst du da von den Shadun oder auch von den restlichen hier lebenden Mar?“

Ah, da hatte ich ihn. Er schwieg.

„Glaub ja nicht, ich bin auf den Kopf gefallen, nur weil ich in einer einsamen Berghütte aufgewachsen bin!“, warnte ich ihn. Keelin hörte auf zu kauen und blinzelte beunruhigt in die Runde. Er nahm die Drohung in meinen Worten wahr und überlegte gerade, ob Mahedan eine Gefahr für mich war. Bevor er dumme Dinge tun konnte, legte ich ihm beruhigend die Hand auf den gewaltigen Rücken. Er kaute weiter, behielt Mahedan aber im Auge.

Mahedan sah ein, dass ich ihn ertappt hatte und versuchte es mit Ehrlichkeit: „Ich will gar nicht abstreiten, dass ich diese Gemeinschaft für völligen Blödsinn halte. Wir Shadun ordnen uns keinem anderen Volk unter. Wir sind die stärkste Partei, wir sollten führen. Aber das ist Politik

und liegt noch weit in der Ferne. Erst einmal geht es darum, dass wir keinen wahnsinnigen Anführer haben sollten.“

Ich hätte ihm jetzt gerne die Augen ausgekratzt, einfach aus Prinzip, aber ich riss mich zusammen. Aus seiner Sicht war er wohl auch im Recht. Bei den Shadun herrschten nun einmal die Stärksten, das lag ihnen im Blut.

Dass ich das für gequirelte Geisterkacke hielt, stand auf einem anderen Blatt.

Bevor ich mich jedoch um Kopf und Kragen reden konnte, tauchte Brahn plötzlich auf. Er tauchte eigentlich immer genau da auf, wo er gerade dringend gebraucht wurde. Wahrscheinlich war das seine größte Gabe.

„Gibt’s ein Problem?“, erkundigte er sich mit deutlich drohendem Unterton. Mahedan warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu und stand dann auf.

Bevor er aber ging, sah er mich noch einmal scharf an. „Denk drüber nach, Aeri! Keelin würde niemals wollen, dass sein Volk wegen ihm in Gefahr gerät. Also: Du hast es in der Hand. Hör auf, Tristan irgendwelche Flöhe ins Ohr zu setzen, dass du Keelin zurück zu uns bringen kannst. Das kannst du nämlich nicht. Wir verschwenden nur wertvolle Zeit!“

„Das reicht jetzt!“, sagte Brahn scharf. „Lass das Mädchen in Ruhe!“

„Ich hab auch alles gesagt, Brahn. Du brauchst dich also gar nicht so aufzuspielen!“ Mit diesen Worten ließ er uns einfach stehen. Wir sahen ihm schweigend hinterher, bis Damian das, was uns allen im Kopf herumging, mit einem einzigen Wort zusammenfasste: „Arschloch!“, sagte er verächtlich und spukte auf den Boden.

Ich gab ihm in Gedanken zwar recht, aber der Funke eines Zweifels war in meinem Kopf gesät. War ich wirklich für die Zukunft der Shadun verantwortlich?

Brahn schien zu spüren, was ich dachte, denn er unterbrach meine beginnenden Selbstzweifel. „Hör nicht auf ihn, Aeri! Er war schon immer gut im Argumentieren. Blöd nur, dass seine Argumente grundsätzlich egoistischer Natur sind. Er glaubt, nur er weiß, was richtig für die Shadun ist. Er ist ein Hohlkopf und ein Schwätzer. Mehr nicht.“

Aber Mahedan war kein Schwätzer. Er war bereit zu kämpfen. Das hatte er mir heute mehr als deutlich gemacht.

An diesem Abend verließ ich Keelin mit einem ausgesprochen unguten Gefühl. Wie viel Wahrheit steckte in Mahedans Worten? Hatte er mir nur Angst machen wollen? Oder hatte er womöglich ein kleines bisschen recht. Die Frage war nämlich: Wie krank war Tristan wirklich?

Die nächsten Tage beobachtete ich Tristan noch viel genauer, jede seiner Bewegungen, jedes Zucken seiner Muskeln – und da wurde mir allein bei seinem Anblick klar: Wir hatten nicht mehr viel Zeit, um Keelin ins Leben zurückzuholen.

Kapitel 19 – Die Flucht

Der Tag unserer Flucht begann höchst dramatisch – und das war der Auslöser, dass ich es überhaupt wagte, mit Keelin abzuhausen.

Ich schlief oben in meinem Zimmer und ich träumte gerade von meinen Dipdaps im Schrank, da wummerte es plötzlich an der Haustür. Ich saß senkrecht im Bett.

Hastig stand ich auf, huschte durch das verlassene Haus und öffnete die Tür. Vor mir stand Brahn, besorgt, panisch.

„Wo ist Liah?“, fragte er ohne Begrüßung.

„Keine Ahnung!“

Doch Liah war ausnahmsweise mal Zuhause, denn sie rief von oben herab: „Ich bin hier!“ Sie kam geschickt wie ein Äffchen zu uns hinunter, die Haare voller Äste und Geister.

„Danae ist weggelaufen und Tristan liegt ohnmächtig im Schlafzimmer. Wir müssen sie finden. Kümmere du dich um Tristan. Aeri, du kommst mit mir! Kein Wort zu irgendjemandem, verstanden?“

Ich folgte ihm noch im Nachthemd, ein langes, weißes Kleid, das mir bis zu den Fußknöcheln reichte. Die Schuhe standen zum Glück neben der Tür. Noch während ich sie mir über die Füße stülpte, hüpfte ich neben Brahn her.

„Wen suchen wir?“

„Danae. Tristans Frau.“

Okay. Die Information musste ich erst mal kurz verdauen. Tristan hatte eine Frau? Eine Ehefrau? Bei allen Dunkelgeistern ...

„Oh, hä, hm...“, brachte ich unsinnig hervor. „Wie sieht sie denn aus?“

„Wie ein Skelett: ein abgemagerter Mensch, etwa deine Größe, mit Wahnsinn in den Augen. Wenn du sie siehst, wirst du wissen, dass es Danae ist. Glaub mir.“

Ein Mensch? Tristan war mit einem Menschen verheiratet?

„Braune Haare? Schwarze?“

„Sie hat gar keine Haare mehr. Alle ausgefallen. Und jetzt such und versuch dabei möglichst unauffällig zu sein!“

Weil ich ohnehin sprachlos war, huschte ich einfach los.

Pech für uns: Das Dorf schlief eigentlich nie.

Es waren zwar deutlich weniger Mar unterwegs, aber die Asannen ruhten sich häufig bis mittags aus und waren entsprechend noch weit bis nach Mitternacht unterwegs. Von daher traf ich noch so manchen neugierigen Mar. Ich wich ihnen aus und suchte stattdessen nach einem Skelett.

Stunden später wurde ich immer ratloser. Ich eierte in der Gegend herum, ohne so genau zu wissen, wo ich mich überhaupt befand. Gerade stolperte ich zwischen zwei Häuserwänden her, als ich plötzlich einer hochgewachsenen Mae gegenüberstand.

„Was ist los?“, verlangte sie zu wissen. Auch sie trug noch ihr Nachthemd, hatte aber immerhin eine Lampe mit dabei. Stimmt. Licht hätte die Suche eventuell vereinfachen können. Aber die zwei Monde schienen auch so einigermaßen hell genug.

„Ich ...!“, stotterte ich nervös, aber die Frau unterbrach mich barsch: „Du bist doch Keelin Gefährtin, nicht wahr? Warum schleichst du nachts um meine Hütte rum?“

Hinter ihr tauchten zwei Männer auf, ebenfalls hochgewachsen mit weißen Haaren.

Ich schwieg. Was hätte ich denn bitte schön sagen sollen?

„Brahn ist auch unterwegs“, sagte einer der Männer und trat neben die Frau. An der Art, wie er ihr die Hand auf den Rücken legte, erkannte ich, dass sie wahrscheinlich seine Ehefrau war. „Er sucht ganz offensichtlich nach etwas. Oder jemandem.“

Alle drei blickten mich fragend an. Ich wurde rot.

Da seufzte die Frau. „Danae ist also wieder abgehauen. Alles ist gut, Mädchen. Wir stehen auf eurer Seite. Also los: Wir suchen mit!“

Soviel dazu, unauffällig zu sein. Es dauerte nicht lange, da suchte so ziemlich jeder Mae mit. Den ohnehin noch wachen Asannen entging das natürlich nicht und bald schon schlossen sie sich an. Gleich darauf erkundigte sich der erste Shadun, was denn los sei – und nur Minuten später war das ganze Dorf auf den Beinen.

Brahn sparte sich jeden Kommentar, als ich neben ihn trat. Er warf mir nur einen kurzen Blick zu und nickte dann in Keelins Richtung.

„Lass uns kurz mal da rübergehen!“, sagte er. Ich folgte ihm neugierig. Damian erwartete uns bereits. Wie lange waren denn bitte seine Schichten? Es schien, als stünde er eigentlich immer hier.

Der Shadun verzog das Gesicht, als er uns sah. „Hey, Brahn! Das halbe Dorf ist ja auf den Beinen. Was ist los?“

„Danae ist abgehauen.“

„Oha. Suchen die Wachen am Tor auch mit?“

„Lino hat Dienst. Er sagt, er habe das Tor ein Stückchen geöffnet, damit wir auch draußen suchen können.“

Die beiden wechselten einen kurzen Blick. Mir war, als würde mir da irgendwas zwischen den Zeilen entgehen.

„Hmhm!“, machte Damian. „Dann sollte ich wohl mal mithelfen, nicht wahr?“

„Schätze schon“, erwiderte Brahn.

„Passt du auf Keelin auf?“

„Klar!“

Sprachlos beobachtete ich, wie Damian Brahn die Schlüssel mit den Worten „Nur für alle Fälle“, in die Hände drückte und davon spazierte.

Brahn wartete gar nicht erst ab, bis Damian um die nächste Ecke verschwunden war. Er hockte sich neben Keelin und nestelte an den Ketten herum.

„Jetzt kommt es auf dich an, Aeri“, sagte er. „Einfach Richtung Mauer und dann durchs Tor. Es müsste eigentlich offen stehen.“

„Warum hilfst du uns jetzt? Ich dachte, du willst nicht, dass wir nach Alkamir gehen“, erwiderte ich, während mir das Herz bis zum Hals schlug.

„Ich ...“

Weiter kam er nicht mit seiner Erklärung. Er unterbrach sich selbst mitten im Satz und starrte auf etwas hinter meinem Rücken. Sofort drehte ich mich um.

Tristan kam auf uns zu. Oder, besser gesagt: Er versuchte es. Gerade brach er in die Knie ein, etwa zwanzig Meter von uns entfernt. Brahn ließ sofort Keelins Ketten los und sprintete zu seinem Freund hinüber.

Ich folgte ihm natürlich.

Tristan sah jetzt richtig gruselig aus: Das komische Geflecht auf seinem Gesicht spannte sich über seine komplette Haut, die Augen lagen so tief in den Höhlen, als sei er bereits am Verrotten.

Und er roch nach Tod.

Ich kniete mich dennoch neben ihn und stützte seine Schulter, damit er halbwegs aufrecht sitzen konnte. Sein Puls raste, während er nach Atem rang.

Brahn wollte etwas sagen, aber Tristan hob mahnend die Hand. Dann wandte er sich mühsam an mich, die Augen voller Qual. „Es ist soweit. Mahedan wird mich gleich herausfordern. Nutz die Chance und flieh während des Kampfes. Falls das nicht klappt, warte

einfach auf Liahs Reaktion. Sie wird ausrasten, ganz sicher. Das ist dann eure letzte Chance oder Mahedan wird Keelin ohne viel Federlesen töten.“

Mir war, als hätte mir jemand mein Herz zerdrückt. Vermutlich wurde ich aschfahl, denn Brahn packte jetzt nicht nur Keelins, sondern auch meine Schultern. Das lenkte Tristans Aufmerksamkeit auf Brahn.

„Wenn Mahedan Prinz wird, unterwirf dich ihm. Wehr dich nicht. Er würde nur die Chance nutzen, dich legal töten zu dürfen. Pass auf Liah auf. Es wird sie sehr hart treffen.“

„Warum sollte Mahedan dich ausgerechnet jetzt zum Kampf auffordern?“ Brahn wirkte verwirrt. Gleichzeitig hörten wir Rufe von der Mauer her.

„Danae ist tot“, erklärte Tristan schlicht. „Entweder er fordert mich jetzt heraus oder ich sterbe eines natürlichen Todes. Das wird er zu verhindern wissen.“

Tristan spuckte Blut ins Gras und kämpfte danach um jeden Atemzug. „Aeri. Ich will dich nicht belügen. Du wirst wissen wollen, warum Keelin nach Alkamir will.“

Ich nickte.

Tristan verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf als kämpfe er um jeden seiner Gedanken. Er seufzte. „Ich kann es dir nicht sagen.“

So langsam reichte es mir. Sterbender Fürst hin oder her: Die Geheimniskrämerei ging mir auf die Nerven. „Warum nicht?“, fragte ich barscher als in so einer Situation angebracht.

„Weil du ihn sonst vielleicht nicht hinbringen würdest. Aeri, ich weiß nicht, was Keelin sich in Alkamir verspricht. Ich bin mir nicht mal sicher, ob er überhaupt selbst weiß, was ihn da erwartet. Aber ... vielleicht hat er ja eine rettende Idee, an die wir gerade nicht denken.“

Die Sache ist nur die: Weder Brahn noch ich noch Liah haben so viel Zuversicht wie er. Aber ich möchte, dass du weißt, dass wir ihn nicht opfern wollen, dass wir Hoffnung haben. Sag ihm das, wenn es soweit ist. Aber bring ihn hin. Versprich es mir.“

Ich starrte Tristan ungläubig an. Da war wieder das Wort gewesen. Opfern. Und allein die Tatsache, dass ich Keelin nicht nach Alkamir bringen würde, wenn ich den Grund für seinen Gedächtnisschwund verstehen könnte, sagte ja wohl alles: Ich würde ihn nicht hinbringen. Fertig.

Nur: Tristan sah mich fürchterlich flehend an, als hinge unser aller Leben davon ab. Vielleicht war das ja auch so. Es wäre nur hilfreich gewesen, mir das genauer zu erklären.

„Versprich es!“, flehte Tristan noch einmal. Von hinten hörte ich Mahedan bereits rufen. Er verlangte nach Tristan. Gleich hatte er uns gefunden.

Ich bekam Panik. Das lag zum einen daran, dass ich Zeitnot mal so gar nicht kannte - im Wald hatte ich genügend Zeit, mir morgens auf die Sekunde genau auszudenken, wie mein Tag verlaufen sollte -, zum anderen war es ungewohnt, ein Versprechen geben zu müssen. Dazu eines, das ich so gar nicht geben wollte.

Allerdings war mir auch klar, dass man einem Sterbenden nicht so einfach seinen letzten Wunsch abschlagen durfte. Aber hier ging es um Keelins Leben!

Mein Mund plapperte daher auch schon das heraus, was mir mein Herz vorgab.

„Das kann ich dir nicht versprechen“, erklärte ich mit erstaunlich fester Stimme. Ich konnte echt gefühlskalt werden, wenn es um Keelins Leben ging. Allerdings bemühte ich mich nun doch, meine Worte etwas zu entschärfen: „Aber ich werde alles tun, um Keelin zu retten. Versprochen. Wir brauchen nur noch etwas Zeit! Vielleicht gibt es ja eine andere Lösung als Alkamir!“

„Tristan!“, brüllte es von hinten. „Ich fordere dich zum Kampf!“ Mahedan hatte uns entdeckt. Er stapfte auf uns zu, hinter ihm eine ganze Armee von Shadun. Alle waren in heller Aufregung.

Tristan schüttelte ungläubig den Kopf angesichts der auf ihn zu rollenden Szene. „Mahedan wird dir keine Zeit lassen. Wir können froh sein, wenn du es überhaupt noch bis

Alkamir schaffst. Er hat nämlich kein Interesse daran, dass Keelin wieder normal wird.“ Ein letzter Blick zu mir. „Noch was! Sollte Keelin gleich zum Mar werden ... schätze, das ist gar nicht so unwahrscheinlich ... dann halte ihn auf, Aeri! Er darf noch nicht mit Mahedan um die Vorherrschaft kämpfen. Wenn er gewinnt, was ziemlich sicher passieren wird, dann hätten die Shadun tatsächlich einen völlig verwirrten Anführer. Halt ihn auf. Er darf erst kämpfen, wenn er wieder normal ist.“

Ich war verwirrt. „Aber Keelin ist doch jetzt schon Prinz!“

„Wir wissen nicht genau, wie die Magie das sieht. Eigentlich bin ich der Prinz, aber in Stellvertretung.“ Tristan rieb sich die tränenden Augen, während Mahedan immer näher kam. „Es kann sein, dass sich das Volk der Shadun nach meinem Tod Mahedan anschließen muss, vielleicht geht die Nachfolge auch an Keelin. Aber egal, was passiert: Ihr müsst hier weg. Versprich mir zumindest das!“

Das war kein Problem. Ich wollte gerade ohnehin nichts sehnlicher als diesem Drama hier zu entkommen. „Versprochen!“, sagte ich hingebungsvoll.

Tristan nickte. Und während Mahedan uns irgendetwas Unflätiges entgegen brüllte, wandte sich Tristan noch mal an Brahn, als sei sein Gegner gar nicht da. „Richte Liah bitte aus, dass es nichts zu verzeihen gibt. Es gehören immer zwei dazu – und es hat mir die Welt bedeutet. Und halt sie zurück, Brahn. Lass nicht zu, dass sie sich selbst zerstört ... oder andere.“

Brahn nickte geschockt und tat auch dann nichts, als Tristan sich sanft aus seinem Griff löste und Mahedan entgegen trat.

Ganz allein. Er wirkte so verloren wie das letzte Blatt am Baum.

Immerhin kam jetzt etwas Bewegung in Brahn, denn er zog mich hoch. „Nimm“, flüsterte er. Schon drückte er mir den Schlüssel für Keelins Ketten in die Hand. „Und mach dich bereit!“

Ich stahlte mich innerlich für das, was jetzt kommen würde – aber auf so etwas kann man sich nicht vorbereiten. Mahedan zeigte mit seiner Schwertspitze auf Tristans Brust und donnerte: „Ich fordere dich zum Kampf. Deine Kraft gegen meine. Du bist zu schwach, um die Shadun noch länger zu führen.“

„Was glaubst du denn, wer Anführer wird, wenn ich sterbe?“, erwiderte Tristan mit unendlich müder Stimme. „Ich leite die Shadun nur. Wenn ich sterbe ...“

„... dann werde ich die Shadun führen!“, unterbrach Mahedan.

„Oder Keelin“, widersprach Tristan.

Mahedan zischte genervt. „Das wird die Magie zu entscheiden haben. Aber eins sag ich dir: Ich werde nicht zulassen, dass mein Volk von einem verrückten Wolf mit Gedächtnisschwund geleitet wird. Also egal, wie unser Kampf ausgeht: Diese Nachfolge wird heute Nacht, hier und jetzt, geklärt!“

Tristan zuckte die Achseln und vollführte mit der Hand eine kreisende Bewegung. Sein Schwert erschien in der Luft vor ihm.

Jetzt schaltete Brahn sich doch noch ein. Mit hochrotem Kopf trat er neben Tristan. „Mahedan, wie kannst du es wagen, zu diesem Zeitpunkt einen Kampf zu fordern. Das ist nicht ehrenhaft, eines Shadun unwürdig. Du willst einen sterbenden Mann massakrieren!“

„Er ist schwach! Und wir stehen hier jetzt nur, weil ihr mich all die Jahre zurückgehalten habt, als noch Zeit genug war, einen fairen Kampf zu kämpfen. Und wir stehen hier, weil Eremon zu schwach war, sein eigenes Volk zu führen und es stattdessen in die Hände seines wahnsinnigen Sohnes und eines kranken Narren gelegt hat!“, brüllte Mahedan als Antwort.

Ich duckte mich instinktiv. Brahn hingegen verzog keine Miene.

„Du bist hier der Narr, Mahedan“, erwiderte er kalt. Er hätte noch mehr dazu zu sagen gehabt, aber Tristan hob in seiner gewohnt herrischen Art die Hand.

„Genug, Brahn. Ich befehle dir, jetzt zurückzutreten und dich nicht mehr einzumischen.“

Es wurde alles gesagt.“

Brahn zitterte zwar vor Wut, musste sich aber offenbar Tristans Befehl geschlagen geben. Er trat zur Seite, die Hände zu Fäusten geballt.

Keelin schnaufte fragend neben mir und lenkte dadurch meine Aufmerksamkeit auf sich. Mein Wolf beobachtete das Geschehen mit gespitzten Ohren, schien aber nicht zu verstehen, dass gerade sein bester Freund im Begriff war zu sterben.

Ich hingegen schlotterte am ganzen Körper, während sich die übrigen Shadun in einem lockeren Halbkreis um die beiden Kontrahenten formierten. Keelin und ich standen auf der anderen Seite, offenbar traute sich niemand näher an uns heran.

Auch gut.

Innerhalb der Menge hörte ich noch ein paar mahnende Stimmen, die Mahedan zur Vernunft bringen wollten, aber offenbar war es sein gutes Recht, Tristan zum Kampf zu fordern. Niemand schritt wirklich ernsthaft ein, die Asannen ebenso wenig wie die Mae, die lautlos an der rechten Seite neben dem Kampfplatz erschienen waren.

Viele Augen waren nass vor Tränen, doch niemand sagte etwas.

Zumindest nicht, bis im Hintergrund eine Stimme ertönte, die vermutlich nicht nur mir die Haare zu Berge stehen ließen: „Was ist hier los? Warum steht ihr hier alle mit Trauermine rum? Lasst mich doch mal durch, ihr Narren!“ Liah bahnte sich ihren Weg durch die Menge.

Mein Herz sank bis zum Erdkern.

Mahedan schien die Stimme ebenfalls gehört zu haben, denn mit einem Mal hatte er es eilig. Eine herrische Bewegung, schon flammte ein Kreis um ihn und seinen Gegner auf, trennte beide von mir, von Keelin, von Liah.

Die Elementarmagierin sagte wohl noch etwas, doch ich wandte den Blick vom Geschehen ab. Was jetzt folgte, wollte ich eigentlich weder sehen, noch hören.

Denn Tristan sterben zu sehen – das war das Letzte, was ich ertragen konnte.

Statt mich der Szene zu stellen, beugte ich mich zu Keelin hinunter und schloss mit zitternden Fingern die Halskette auf. Sie klirrte verräterisch, aber niemand achtete auf mich.

Dann begann der Kampf.

Ich hob auch nicht den Kopf, als ich Mahedans Kriegsgeschrei hörte.

Das Klirren eines Schwertes, das auf ein anderes prallte.

Das Keuchen der Menge.

Das Stöhnen aus Tristans Mund.

Ich blickte auch nicht auf, als ich Liahs entsetztes Kreischen vernahm, der mir durch und durch ging: höher, schriller, entsetzter, panischer als alles, was ich je aus der Kehle eines Wesens gehört hatte.

Und erst recht blickte ich nicht auf, als ich Tristans letzten Schrei hörte. Heiser, dumpf, erstickt, voller Schmerzen.

Stattdessen fixierte ich mich auf diese eine Aufgabe: Keelin hier herausholen, heraus aus dieser Hölle, aus dieser Horde Verrückter. Aus dem Loch, das einmal seine Heimat gewesen sein mochte.

Die Kette um sein rechtes vorderes Bein sprang auf, als ich Liah an mir vorbeihuschen sah. Die Kette um sein linkes vorderes Bein öffnete sich, als Liah vor Tristan in die Knie sank und Mahedan wie eine Irre anschrte. Und die Kette um sein linkes hinteres Bein wäre wohl aufgesprungen, wenn ...

... wenn Keelin sich nicht gerade in dieser Sekunde verwandelt hätte.

Sein Blick war mörderisch.

Seine Haltung versprach Krieg.

Und seine Stimme war schneidend wie kalter Stahl, als er sprach: „Mahedan.“

Nur dieses eine Wort.

Ich erstarrte vor Schreck, immer noch in der Hocke, und blickte verwirrt sein Bein an, das auf einmal so menschlich (pardon: marisch) war. Ach, nein!, dachte ich dumpf. Nicht ausgerechnet jetzt. Es wäre so einfach gewesen, den Wolf hier herauszubringen. Er wäre mir überall hin gefolgt. Keelin als Mar war da eine andere Nummer.

Er zitterte vor Entsetzen, als er kapierte, was sich gerade vor seiner Nase abspielte. Seine Augen war riesig, das Gesicht wie aus Stein.

Ganz anders dagegen Mahedan. Der lächelte doch tatsächlich, ein bisschen kalt, ein bisschen brutal, aber – ganz vielleicht – auch ein bisschen entschuldigend. Dennoch zog er ungerührt sein Schwert aus Tristans Brust und schlenderte gelassen auf Keelin zu.

Mir wurde eisig. So sah vermutlich jemand im Blutausch aus.

„Keelin. Beehrst du uns noch mal mit deiner Anwesenheit. Das trifft sich gut. Wie du siehst, räume ich hier gerade auf.“ Mahedan deutete mit dem Schwert auf den schlaffen Körper am Boden. Ich bemühte mich, nicht allzu genau hinzusehen. Zum Glück verdeckte Liah mir die Sicht, da sie sich gerade über Tristan beugte.

Mahedans nächste Worte fesselten mich: „Ich bin jetzt neuer Prinz der Shadun. Hast du was dagegen?“

Eine lange Pause trat ein, in der alle Shadun scheinbar in sich selbst hineinhorchten. Vermutlich versuchten sie zu ergründen, wer jetzt der Prinz war.

Mahedan oder Keelin?

Zu meinem Entsetzen beugte Keelin den Kopf. „Du bist der Prinz“, sagte er langsam.

Okay ... allmählich erkannte ich, was Liah mit der gequirkten Geisterkacke in Sachen Shadun-Ehre gemeint hatte. Entschlossen packte ich Keelins Bein und nestelte am vorletzten Schloss herum, erstarrte dann jedoch, als Keelin weitersprach: „Aber du hast nur Tristans Position. Als Stellvertreter der Shadun. In Wirklichkeit - bin ich der Prinz.“

Mahedan nickte bestätigend und zuckte gleichzeitig mit den Schultern. „Dann werden wir diese Zwitterstellung jetzt ein für alle Mal beenden. Keelin, ich fordere dich hiermit ...“

Weiter kam er nicht, denn Liah explodierte in dieser Sekunde. Sie war aufgesprungen und schlug ihm mit beiden Fäusten heftig auf den Rücken. Dabei schrie sie in einem fort: „Du verdammtes Arschloch!“

Sie sah zum Fürchten aus: Ihre Haare waren abrupt von bunt zu schwarz gewechselt. Die Linien in ihrem Gesicht flammten jetzt feurig rot – und wenn ich mich nicht irrte, glühten selbst ihre Augen. Zu allem Überfluss peitschten ihre Haare ihrer Stimmung entsprechend zornig um sie herum, ihre Kleidung machte gleich mit.

Doch das Schlimmste war, dass selbst die Geister zornig grollten. Nicht die friedlichen Elementargeister, oh nein: Das hier waren andere. Gefährliche. Tödliche. Wütende.

Ich spürte, wie Liahs Hass sie anzog, wie sie tief unter der Erde auf sie zueilten oder von hoch oben aus den Lüften herunter sausten. Und je näher sie kamen, desto mehr verzogen sich die friedlichen Elementargeister, bis sich letztlich alle in Sicherheit gebracht hatten.

Zeit für mich, zu verschwinden.

Ich weiß nicht, ob Liah noch so weit bei Verstand war, dass sie Mahedan absichtlich genau im richtigen Moment unterbrochen hatte. Hätte Mahedan es geschafft, Keelin zum Kampf aufzufordern, wäre dieser wohl darauf eingegangen. So aber starrten alle nur entsetzt Liah an, die wie eine Rachegöttin auf Drogen wirkte.

Wer war hier wahnsinnig?

Mahedan schien wohl auch erkannt zu haben, dass von Keelin gerade weniger Gefahr ausging als von Liah. Er wandte sich ihr zu und musterte sie, machte sogar zwei Schritte von ihr weg.

Ein Brausen erklang, weit hinter der Mauer, doch es kam näher. Gleichzeitig war ein Dröhnen unter der Erde zu hören – und auch das kam auf uns zu. Es klang bedrohlicher als alles, was ich bislang gehört hatte. Selbst der Sturm, der mich fast getötet hätte, hatte dagegen harmlos gewirkt.

„Brahn!“, schrie ich durch den Lärm. „Tu doch was!“

Aber Brahn wirkte genauso hilflos wie alle anderen. Sein panischer Blick sagte deutlich, dass eine zornige Elementarmagierin über sein Wissen hinaus ging.

Nicht gut. Gar nicht gut.

Zum Glück schüttelte Keelin neben mir seinen Schock als erster ab. Er nahm mir die Schlüssel aus der Hand, ließ seine Fußfesseln aufschnappen und stürmte dann auch schon nach vorne.

Keine Sekunde zu früh, denn Liah griff an: Etwas fegte Mahedan von den Füßen und schleuderte ihn zehn Meter durch die Gegend. Er krachte mit einem fürchterlichen Geräusch auf der Erde auf.

Wir erstarrten vor Schreck, erst Recht, als Liah mit einem Mal in Flammen aufging und parallel dazu wie von Sinnen schrie: „Du hast ihn getötet, Mahedan. Du hast ihn getötet!“

Sie war eine Gestalt aus meinen schlimmsten Albträumen. Ehrlich. Trotzdem hetzte ich Keelin nach, der über den sich duckenden Brahn hinübersprang und Liah trotz des Feuers um ihre Gestalt einfach an den Schultern packte. Offenbar sah das Feuer nur effektiv aus, war aber nicht heiß. Verrückt.

Ich kam nicht weiter dazu, über das Feuer um Liah herum nachzudenken, denn Keelin schüttelte die Elementarmagierin gerade heftig durch, als sei sie ein störrisches, kleines Mädchen.

„Liah, hör auf! Hör auf!“, schrie er sie an.

Liah reagierte sofort.

Sie warf ihm einen flammenden Blick – der leider wortwörtlich zu nehmen ist - zu und hob nur eine Winzigkeit ihre Hände. Keelin wurde zu Boden gefegt, als sei eine Stierherde über ihn hinweg getrampelt.

Zum Glück blickte sie sich sofort wieder nach Mahedan um und übersah mich.

Wie gesagt, ich bin ein praktisch veranlagtes Mädchen. Und während meiner Zeit in meiner Hütte hatte ich eins gelernt: Mit vor Wut rasenden Wesen konnte man nicht verhandeln. Man musste sie töten – oder zumindest k.o. schlagen.

Ich schätze, der merkwürdige Feuergeist, der sich um Liah schlang, griff mich nur nicht an, weil ich ebenfalls eine Feyann bin. Er warf mir zwar ein fragendes Gefühl entgegen, tat aber nichts, als ich meine Fäuste schwang.

Ich traf Liah genau an der Schläfe. Sie ging zu Boden, ausgeknockt von meinem Schlag purer Verzweiflung. Fast sofort verpufften die schrecklichen Elementargeister, ausgeknipst in der Sekunde, in der Liahs Hass sie nicht mehr band.

Ich war wohl die einzige, die noch stand. Alle anderen hatte es einfach von den Füßen gefegt, andere hatten sich ängstlich geduckt, um den Flammenschweif auszuweichen, die plötzlich durch die Luft gezischt waren.

Ausgerechnet Mahedan war es, der sich als nächstes regte, sich mühsam auf ein Knie hochstemmte. Er sah definitiv so aus, als sei ein Blitz in ihn gefahren, wirkte aber auch entsprechend wütend. Verdammt. Der Mann war zäh.

Ich dachte nicht mehr großartig darüber nach, sondern lief zu Keelin hinüber, der immer noch ausgestreckt am Boden lag. Oh, bitte, lass ihn nicht verletzt sein!, dachte ich und schüttelte ihn hektisch.

Er stöhnte, öffnete aber immerhin die Augen.

„Steh auf!“, schrie ich ihn an und zerrte wild an seiner Hand. Immerhin setzte er sich auf,

um in die Runde zu blinzeln.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Mahedan sich auf das nächste Knie hochstemmte. Auch ihm schien der Schädel zu dröhnen, denn er barg das Gesicht für einen Moment in den Händen.

Ich hatte kein Mitleid mit ihm, zog dafür aber noch hektischer an Keelin herum.

Wenn Mahedan merkte, dass Keelin frei und Liah ausgeschaltet war, würde es vielleicht doch noch zum Kampf kommen. Das würde ich verhindern, das schwor ich mir innerlich bei allen Geistern dieser Welt – ob gut oder böse.

Endlich kam so was wie Intelligenz in Keelins Gehirn zurück. Er reagierte auf mein Ziehen und kam auf die Beine, parallel mit Mahedan.

Die beiden blickten sich über eine Entfernung von etwa zehn Meter bitterböse an. Ich trat entschlossen zwischen sie. „Wir gehen jetzt, Keelin!“, erklärte ich mit festerer Stimme als ich erwartet hatte. „Kämpfen kannst du, nachdem du wieder ein vollständiger Shadun geworden bist!“

Und tatsächlich: Keelin nickte. Er nahm meine Hand, drehte sich um und schlängelte sich durch die Menge sich aufrappelnder Mar hindurch.

Hinter uns brüllte Mahedan aus Leibeskräften: „Haltet sie auf. Haltet sie verdammt noch mal auf!“

Aber da hatte Keelin bereits auf seinen zwei Finger gepfiffen und ein schwarzer Schatten preschte von rechts heran. Nasur. Nicht schon wieder.

Das Pferd erkannte mich wohl auch, denn es musterte mich misstrauisch. Diesmal trug es kein Zaumzeug oder Sattel, offenbar kam es gerade von der Weide. Keelin störte sich nicht daran. Er packte mich, hievte mich mit Schwung auf den Pferderücken und hüpfte gleich hinterher.

Ich klammerte mich ängstlich an der Pferdemähne fest und wartete auf den Ruck, der auch gleich kam: Nasur jagte los.

Diesmal sprang uns niemand in den Weg. Alle waren noch viel zu geschockt über das Geschehene, um überhaupt zu reagieren. Während Mahedans wütende Rufe immer leiser wurden, näherten wir uns dem Tor. Meine Sorge wuchs: Was, wenn es geschlossen war?

Doch hier stand ein einsamer Wächter. Damian. Dunkel, als wäre es ein Jahrhundert her, erinnerte ich mich, dass er hier nach Tristans Frau suchen wollte. Jetzt öffnete er uns das Tor, als würde er derlei jeden Tag tun. Er blickte uns nicht an, als wir an ihm vorüberpreschten. Vielleicht konnte er sich nur so Mahedans direktem Befehl widersetzen.

Dann waren wir durchs Tor und Nasur streckte sich, um im vollen Galopp die Festung hinter sich zu lassen.

In all der Zeit spürte ich Keelins stahlharten Körper an meinem Rücken. Er sorgte dafür, dass ich nicht herunterfiel, bildete durch seine Arme rechts und links zwei Barrieren, um mich zu halten. Gleichzeitig waren sie auch eine Mauer, die uns trennte.

Er war angespannt, was ich ihm garantiert nicht verdenken konnte. Auch ich war noch so fassungslos, dass ich kaum einen vernünftigen Gedanken zu fassen bekam.

Tristan war tot. Tristan war ernsthaft tot.

An Liah wagte ich gar nicht zu denken. Was würden sie wohl mit ihr machen, so hilflos, wie sie da am Boden lag?

Und Brahn? Was würde er tun?

Als meine Gedanken Richtung Mahedan wanderten, wagte ich einen hastigen Blick zurück. In weiter Ferne ahnte ich mehrere Reiter. Sie hatten also die Verfolgung aufgenommen. Doch Nasur war das schnellste Pferd der Welt, hatte Liah mir erzählt. Mit Abstand.

So schnell würden sie uns also nicht einholen können. Zumindest das war ein echter

Trost.

Und so jagten wir dahin, schweigend, verstört.

Irgendwann seilte sich Meeha vorsichtig aus meinen Haaren ab und hockte sich als winzige Maus auf meine Schulter. Mit merkwürdig orangenen Tentakeln, die aus ihrem Kopf wuchsen, klopfte sie mir ermutigend gegen den Hals. Dann klammerte sie sich fest und ließ ihre Tentakel im Wind wehen.

Auch sie war merkwürdig still, fast andächtig. Gerade hatte sich das Schicksal aller Völker in der Festung verändert. Es lag jetzt an uns, ihnen ihren rechtmäßigen Prinzen zurückzubringen.

Nicht auszudenken, wenn das schief ging ...

Aber Moment mal! Meine Gedanken machten innerlich eine Vollbremsung. Wollte ich denn Keelin überhaupt nach Alkamir bringen, wie Tristan es verlangt hatte? Wollte ich das Risiko eingehen, ihn zu opfern? Ihn womöglich in den Tod zu führen?

Ich beantwortete diese Frage mit einem eindeutigen Nein, sah aber auch ein, dass Keelin da ein Wörtchen mitzureden hatte. Nur: Wie fragte ich ihn, ohne dass er sich sofort verwandelte?

Und, bei allen Nachtgeistern, wie lange würde er wohl noch als Mar herumlaufen können, bevor ihn der Wolf wieder holte?

Ich beschloss, Nasur erst mal die Chance zu geben, den Abstand zwischen uns und unseren Verfolgern weiter auszubauen. Und dann war es wohl an der Zeit, ein ernstes Gespräch mit Keelin zu führen.

Kapitel 20 – Das Band der Magie

Nach drei Stunden wurde Nasur langsamer. Er war wohl nicht wirklich müde, aber die Sicht wurde schlechter. Er verfiel erst in einen langsamen Galopp, dann in einen durchrüttelnden flotten Trab und danach in einen trödelnden Schritt. Keelin ließ ihn gewähren und trieb ihn nicht noch mal an.

Ich lockerte daraufhin meinen Klammergriff um seine Mähne und erlaubte mir zum ersten Mal seit Stunden, mich ein klein wenig zu entspannen. Mir tat jeder Muskel weh, aber ich beschwerte mich nicht und verlangte auch nicht nach einer Pause.

So allmählich hasste ich das Reiten, egal ob auf einem Wari, einem Pferd oder auf Keelins Rücken.

Keelin wirkte so angespannt, dass ich mich nicht traute, das Gespräch zu eröffnen. Immerhin hatte er seine Arme zum Teil um mich gelegt und zog mich dadurch an sich. Ein schönes Gefühl. Ob er damit meinen Sturz verhindern wollte oder meine Nähe suchte, konnte ich nicht genau einschätzen. Warum er mich umarmte, war mir in dieser Situation aber auch herzlich egal.

Doch irgendwann brach er das Schweigen. „Aeri, was ist passiert?“, flüsterte er leise in mein Ohr.

Das war eine wirklich gute Frage. So ganz verstanden hatte ich es auch nicht, versuchte mich aber an einer Erklärung:

„Mahedan hat Tristan zum Kampf aufgefordert, nachdem Danae gestorben ist.“

„Wer ist Danae?“

„Tristans Frau.“

„Oh!“ Kurzes, fassungsloses Schweigen. Dann: „Das erklärt eine ganze Menge.“

Ich fand das nicht und verdrehte mir den Hals, um Keelin ansehen zu können. „Was erklärt das? Warum wird Tristan krank, wenn seine Frau eigentlich diejenige ist, die stirbt?“

„Das... ist kompliziert. Es ist das Band der Magie.“

Puff. Keelin wurde zum Wolf – und das auf einem Pferderücken. Nasur klappten abrupt die Beine weg, als plötzlich ein gigantischer und entsprechend schwerer Wolf auf seinem Hintern saß. Wir gingen alle gemeinsam zu Boden. Während ich noch mit Schreien beschäftigt war, purzelte Keelin bereits vom Pferderücken und zog mich dabei mit. Wir klatschten beide unsanft auf der Erde auf, alle Viere von uns gestreckt.

Das Pferd kam derweil mühsam wieder auf die Beine und beschloss wohl, dass es ihm mit mir und dem merkwürdigen Wesen an meiner Seite reichte. Nasur suchte kurzerhand das Weite, drehte auf dem Huf um, schnaubte empört und rannte zurück Richtung Heimat. Verdenken konnte ich es ihm nicht.

Ich hieb frustriert auf den Boden ein und blitzte Keelin böse an. „Verdammt, Keelin! Es war doch nur eine einfache Frage!“ Dann klickte etwas in meinem Hirn, aber nur ein bisschen.

Keelin verwandelte sich meistens nur so abrupt, wenn die Beantwortung seiner Frage etwas mit seiner Gedächtnislücke zu tun hatte. Interessant.

Nachdenklich rappelte ich mich hoch, während mich Keelin winselnd musterte. Meeha grummelte vor sich hin. Auch sie war bei unserem Sturz im Staub gelandet.

Das Frustrierendste an allem war, dass ich Keelin noch nicht gefragt hatte, ob wir denn jetzt nach Alkamir gehen sollten oder nicht. Hieß für mich: Ich musste entscheiden.

Ich klopfte mir den Staub vom Nachthemd und überlegte. „Keelin? Gehen wir nach Alkamir oder nicht?“, fragte ich den Wolf probenhalber, aber der legte nur den Kopf schief.

Ich hatte den weiten Weg zurückgelegt, um Keelin nach Alkamir zu bringen. Die Idee selbst stammte von Keelin. Er war also dafür. Tristan schien das ähnlich zu sehen, hatte mich

sogar kurz vor seinem Tod dazu aufgefordert, allerdings mit gewissen Zweifeln. Brahn hielt davon mal so gar nichts, Liah hingegen schon.

Ich seufzte tief. Es half ja alles nichts: Ich muss entscheiden. Die Antwort rumorte allerdings in meinem Bauch herum, fiel sie doch anders aus als Keelin es vermutlich wollte: Ich war nicht bereit, in irgendeiner Art und Weise das Risiko einzugehen, meinen Wolf zu verlieren.

Egoistisch? Klar. Natürlich. Der Wolf war alles, was ich an Familie hatte. Doch konnte ich langfristig damit leben, dass Keelins Volk für immer an Mahedan gekettet war? Dass ich ihnen ihren rechtmäßigen Prinzen vorenthielt, bloß weil ich ihn nicht hergeben wollte?

Und die Frage war ja auch: Was würde Keelin wollen?

Die Antwort war klar: Er würde alles tun, um sein Volk zu retten, auch das Risiko eingehen, dabei vielleicht zu sterben. Und wer war ich, mich gegen solch einen Wunsch zu stellen? Verdammte Geisterkacke!

„Komm, Keelin! Wir gehen nach Alkamir“, sagte ich schweren Herzens und schwang mich auf seinen breiten Rücken. Meeha hüpfte an seinem Fell entlang auf meinen Arm und zwitscherte bestätigend. Zumindest sie schien nicht der Meinung zu sein, dass ich einen tödlichen Fehler beging.

Wir hielten erst an, als es wieder stockdunkel um uns herum war und selbst Keelin kaum noch etwas sehen konnte. Zum Glück fanden wir einen einsamen Baum, unter den wir uns kuscheln konnten. Ansonsten war um uns herum nur Steppe: Gras und ein paar Büsche.

Verfolger sah ich dankenswerter Weise nicht. Wir schienen uns einen guten Vorsprung erarbeitet zu haben.

Ich drückte mich an Keelins Fell und schloss die Augen, all die schrecklichen Erinnerungen in meinem Kopf verdrängend. Während ich verträumt Keelins Kopf streichelte, döste ich weg, sagte dann aber doch: „Ich bin so froh, dass du bei mir bist!“

Dann war ich auch schon eingeschlafen.

Als ich aufwachte, hielt mich Keelin, der Mensch, in den Armen. Er lächelte, als er sah, dass ich wach war. „Ich bin auch froh, dass du bei mir bist“, sagte er leise und gab mir einen Kuss auf die Stirn.

Ich quiekte vor Freude und umarmte ihn doppelt so heftig. Er keuchte. „Du bist wieder du“, stammelte ich aufgewühlt.

„Wenn ich zur Ruhe komme und glücklich bin, dann verwandele ich mich. Deine eigene Theorie – und sie scheint zu stimmen.“ Ich ahnte nur, dass er lächelte, weil ich ja mein Gesicht an seiner Brust vergraben hatte. „Aber vielleicht kannst du mir erklären, warum du auf einmal auf meinem Rücken geritten bist und wir vor meinem Volk geflohen sind?“

Oh, nein. Die Gedächtnislücken des Wolfes. Ich zögerte und blickte ihm dabei tief in die Augen. Wie viel wusste er noch? Was hatte er vergessen?

Ich beschloss, erst einmal vorsichtig nachzufragen. Seine Antwort war entmutigend: „Ich kann mich nur noch an dich erinnern. Daran, dass du so krank warst und dass ich dich dringend nach Hause bringen musste. Zu Liah. Dass ich es geschafft habe ... das weiß ich nicht mehr.“

Ich konnte ein verzweifelter Stöhnen und die Frage „An mehr erinnerst du dich nicht?“ nicht unterdrücken. Keelin musterte mich besorgt.

„Was ist passiert, Aeri?“, hakte er auch sofort nach.

„Dein Gehirn muss ein einziger Matsch sein!“, antwortete ich ausweichend, um ein bisschen Zeit zu gewinnen. Sollte ich ihm von Tristans Tod erzählen? Und dann? Beim nächsten Mal? Ihn immer wieder mit dem Tod seines besten Freundes konfrontieren? Auf der anderen Seite brauchte ich Antworten. Also holte ich tief Luft, erzählte ihm von den Ketten, von Mahedan und dem Rat, dem Kampf und Tristans Tod, von Liahs Ausraster und unserer Flucht.

Alkamir ließ ich unerwähnt, ebenso Danae. Ich musste eine andere Möglichkeit finden, ihn diesbezüglich zu fragen. Es brachte ja nichts, wenn er sofort wieder zum Wolf wurde.

Keelin war mit jeder Silbe, die meinen Mund verließ, blasser geworden. Zum Schluss hatte er keine Farbe mehr im Gesicht und seine Miene war zu Stein geworden. Er tat mir unendlich leid. Ich konnte ihn jetzt aber nicht schonen.

„Keelin, was war da mit Liah los?“ Ich hatte mich entschlossen, die Geschichte von hinten abzufragen. „Wieso greifen Geister plötzlich an? Was waren das für Wesen?“

Keelin war wohl in Gedanken noch bei Tristans Tod und antwortete daher mechanisch: „Das waren Hexengeister. Zumindest nennt Liah sie so.“

Ich zog die Augenbrauen hoch. „Sie haben mir Angst gemacht. Um genau zu sein: Liah hat mir Angst gemacht!“

„Liah ist ja auch beängstigend.“ Jetzt seufzte Keelin tief und nahm meine Hände in seine. „Was ich dir jetzt erzähle, muss unter uns bleiben. Es ist ein Geheimnis zwischen Brahn, Tristan, Liah und mir - zumindest war es ein Geheimnis, bis Liah so ganz öffentlich ausgerastet ist. Liah ist keine Elementarmagierin mehr, schon seit dem Krieg nicht. Sie tarnt sich nur als solche, damit sie noch bei uns leben darf. Sie ist eine Elementarhexe, quasi die böse Version einer Elementarmagierin. Sobald Magierinnen die Geister dazu benutzen, zu töten, werden sie zu Hexen. Unwiederbringlich. Liah hat dagegen angekämpft, aber so ganz ist es ihr nie gelungen. Sie war immer schon ein Pulverfass.“

„Liah hat mit Hilfe der Geister getötet?“

„Im Krieg. Ja. Sie hat Tristan gerettet und dabei ihre reine Kraft verloren.“ Jetzt sah mich Keelin intensiv an. „Du musst vorsichtig sein, wofür du die Geister einsetzt, okay?“

Ich zuckte mit den Achseln. „Im Moment interessieren sich die Geister nicht für mich. Aber die Geister lieben Liah!“

„Schon. Solange sie ihre dunkle Kraft niederringt. Aber sie kann auch die anderen Geister rufen – und das macht sie so gefährlich. Sie hat versucht, Mahedan zu töten?“

Ich nickte, Tristan vergrub sein Gesicht in den Händen. „Und wo genau wollen wir jetzt hin?“

In diesem Moment hätte ich ihn wirklich gern gewürgt. Es war echt frustrierend mit ihm. „Kann ich dir nicht sagen. Sonst verwandelst du dich wieder.“ Er sah mich zweifelnd zwischen seinen Fingern her an, ich zuckte die Schultern und lächelte entschuldigend. Was das anging, würde er von mir keinen Ton hören. Aber zumindest versuchte ich ihn zu beruhigen: „Keelin. Es wird irgendwie alles wieder gut. Wir schaffen das schon!“ Dann versuchte ich es mal mit einem Scherz, um die düstere Stimmung aufzulockern: „Ich finde, wir sind schon ziemlich weit gekommen – für einen Wolf mit Gedächtnisstörungen und ein Mädchen mit ‘nem Loch im Bauch und nur einem Nachthemd am Leib.“ Meeha zirpte. „Und für eine verrückte Waldgöttin, die sich nicht für eine Gestalt entscheiden kann.“

Ich schwöre: Meeha grinste verschmitzt. Offenbar war verrückt für sie etwas Gutes.

Als ich dann aber bemerkte, dass Keelin offenbar still in seine Hände weinte, war ich doch etwas überfordert und schwor mir deshalb, ihm bei der nächsten Gedächtnislücke Tristans Tod zu verschweigen. Warum ihm immer wieder den gleichen Schock versetzen?

Aber im Moment war er traurig. Also nahm ich ihn in die Arme und streichelte ihm etwas ungeschickt den Rücken. „Wir werden dafür sorgen, dass du dich wieder an alles erinnern kannst. Das schwöre ich. Und danach wirst du nie wieder irgendwen oder irgendwas vergessen!“

Keelin erwiderte die Umarmung und drückte sein Gesicht an meinen Hals. Dabei strich er mir ebenfalls sanft über den Rücken. Ich versuchte, nicht zu viel in diese Geste hineinzuinterpretieren. Es lief mir dann aber doch ein Schauer über den Rücken, als er sagte: „Dich vergesse ich nicht.“

„Ich bin ja auch für meine Eins fünfzig ziemlich eindrucksvoll.“

Und trotz der Trauer musste Keelin ein bisschen Lachen. Es war das tollste Geräusch auf der Welt. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich ihn noch nie hatte lachen hören. Uns war in letzter Zeit auch wirklich nicht zum Lachen zumute gewesen. Weil ich bei jeder Frage befürchtete, ihn wieder in die Verwandlung zu treiben, hielt ich für die nächsten fünf Minuten einfach die Klappe und genoss unsere Umarmung. Er wurde dabei ruhiger, seine Tränen versiegt.

Und ganz plötzlich veränderte sich die Anziehung zwischen unseren Körpern. Wo ich vorher nur trösten wollte, wollte ich plötzlich und heftig ... etwas anderes. Es war, als zöge mich seine Nähe noch heftiger an, als würde ich mich noch enger mit ihm verknüpfen, als es ohnehin schon der Fall war.

Ich sehnte mich so schrecklich nach ihm, obwohl er ja direkt neben mir saß, mich in den Armen hielt. Und doch war es, als sei er unendlich weit von mir entfernt, als sähe er mich nicht so, wie ich ihn sah.

Wir waren füreinander eine Familie, die Rettung, ein Anker, Weggefährten. Aber wenn er mich so in den Armen hielt, dann wäre ich gerne noch mehr für ihn.

„Was ist?“, fragte Keelin plötzlich alarmiert und rückte etwas von mir ab.

Ich war irritiert. „Nichts!“

„Du hast dich auf einmal ganz steif gemacht. Alles gut bei dir?“

Ich konnte es nicht verhindern: Mein Gesicht lief knallrot an und in meinem Bauch fühlte es sich plötzlich an, als ob dort alle Geister dieser Welt eine Party feierten.

Ich war auch nur ein Mädchen. Ein Mädchen, das in diesem Moment echt Probleme hatte, seine Sehnsüchte in den Griff zu kriegen. Vielleicht lag es auch daran, dass meine Nerven einfach blank lagen. Dass ich so schrecklich müde war und voller Angst um ihn, um Meeha, um die anderen in der Festung und auch ein bisschen um mich.

Ich hatte schreckliche Angst, sie alle zu verlieren. Speziell Keelin.

Er spürte das natürlich. Deshalb sah er mich auch so fragend an.

Keelin sah furchtbar aus: Seine Augen waren rot umrandet, gleichzeitig hatte er gigantische Augenringe. Seine Sorgenfalten waren wieder eine einzige Kraterlandschaft – und er sah so müde aus wie selten zuvor.

„Du solltest schlafen“, entgegnete ich automatisch.

„Weich bitte nicht aus. Was ist los?“ Sofort sah ich erneute Panik in seinen Augen aufblitzen. „Ist sonst noch jemand tot? Mein Vater? Oh, bei allen Geistern ... doch nicht Brahn?“

Ich klimperte irritiert mit den Augen. Da gingen seine Gedankengänge definitiv in eine andere Richtung als meine. Hastig versuchte ich ihn zu beruhigen: „Als wir sie verließen, lebten sie alle noch. Keine Panik!“

„Was ist dann los? Du verschweigst mir was!“

Er hob die Arme und strich mir über das Gesicht. Unendlich zart. Ich kämpfte mit plötzlich aufsteigenden Tränen und beunruhigte ihn dadurch nur noch mehr. „Es ist das“, flüsterte ich schließlich.

„Was – das? Was meinst du?“

„Die Art, wie du mich gerade berührst. Wie du mich umarmst. Dass du mich überhaupt umarmst. Deshalb bin ich grad ein bisschen verzweifelt.“

Keelin starrte mich an, als sei ich von den Monden.

„Ich war lange Zeit ein ziemlich einsames Mädchen, weißt du?“, versuchte ich, es genauer zu erklären. „Der Wolf war mein Weggefährte, aber du, als Mensch ... Verzeihung, als Mar ... ich weiß nicht. Es ist irgendwie komisch. Wenn du mich so in den Armen hältst, dann werde ich ganz atemlos und mein Herz wummert heftig und in meinem Bauch entsteht ein dicker Knoten und gleichzeitig tanzen darin ganz viele Geister. Und das, obwohl ich eigentlich so

schrecklich traurig sein sollte wegen Tristans Tod, aber ...“

Ich unterbrach meine Ausführung, weil Keelins Augen riesengroß wurden. Wir starrten uns an.

„Ich weiß schon, was Liebe heißt“, sagte ich leise. Keelin rückte etwas von mir fort, was tief in mir weh tat. Ich sprach trotzdem weiter, weil ich gerade in Fahrt kam und alles raus musste. „Die Vögel schnäbeln dann ganz aufgeregt mit ihrem Partner und würgen Futter hervor. Der Bulle reibt sich die ganze Zeit an seiner Kuh und die Wölfe lecken sich das Fell gegenseitig sauber und schnüffeln am Hinterteil des anderen. Die sind dann alle ganz toll. Aber wie das bei einem Menschen oder einem Mar abläuft, weiß ich nicht.“

Keelin blinzelte und versuchte, meine tierischen Beispiele mit unserer Situation überein zu bekommen. „Also, sie würgen kein Futter hervor und füttern sich.“

„Aber sie kuscheln.“

„Ja.“

Keelin schien das Thema unangenehm zu sein, denn er richtete sich auf und brachte dadurch etwas Abstand zwischen uns. Er ließ mich los. Verdammt. Zu meiner Überraschung sah ich im Dämmerlicht des Morgens ganz eindeutig eine leichte Röte in seinem Gesicht aufsteigen, vom Hals bis zur Stirn.

Er starrte kurz ins Nichts, nahm dann aber immerhin meine Hand und sah mich an. „Ich verstehe, was du mich fragen willst. Die Mar werben umeinander ähnlich wie Menschen. Sie machen ihren Frauen Geschenke, Komplimente und laden sie zu einsamen Spaziergängen ein. Erst, wenn es eine gewisse Nähe gibt, umarmen sie sich und küssen sich auf den Mund.“ Er tippte mit der freien Hand auf seine Lippen.

„Das hab ich schon öfter gesehen“, erwiderte ich genervt. Natürlich küssten sie sich. Vorsichtig sagte ich: „Du hast mich auf den Mundwinkel geküsst. Zählt das?“

Er wurde noch roter.

„Habe ich das?“, fragte er, irritiert über sich selbst. Er schien sich wirklich nicht mehr zu erinnern. Mal wieder. „Mundwinkelküsse zählen wohl eher nicht, denke ich. Aber die Küsse, die ich meine, sind anders, intensiver.“ Er sah mich plötzlich scharf an. „Du darfst dich nicht einfach so von einem Mann küssen lassen, okay?“

Ich richtete mich auf. „Keelin, du brauchst mich nicht aufzuklären! Ich weiß schon, wie die Kälber in den Bauch der Mutter kommen. Ich hab es oft genug beobachtet. Was ich wissen will, ist, was zwischen uns beiden ist, warum ich jetzt plötzlich so fühle, wie ich fühle, ob das normal ist und wünschenswert oder ob ich mich lieber dagegenstemmen sollte. Und natürlich: Was du fühlst, das würde mich ziemlich interessieren.“

„Weißt du, normalerweise macht man das so ganz klammheimlich mit sich selbst ab, zumindest ihr Mädchen, ihr Frauen macht das so. Ihr sprecht mit euren Freundinnen darüber und dann nehmt ihr das Werben des Mannes an oder eben nicht.“

„Ich habe aber keine Freundin und niemanden, mit dem ich darüber sprechen kann“, entgegnete ich gereizt.

„Ich weiß. Und ich bin auch der erste Mann, der dich umarmt hat. Entschuldige. Ich hätte daran denken sollen.“

„Was soll das denn jetzt bitte heißen?“

„Das heißt, dass dein Körper ganz natürlich auf mich reagiert. Das hat nichts mit mir zu tun, schätze ich. Deine Auswahl war reichlich eingeschränkt und ...“

„Du willst mir jetzt nicht sagen, dass ich mich in dich verliebt habe, weil du der einzige Mann in meinem Leben bist und ich keine andere Möglichkeit hatte.“

Als ich das gesagt hatte, wusste ich, dass es ein Fehler gewesen war. Bei allen Geistern, wie hatte ich mich denn in diese Situation manövrieren können? Ich ruderte hastig zurück.

„Also, ich will damit nicht sagen, dass ich in dich verliebt bin oder so. Ich weiß ja noch nicht mal, wie sich das eigentlich anfühlt und ob es sich so anfühlt, wie ich mich gerade fühle, aber ... keine Ahnung.“

Keelin saß stocksteif da. Ich wandte den Kopf ab, damit er die Tränen in meinen Augen nicht sehen konnte. Ich schämte mich so und war gleichzeitig unendlich wütend auf mich selbst.

Ich liebte Keelin. Das war mir eigentlich schon ziemlich lange klar. Und ich wäre gerne von ihm geküsst worden, so wie ein Mann eine Frau eben küsst. Aber das Gespräch gerade eben, das war mal echt schief gelaufen. Er musste jetzt denken, dass ich völlig naiv war.

War ich ja auch ein Stückchen. Und, um ehrlich zu sein, auch ziemlich einsam. Vielleicht hatte er ja recht damit, dass ich mich automatisch in ihn verlieben musste.

„Aeri“, sagte Keelin sanft. Mir rieselte automatisch ein Schauer über den Rücken. Ich mochte es, wenn er meinen Namen so sagte. „Du solltest etwas über die Mar wissen, was das Werben und die Liebe angeht.“

Jetzt hatte er meine volle Aufmerksamkeit. Ich sah ihn sogar offen an, sodass er garantiert meine Tränen in den Augen glitzern sehen konnte. Er war immerhin so taktvoll, nicht darauf einzugehen. Ich wartete.

„Es gibt einige Mar, die verlieben sich ganz ähnlich wie Menschen. Wenn es nicht klappt, geht jeder seiner Wege und man sucht sich einen neuen Partner. Bei den Shadun und den Mae ist das anders. Wir werben sehr, sehr lange und sehr, sehr intensiv. Das kann manchmal Jahre dauern und ist wichtig, weil wir uns für das ganze Leben binden.“

Mit einem Kuss verweben wir uns miteinander, das passiert ganz sanft und ganz automatisch. Die Magie testet dabei vorsichtig aus, ob sie einander mag, was fast immer der Fall ist. Es ist ein wunderschönes Gefühl, als wäre man vorher ganz allein auf der Welt gewesen und plötzlich ist da diese andere Seele.

Wenn wir dann heiraten und uns noch auf andere Weise miteinander verbinden, dann wachsen wir noch enger zusammen und sind untrennbar miteinander verbunden. Es ist das Band der Magie.“

Ich hielt unwillkürlich den Atem an, denn genau an dieser Stelle hatte er sich beim letzten Mal verwandelt. Doch diesmal schien er seine Worte nicht mit seiner eigenen Situation zu verbinden und so blieb er ein Mar.

Er hatte natürlich bemerkt, dass ich ihn noch intensiver als sonst anstarrte. Er wirkte plötzlich noch trauriger als zuvor. Ich hätte nicht gedacht, dass das überhaupt möglich war. Er holte tief Luft, um weiterzusprechen. „Wir bleiben dann ein Leben lang zusammen, bis zum Tod. Und wenn der eine stirbt, dann geht auch der andere. Zumindest sollte es so sein.“

Ich starrte ihn weiterhin atemlos an.

„Verstehst du jetzt, warum ich sage, dass du niemanden einfach so küssen darfst? Zumindest nicht so, wie du es meinstest? Ich weiß nicht, wie die Feyann die Sache mit der Liebe handhaben, denn Liah hat sich bislang nicht gebunden und macht auch keine Anstalten. Vielleicht weiß sie es ja. Du solltest sie mal bei Gelegenheit fragen - falls sie von ihrem Hexentrip wieder runterkommt.“

In meinem Kopf rotierte es, aber in anderer Weise, als er es vermutlich dachte. Er sah mich besorgt an, weil er annahm, ich wäre vielleicht beleidigt, weil ich mich von ihm zurückgewiesen fühlte.

Ob ich so empfand, musste ich erst noch ergründen. Aber das war gerade völlig unwichtig angesichts dessen, was mir gerade klar geworden war.

Es war eine winzige Nuance gewesen, die mich hatte aufmerken lassen. Nämlich die Art, wie er erzählt hatte.

Ich nahm seine beiden Hände, er ließ es zu. „Keelin, wie alt bist du?“, fragte ich

unvermittelt.

Er wirkte irritiert. „Wir Shadun zählen das Alter anders als so mancher Mar. Wir altern anders. Wenn wir verwandelt sind, steht für uns sozusagen die Zeit still, daher sieht man uns das Alter nicht an. Keine Ahnung. Nach menschlichen Maßstäben wäre ich wohl so um die fünfzig, sechzig Jahre, schätze ich.“

Das überraschte mich dann doch und machte mich auch ein bisschen traurig. So alt? Er musste mich für ein Kind halten!

„Du hast gesagt, es sei ein wunderschönes Gefühl, plötzlich die andere Seele zu spüren!“, platzte es aus mir heraus. Keelin sah mich verwirrt an. Also präziserte ich: „Hat man dir das erzählt oder weißt du das aus Erfahrung?“

Da wurden seine Augen riesengroß und sein Gesicht kalkweiß. Er entriss mir seine Hände und schlug sie vor dem Mund zusammen.

Ich glaube, er wäre wohl auch aufgestanden und von mir fortgegangen, wenn ich nicht hastig seine Schultern gepackt und ihn an mich gezogen hätte. „Nicht! Nicht weglaufen. Lass uns darüber reden, nur ganz kurz. Dann versteh ich auch mehr. Du musst nur nicken, okay?“

Er vergrub seinen Kopf an meiner Schulter und nickte, während er sich in meinen Arm krallte.

„Alkamir ist eine Festung, die von den Menschen zerstört wurde, richtig?“

Er nickte und fing so heftig an zu zittern, dass die Zähne klapperten.

„Hast du da deine Frau verloren?“

Es war ein schrecklicher Moment. Keelin wurde auf einmal ganz schlapp in meinem Griff, ich wusste, wir hatten nicht mehr viel Zeit. Aber er nickte noch, ganz, ganz leicht – dann war er wieder ein Wolf.

Kapitel 21 - Alkamir

Die nächsten zwei Tage waren schwierig für mich. Keelin, der Wolf, schien nicht mehr viel von unserem dramatischen Gespräch behalten zu haben, denn er war so unbekümmert und energiegeladen wie selten zuvor.

Er hüpfte geradezu durch die Gegend und ich musste ihn immer wieder ermahnen, auf Kurs zu bleiben.

Das Wort Alkamir schien ihn nicht mehr weiter zu schrecken, mich dafür jetzt umso mehr.

Ich verstand jetzt so einiges, musste aber umso mehr in meinem Kopf sortieren

Als erstes war da Tristans Krankheit. Sie ergab auf einmal einen Sinn. Danae war krank gewesen, war ganz langsam gestorben – und Tristan mit ihr. Als ihr Herz schließlich aufgehört hatte zu schlagen, wäre Tristan ihr innerhalb von wenigen Minuten gefolgt.

Das Band der Magie.

So schön der Gedanke auch war, sich mit einem Menschen so eng zu verbinden, dass man nicht mehr ohne ihn leben wollte, so erschreckend war er auch: Tristan und Danae waren das beste Beispiel.

Doch warum lebte Keelin noch?

Ich warf ihm einen nachdenklichen Blick zu und beobachtete diesen gut gelaunten, energiegeladenen Wolf.

Die Antwort auf diese Frage lag auf der Hand, oder vielmehr: Im Wolf.

Ich war mir jetzt sicher, dass die Verwandlung Keelin gerettet hatte. Nach dem Tod seiner Frau war er quasi völlig in seiner Wolfsgestalt versunken, hatte den Mar und das damit verbundene Unglück weggesperrt. Die unbekümmerte Wolfsart und seine Gedächtnislücken hatten ihn anschließend davor bewahrt, zu verkümmern. Er hatte seine Frau schlichtweg vergessen und dadurch überlebt - sich allerdings auch selbst verloren.

Da hatte ich also meine lang ersehnte Antwort. Im Stillen verfluchte ich meine Neugierde.

Doch nachdem ich mir diese Frage beantwortet hatte, stellte sich die nächste: Wenn ich jetzt Keelin nach Alkamir brachte und er sich dort wieder an seine Frau erinnerte, was würde dann mit ihm geschehen?

Würde er sofort sterben?

Wahrscheinlich.

Jetzt verstand ich endlich auch, warum Brahn ihn nicht nach Alkamir bringen wollte und warum Tristan davon geredet hatte, ihn womöglich zu opfern.

Das wiederum brachte mich zu der Frage, was ich denn jetzt tun wollte. Auf einmal stellten sich alle meine vorherigen Überlegungen in einem anderen Licht dar: Dass ich Keelin womöglich in den Tod führt, hatte ich bereits geahnt. Dass sein Tod aber ziemlich wahrscheinlich eintreten würde, war mir nicht klar gewesen.

Keelin an seine tote Frau zu erinnern, wäre tödlich. Da konnte ich ihm auch gleich selbst ein Messer in die Seele rammen.

Auf der anderen Seite hieß es ja noch lange nicht, dass Keelin wirklich tot umfiel. Er hatte ja die Hoffnung geäußert, dort Erlösung ... mein Atem stockte. Erlösung ... er hatte tatsächlich Erlösung gesagt. Nicht: Dann verwandele ich mich endlich und bleibe ein Mensch. Das hatte ich nur immer so interpretiert.

Kurz entschlossen hüpfte ich von seinem Rücken, drehte mich um und stapfte in die andere Richtung. Mein Wolf folgte mir irritiert.

„Wir gehen doch nicht mehr nach Alkamir“, erklärte ich mit zitternder Stimme. „Wir gehen nach Hause!“

Für den Wolf Keelin war das eine so gut wie das andere, Hauptsache, ich war in der Nähe. Also hüpfte er wieder zurück. Seine Gedächtnisaussetzer schienen schlimmer zu werden.

Die Einzige, die das für eine Schnapsidee hielt, war Meeha. Sie hüpfte als Dackel verwandelt aufgeregt vor meinen Beinen herum und stellte sich mir immer wieder in den Weg. Sie wollte nach Alkamir, das war deutlich.

Auf ihrem Kopf entstanden wieder die mir mittlerweile fast vertrauten Tentakel und sie deutete mit fast allen von ihnen in Richtung Alkamir.

Ich blieb stur, zumindest den nächsten halben Tag lang. Dann kamen mir Zweifel, als ich in der Ferne Staub vom Boden aufsteigen sah.

Reiter kamen auf uns zu. Ich brauchte nicht zu rätseln, wer das sein könnte. Unsere Verfolger hatten also noch nicht aufgegeben.

Das brachte wiederum mein Gedankenkarussell neu in Schwung.

Ich brachte Keelin ja nicht nur nach Alkamir, damit er wieder ein Mar wurde. Wir gingen auch, weil er dringend gebraucht wurde, weil er wichtig für sein Volk war. Ich blieb stehen und wartete ... und wartete.

Keelin hockte sich neben mich und döste wie selbstverständlich mitten auf dem Feld. Wahrlich. Er war tierischer denn je.

Meeha jammerte leise und stapfte immer wieder Richtung Alkamir, um dann wieder zurück zu uns zu kommen und mich am Zipfel meines Nachthemdes zu zerren.

Noch konnten wir hier weg. Noch konnten wir den Reitern ausweichen und weiter nach Alkamir fliehen. Wenn wir hier jedoch weiter warteten, würden sie uns einholen und gefangen nehmen.

Ich wäre dann wieder im Dorf, unter anderen Mar, bei Liah. Aber Keelin ... ich nahm nicht an, dass seine Wolfgestalt von einer ewig währenden Gefangennahme begeistert sein würde, von Keelin als Mar ganz zu schweigen. Außerdem hatte das Dorf dann einen geisteskranken Prinzen.

Ich seufzte abgrundtief.

„Gut, Meeha. Du kannst aufhören, du hast gewonnen. Wir gehen nach Alkamir!“ Ich schwang mich auf Keelins Rücken und dirigierte ihn in die richtige Richtung. Der Wolf hatte auch mit diesem plötzlichen Stimmungswechsel kein Problem, sondern drehte brav um und lief wieder los.

Die nächsten Tage haderte ich mit meinem Entschluss. Ich wollte Keelin nicht verlieren, weder den Wolf nach den Mar. Ich liebte sie beide, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise.

Aber was blieb uns denn noch anderes übrig, als es einfach zu versuchen?

Die Gegend veränderte sich: Die saftigen, grünen Wiesen liefen aus und verwandelten sich erst in goldenen, dann in grauen Sand, der in schwarzen Schiefer überging. Tote Bäume säumten mit einem Mal die Straße, Gerippe ragten aus der Erde.

Ich verstand allmählich: So sah ein verlassenes Schlachtfeld aus. Hier wuchs nichts mehr, nur verbrannte Erde, bis auf die Narbe zerstörtes Gras und ausufernde Krater.

Keine Leichen. Immerhin. Ich sah mir die vielen Gerippe aber auch nicht allzu genau an.

Wir liefen fast einen ganzen Morgen durch diese Ödnis, bis in der Ferne eine imposante Burg auftauchte. Die Festung! Von ihr war nicht mehr viel übrig. Die Mauern waren an hunderten Stellen eingebrochen, die Steine verteilten sich über die Ebene davor. Die kaputten Türme ragten zwar noch wie Zahnstocher in den Himmel, aber viele von ihnen waren sicherlich deutlich kürzer als noch vor der Schlacht. Zwei von ihnen lehnten aneinander, beide unterhalb des Schwerpunktes in Stücke gefetzt, nur durch das Gewicht des anderen gehalten.

Das also war Alkamir.

Keelin wurde etwas langsamer, denn auch er betrachtete das Bild. Und so, wie sein Herz schlug, kamen damit auch ein paar Erinnerungen zurück. Irgendwann blieb er stehen und wollte gar nicht mehr weiter.

Ich stieg seufzend ab.

„Ich weiß, es ist schwer. Aber wir müssen weiter, Keelin! Komm!“ Ich lief voraus, aber diesmal folgte mir mein Wolf nicht. Er winselte und heulte zwar, blieb aber sitzen. Ich lief stur geradeaus, neben mir die aufgeregte Meeha.

Es war noch unfassbar weit. Die Festung musste riesig sein und war aus entsprechender Entfernung zu sehen. Ich lief und lief und lief, während mir die Füße zu pochen begannen und die Muskeln brannten.

Ich hatte meine Kondition definitiv noch nicht zurück.

Ab und zu drehte ich mich um, aber Keelin saß noch immer an Ort und Stelle. Er würde kommen, redete ich mir ein. Irgendwann würde ich zu weit weg sein, als dass er es noch ohne mich aushalten konnte.

Und tatsächlich: Als die Nacht einbrach, hörte ich seine Tatzen auf der ausgetrockneten Erde. Er näherte sich, geduckt und langsam, und blieb in etwa fünfhundert Metern Entfernung liegen. Offenbar wollte er mir nicht näherkommen.

Also richtete ich mich auf eine einsame Nacht ein, zog meinen Meeha-Dackel an mich heran und döste vor mich hin. Keelin hielt Wache, da war ich mir sicher.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Ich hatte Durst und begann mich zu fragen, ob es hier überhaupt Wasser gab. Nach zwei weiteren Stunden in völliger Ödnis begann ich, mir Sorgen zu machen. Ich hatte nicht daran gedacht, dass ich vielleicht kurz vor Alkamir verdursten könnte.

Aber Meeha schien so entschlossen zu sein wie noch niemals zuvor. Sie hüpfte vor mir her und drängelte, dass ich schneller gehen musste. Natürlich. Die Reiter waren ja noch hinter uns und würden uns, wenn ich weiter so vor mich hin trottete, bald eingeholt haben.

Zum Glück schien die Sonne nur mäßig durch eine dicke Wolkenschicht und es wehte ein kalter Wind, sodass ich zumindest nicht mit Hitze zu kämpfen hatte. Der nahe Winter kündigte sich wohl auch hier an.

Wir brauchten noch zwei lange Tage, um die weite Ebene zu durchqueren. Zwischendurch musste ich gewaltigen Rissen in der Erde ausweichen, einmal musste ich sogar umkehren, weil ich mich nicht traute, den Krater einfach zu überspringen. Keelin folgte in großem Abstand und heulte mich immer wieder vorwurfsvoll an.

Ich lief weiter, obwohl mir die Zunge unangenehm am Gaumen klebte und mir ganz schwindelig vor Durst war. Doch dann wich Meeha etwas vom Kurs ab und hielt auf einen einsamen, völlig verkrüppelten Baum zu.

An einem einzigen Ast hing ein einsames Blatt, das letzte Grüne weit und breit.

Meeha stürzte sich auf diesen Ort und fing unterhalb der Baumwurzeln an zu graben. Und siehe da: Ein dünnes Rinnsal Wasser sickerte aus der Kuhle heraus.

„Meeha, du bist genial!“

Ich wollte der Waldgöttin den Vortritt lassen – immerhin hatte sie das Wasser ja gefunden – aber sie bestand darauf, dass ich zuerst trank. Ich schöpfte etwas Wasser in meine Handfläche, schnüffelte dann aber misstrauisch daran.

Wo so viele Tote in der Erde lagen, konnte das Wasser gut vergiftet sein.

Meeha verwarf meine Bedenken, indem sie sich an meiner Hand vorbeidrängelte und glücklich mit einer lila Zunge das Wasser schlabberte. Also trank ich auch.

Danach ging es mir schon deutlich besser. Ich war zwar erschöpft, aber zumindest hatte

ich wieder Hoffnung, die Festung zu erreichen. Vielleicht schon am Abend.

Ich sah mich nach Keelin um, aber der hockte in seinem üblichen Abstand im Sand, die Ohren aufmerksam in meine Richtung gedreht. Ich hörte sein Magenknurren bis hierher.

Wir hatten alle Hunger.

Hoffentlich fand sich in Alkamir irgendetwas Essbares.

„Okay, dann mal weiter!“, versuchte ich uns zu motivieren und trabte auch schon los, Meeha an meiner Seite. Keelin machte noch den Umweg zum Baum, um ebenfalls zu trinken.

Je näher ich der zerstörten Festung kam, desto häufiger musste ich riesigen Gesteinsbrocken ausweichen. Einige stammten vermutlich von Katapulten, andere waren aus der Mauer herausgeschleudert worden. Es musste eine gewaltige Schlacht gewesen sein.

Als ich am ersten gefallenem Wachturm vorbei klettern musste, wusste ich, dass es nicht mehr weit war.

Ein paar Schritte weiter stand ich vor den Überresten der gewaltigen Schutzmauer, der erste Wall, der alles abbekommen hatte. Wo einmal das Tor gestanden haben mochte, ließ sich nicht mehr feststellen.

Ich wählte einen Riss, etwa so breit wie ein Kutschengespann, um die Festung zu betreten. Auch hier lagen noch ein paar Steine übereinander, aber sie waren plattgewalzt. Vermutlich war hier das Hauptheer in das Festungsinnere gelangt und hatte das Schicksal der Mar besiegelt.

Der Gedanke machte mich ganz traurig.

Ich kam allerdings nicht besonders weit, dann stand Keelin mit einem Mal neben mir. Er musste die fünfhundert Meter Abstand in Wahnsinnstempo zurückgelegt haben.

„Nanu...!“, fing ich überrascht an, musste mich aber unterbrechen, denn Keelin stürzte sich auf mich, als wolle er mich tatsächlich angreifen. Vor Schreck blieb mir glatt die Luft weg.

Keelin warf sich einfach auf mich, rang mich zu Boden, biss in meinen rechten Schuh – und zog mich hinter sich her, wieder hinaus aus der Festung.

Ich kreischte entsetzt und trat mit dem freien Fuß nach ihm. Der hatte sie ja nicht mehr alle!

Als das nichts nutzte, schlug ich seitlich auf ihn ein, aber er ignorierte mich einfach. Zum Glück zog er mich langsam, denn ganz offensichtlich wollte er mich nicht verletzen. Trotzdem tat es ziemlich weh, über scharfkantigen Stein geschleppt zu werden.

„Keelin, lass den Scheiß!“, kreischte ich aufgebracht und strampelte wie eine Irre. Dadurch rutsche mein Fuß aus dem Schuh heraus – und ich war plötzlich wieder frei.

Sofort sprang ich auf die Füße und lief so schnell ich konnte in die Festung. Keelin jagte hinter mir her, bereit, mich abermals zu rammen.

Aber da war auf einmal ein mächtiges, buntes Etwas neben mir, das stattdessen Keelin rammte und zu Boden schleuderte.

Ich lief noch ein paar Meter weiter und stoppte dann, um Meeha aus weit aufgerissenen Augen anzusehen. Sie war eine gigantische Ratte mit blauen Punkten auf violetter Untergrund. Anstatt des ekligen, langen Rattenschwanzes hatte sie einen Puschel am Hintern kleben, der hektisch die Farbe wechselte, und die Schlappohren eines Langohrkaninchens.

Sie ging mir bis zum Kopf. So groß hatte sie sich noch niemals gemacht.

Keelin wirkte auch geschockt. Er hechelte hektisch und hatte sich auf dem Geröll ganz klein gemacht. Das Riesenrattenkaninchen ließ er keine Sekunde aus den Augen.

Meeha zischte ihn indes böse an und zeigte lange Rattenzähne. Dann schwang ihr gewaltiger Kopf zu mir herum und sie verwandelte sich innerhalb von einer Sekunde in einen goldenen Fuchs in normaler Größe.

Mit erhobener Rute stolzierte sie an mir vorbei.

Ich folgte, obwohl ich mich zu jedem Schritt zwingen musste. Denn jetzt war ich in Alkamir, der Festung, in der die Shadun fast vollständig vernichtet worden waren.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Vielleicht eine Menge Tote, die verrottend herumlagen. Der Kampf war aber vor fast zehn Jahren gewesen, genug Zeit, dass die Natur hierher zurückgekehrt sein könnte.

War sie aber nicht.

Über Alkamir lag eine gespenstische Stille, als habe das Leben den vielen Gräuel, die hier geschehen waren, noch nicht verziehen. Es gab wie auf der Ebene davor kein Fitzelchen Grün, keine Blume, keine blühenden Büsche, nicht mal Unkraut.

Stattdessen nur grauer Stein und jede Menge zerbrochener Schwerter, Äxte und Lanzen. Selbst der Karren, der verlassen mitten im Hof stand, wirkte grau und farblos.

Ich blieb mit klopfendem Herzen stehen, denn plötzlich hatte mich mein Mut verlassen. Was wollten wir denn hier überhaupt? Hier war ja nichts mehr!

Keelin lag noch immer in dem schmalen Durchgang und rührte sich nicht. Es sah nicht so aus, als würde er auch nur eine Pfote auf den Boden von Alkamir setzen.

Aber er musste mich begleiten. Ich wusste ja gar nicht, was ich hier tun sollte!

Also drehte ich mich um und sah ihn an. „Keelin, komm! Wir müssen das zusammen machen!“

Keelin rührte sich nicht, winselte nur leise.

„Ich weiß, dass du nicht hier sein willst. Ich weiß auch, dass du nur durch die Wolfsgestalt überleben konntest. Aber das ist auf Dauer keine Lösung. Komm! Lass es uns zu Ende bringen.“

Ich winkte ihm zu, er blieb liegen, aber ich sah zumindest, dass eine Pfote zuckte. Er wurde unsicher.

„Ich geh auf jeden Fall weiter“, sagte ich möglichst fest. „Mit oder ohne dich. Aber mit dir wäre es deutlich weniger gefährlich. Wer weiß, wer oder was sich hier rumtreibt. Ich könnte angegriffen und verletzt werden.“

Damit hatte ich ihn, ich sah es genau in seinen Augen. Sein Beschützerinstinkt war nach wie vor bei ihm die dominanteste Eigenschaft. Warum sonst hätte er ein Mädchen vor einem Usurpator retten sollen, obwohl es gerade eben erst auf ihn geschossen hatte?

Die nächste Pfote zuckte. Ich nutzte die Chance: „Vertrau mir“, sagte ich.

Da stand er auf und kam geduckt zu mir herüber.

Wir befanden uns jetzt zwischen zwei Mauern: zwischen dem ersten und dem zweiten Wall. Vom zweiten Wall war eigentlich gar nichts mehr übrig. Nur ein einziger Turm stand noch, hundert Meter hoch, allerdings war seine Spitze abrasiert worden. Ich kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

Tatsächlich. Auf der obersten Ebene des Turms stand eine einsame Gestalt, eine Art Denkmal oder so, ein Mann mit hoch erhobenen Schwert. Vielleicht ein Kriegerdenkmal der Menschen? Als Sinnbild, dass sie hier gesiegt hatten?

Mir lief ein Schauer über den Rücken und ich ging lieber weiter. Diesmal folgte mir Keelin, dicht an meine Hüfte gepresst, ein sehr vertrautes Gefühl.

Wir durchquerten den Zwischenhof und kletterten über den zweiten Wall. Doch bevor ich die Füße auf den Bereich dahinter setzen konnte, verharrte ich erschrocken in der Bewegung.

Auch hier herrschte Totenstille. Auch hier gab es nichts Buntes oder Lebendiges, zumindest nicht im eigentlichen Sinn. Aber es gab hier jede Menge Geister.

Tausende, Millionen, die hin- und her flitzten, als hätten sie etwas besonders Wichtiges zu tun.

Hinter dem zweiten Wall hatten sich die ersten Wohnhäuser befunden, doch auch die waren bis auf die Grundmauern zerstört. Viele schienen niedergebrannt worden zu sein, andere waren wohl von Katapultgeschossen zerschmettert worden. Zwischen all dieser Zerstörung huschten die Geister umher.

Erdgeister rollten die gewaltigen Trümmerhaufen zur Seite, Zentimeter für Zentimeter, Luftgeister stemmten sich gegen Holzbretter, um sie an den Rand zu schleppen und Wassergeister schwemmten vorsichtig Stein um Stein zur Seite.

Wie lange sie das wohl schon taten? Waren sie etwa schon seit zehn Jahren damit beschäftigt?

Die rechte Seite der Festung hatten sie bereits aufgeräumt. Die zerfetzten Hölzer und Steine bildeten jetzt eine Art zweite Mauer vor der kaputten. Dadurch war ein freies Feld entstanden, auf dem ...

Mir stockte der Atem, als ich es erkannte.

Kapitel 22 - Geistertanz

Die Geister hatten dort Gräber ausgehoben, eines neben dem anderen. Manchmal war ihr Hang zum Chaos durchgebrochen, denn ab und zu war ein Grab mal schräg zu den anderen angelegt worden, aber ansonsten hatten sie einen ordentlich organisierten Friedhof erschaffen.

Und über jedem einzelnen Grab schwebte ein Feuergeist, der als leuchtender Funke eine Art Grablicht bildete.

Keelin fegte es geradezu von den Pfoten. Er musste sich erst mal setzen.

Als die Geister unsere Präsenz spürten, verharnten sie in der Bewegung. Die durchsichtigen Luftgeister spürte ich nur, aber die Erdgeister hörten auf zu buddeln und die Wassergeister ließen vor Schreck sogar ihre Tropfen los.

Ein lebendiges Wesen hatten sie wohl schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen.

Ich hob nervös die Hand und winkte, weil mir nichts Besseres einfiel.

Ein kleiner Wassergeist schwebte in seiner Tropfenform zu mir herüber. Er waberte einen Moment prüfend vor meinem Kopf herum, dann zischte er davon – und der Rest der Geister begann wieder mit der Arbeit. Sie hatten uns wohl als ungefährlich eingestuft.

Wir verharnten bestimmt eine halbe Stunde an Ort und Stelle und sahen den Geistern staunend zu. Jeder Geist für sich allein kam nur unendlich langsam voran, aber sie alle zusammen waren eine gewaltige Kraft.

Irgendwann wurde es Meeha langweilig, nur dazuhocken und zu glotzen, und sie sprang los, runter vom Geröll des zweiten Durchbruchs, rüber zu den Gräbern.

Sie schnüffelte an einem, dann an einem anderen. Ich hatte keine Ahnung, was sie da machte. Also blickte ich Keelin fragend an.

„Und was jetzt?“, fragte ich, aber Keelin beachtete mich nicht. Er schien meilenweit fort zu sein. Eine ganze Weile ließ er seinen Blick über die Hügelgräber gleiten, dann stand er langsam auf und schlurfte los.

Ich haderte mit mir, ob ich ihm folgen sollte. Das ganze Bild machte mir Angst: Dass Geister so etwas taten, war eigentlich jenseits meiner Vorstellungskraft. Und dass unter all diesen Gräbern ein Mar vergraben lag ... mein Magen drehte sich leicht.

Alleine wollte ich jedoch nicht zurückbleiben, also folgte ich Keelin zögernd. Er hatte an Tempo zugelegt, trabte jetzt die erste Grabreihe entlang. Die Geister verharnten abermals vor Schreck.

Ich tippelte auf Zehenspitzen hinter ihm her. Irgendwie fühlte sich alles wie geweihte Erde an und ich wollte sie nicht beschmutzen.

Die Geister hatten die Gräber in mehreren Quadraten angelegt, dazwischen waren die Gänge ein bisschen breiter. Hier huschte jetzt Keelin aufgeregt hin- und her, verharnte aber ganz plötzlich.

Weil ich Schlimmstes ahnte, beeilte ich mich, zu ihm rüberzukommen. Auch Meeha blickte von der anderen Seite zu ihm und lief los.

Wir kamen etwa gleichzeitig an.

Der Feuergeist, der über diesem Grab Wache hielt, flackerte nervös. Ich sprach ihn daher beruhigend an: „Keine Sorge. Wir wollen hier nichts zerstören oder euch bei eurer Arbeit behindern. Wir kommen in friedlicher Absicht.“

Daraufhin flackerte der Geist nicht mehr ganz so hektisch, sondern funkelte nur noch. Er flammte aber gleich darauf hell auf, als sich Keelin ganz plötzlich in einen Mar verwandelte.

Sofort verharnten alle Geister und auch ich trat einen Schritt von ihm fort.

Er hockte auf Knien vor dem Grab und hatte eine Hand auf die nackte Erde gelegt, den Kopf gesenkt, sodass ich durch seine langen Haare auch sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Mein Bruder“, sagte er leise. Als er den Kopf hob, blickte er den Feuergeist an. „Ich danke euch!“

Ich schwöre: Der Feuergeist errötete vor Freude, denn die kleine Flamme wurde auf einmal viel dunkler.

Meeha zerstörte den erhabenen Moment, indem sie auf das Grab kletterte. Ich wollte sie schon hastig herunter heben, aber da hatte sie sich bereits in ein Erdhörnchen verwandelt und ... buddelte in der Erde.

„Meeha!“, quiekte ich erschrocken.

Sie griff ungerührt mit ihren kleinen Nagerpfoten in den Mund, klaubte aus ihren Vorratstaschen eine Nuss und stopfte diese in das Erdloch. Dann buddelte sie die Kuhle wieder zu.

Ein Wassergeist zischte heran und durchnässte mit einem Platsch den Bereich. Meeha nickte und hüpfte zufrieden zu uns zurück.

Ich sah sie scharf an. „Was hast du getan?“, fragte ich, aber Keelin griff nun nach meiner Hand und stand auf.

„Lass sie. Sie ist eine Waldgöttin. Ich glaube, sie segnet diesen Ort, indem sie einen kleinen Wald hier anlegt. Schätze, das machen Waldgöttinnen so.“

Ich war sprachlos, ließ mich aber von Keelin fortziehen.

Meeha buddelte derweil auf einem anderen Grab herum.

Ich hatte eigentlich noch viel zu dieser Situation zu sagen, aber es war nicht der rechte Zeitpunkt. Also hielt ich die Klappe und wanderte nur neben Keelin her.

Er war angespannt wie ein Flitzebogen, seine Hand verkrampfte sich immer wieder um meine. Dabei ließ er unablässig den Blick über die Gräber schweifen.

Ich wusste sofort, dass er ihr Grab gefunden hatte, denn er wurde mit einem Mal leichenblass. Außerdem veränderte sich plötzlich etwas in seiner Ausstrahlung. Sie wurde ganz düster und traurig.

Immerhin ließ er meine Hand nicht los.

Das Grab seiner Frau lag in einem besonders unordentlichen Quadrat. Hier waren die Erdgeister wohl nicht ganz bei der Sache gewesen, denn die Gräber waren ohne erkennbares System angelegt worden.

Keelin hatte jedoch nur Augen für ein einziges Grab. Es lag etwas am Rand und war deutlich kleiner als die anderen.

Als er meine Hand losließ, um hinüber zu gehen, bekam ich es mit der Angst zu tun. Sollte meine Theorie stimmen und Keelin nur hierhergekommen sein, um zu sterben, dann würde der Moment jetzt gleich eintreten.

Bei allen Geistern: Was hatte ich getan?

Ich hätte dringend noch einmal mit ihm reden müssen, ihm erneut klarmachen müssen, dass er gebraucht und geliebt wurde, aber dazu war es jetzt zu spät. Er sank bereits vor dem Grab auf die Knie und ich sah an seinen zuckenden Schultern, dass er weinte.

Mehrere Wassergeister ploppten neben meinem Kopf aus dem Nichts auf. Sie alle betrachteten interessiert das Wasser, das aus Keelins Augen tröpfelte.

„Lasst ihn in Ruhe“, bat ich sie. Ich sah ihnen an, dass sie gerne eine Runde gespielt hätten. Um meinen Befehl etwas abzumildern, setzte ich noch hinzu: „Aber ich danke euch für eure Arbeit.“

Dann gab ich mir endlich einen Ruck und ging zu ihm hinüber.

Was jetzt sagen? Was jetzt tun?

Als ich mich neben ihn hockte und endlich sein Gesicht sehen konnte, erschrak ich. Er war blasser als jemals zuvor und auf seiner rechten Wange bildete sich ein ähnliches krankhaftes

Geflecht, das ich bereits bei Tristan gesehen hatte.

Die Vorboten des Todes!

Ich wagte es nicht, ihn zu berühren. Ich saß einfach nur neben ihm und starrte das Grab seiner Frau an. Wie war sie wohl gewesen? Nett, lustig, freundlich? Oder doch eher streng, ernst und ehrenhaft?

Ganz bestimmt war sie bezaubernd gewesen, immerhin war sie ja Keelins Frau gewesen. Seine Geliebte. Seine ... würg.

Ein dunkler Sturm legte sich auf mein Herz, ein Gefühl, das ich noch nicht kannte: ein Brennen zwischen Hass und Zorn. Ich brauchte eine Weile, um es als Eifersucht zu erkennen. Ein wirklich unangenehmes und fremdes Gefühl.

Aber ich spürte noch mehr: Entschlossenheit zum Beispiel. Denn egal, wer diese Frau hier gewesen war, sie bedrohte durch ihren Tod auch Keelins Leben.

Ich wollte ihn aber nicht verlieren. Niemals. Und dafür würde ich alles tun.

Doch so sicher ich mir bei diesem Gedankengang war, so sicher war auch etwas anderes: Keelin verlor gerade sein Leben, mit jedem Herzschlag, mit jedem Atemzug ging etwas von seiner Kraft verloren.

Mein Herz begann, vor Panik zu rasen, bis es mich geradezu würgte. Ich war kurz davor, auszurasen, da sprach Keelin plötzlich die ersten Worte, seit wir in Alkamir angekommen waren. Sie ließen mir die Haare zu Berge stehen:

„Ich kann sie spüren, die Reste ihrer Magie“, sagte er leise. „Aber sie ist schon sehr weit weg.“ Er machte eine lange Pause, in der ich noch panischer wurde, sprach dann aber doch wieder weiter.

„Ich habe sie vergessen, weißt du? Der Wolf in mir, der hat sie einfach ausradiert, um weiterleben zu können. Er wollte nicht sterben. Seine Magie ist etwas anders als die des Mar, nur ein kleines bisschen. Aber es hat wohl gereicht, um dem Tod aus dem Weg zu gehen.“

Ich hätte ihn jetzt gerne berührt, ließ aber meine Hände bei mir. Er selbst hielt sich mit beiden Armen umklammert, als müsse er sich zusammenhalten.

„Der Wolf tobt gerade in mir, Aeri. Er kämpft, weil er nicht will, dass unser gemeinsamer Weg vorüber ist. Dein und mein Weg.“

„Ist er denn vorüber?“

Als Keelin nickte, wuchs der Knoten in meiner Brust zu einem luftabdrückenden Gebirge heran und ich stöhnte leise.

„Wenn ich ein Mar bleibe, dann ja.“

Da starrte ich ihn noch genauer an und ich sah es, spürte es, roch es:

Seine Frau sickerte in ihn hinein, die Erinnerungen, die Erlebnisse, die Freude und das Leid. Er erinnerte sich - und mit dieser Erinnerung starb er.

Als er dann eine Hand auf das Grab legte, zitterte er wie ein alter Mann. Die Magie zeigte bereits dunkle Flecken auf seiner ansonsten totenbleichen Hand. Keelin schlug die andere Hand vors Gesicht und senkte den Kopf fast bis auf die Brust.

Da nahm ich ihn in die Arme, einfach so, ohne länger drüber nachzudenken. Er ließ es zu und legte seinen Kopf in die Kuhle zwischen meinem Hals und der Schulter.

„Es ist jetzt zehn Jahre her, Keelin, und du lebst immer noch. Das muss doch was zählen. Der Wolf hat sich von der Magie deiner Frau gelöst. Kannst du das nicht auch?“

Er schüttelte den Kopf.

Ich wurde ganz atemlos, bevor ich die nächste Frage stellte. „Und wenn du dich an jemand anderen binden würdest, der dir wieder Halt gibt?“

Keelin löste sich unfassbar schnell von mir, sprang sogar auf die Füße. In seinen blauen Augen blitzte es, ein wahrer Funkensturm. Er war wütend und verzweifelt zugleich. „Denk nicht

einmal daran!“, zischte er mich aufgebracht an.

Ich versuchte, ganz ruhig zu bleiben. „Ich liebe dich!“, sagte ich möglichst deutlich. „Und der Wolf in dir liebt mich auch.“

Keelin starrte mich einfach nur an.

„Ich glaube, wir müssen aufhören, den Wolf und den Mar als zwei Teile zu sehen!“ Jetzt wurde meine Stimme fast flehend. „Du bist Keelin, der Wolf und der Mar. Und wenn du ganz tief in dich hinein horchst, dann weißt du auch, was du für mich empfindest. Bitte, Keelin, versuche es wenigstens. Denk drüber nach!“

Doch Keelin schüttelte vehement den Kopf. „Du und ich, wir werden uns niemals miteinander verbinden können. Ich bin nicht frei, ich gehöre zu meiner Frau. Ich liebe sie.“

„Sie ist tot.“

Es gibt Dinge, die sollte man nicht so hart aussprechen, ich gebe es ja zu. Aber ich war wirklich verzweifelt, denn ich konnte dem Geflecht auf seiner Wange beim Wachsen zusehen.

Keelins Reaktion auf meine harten Worte waren vorhersehbar. Er wandte sich abrupt von mir ab und ging auf die andere Seite des Grabes. Dort hockte er sich hin und legte die Stirn auf die angewinkelten Knie.

Ich starrte ihn von der anderen Seite her an, fest entschlossen, ihn jetzt nicht einfach so aufzugeben.

„Dann sag mir doch zumindest, was jetzt gerade mit dir geschieht“, bat ich mit zitternder Stimme. „Was sind das für Flechten auf deiner Wange?“

Er sah mich aus harten Augen an. „Das ist Todesmagie. So läuft es üblicherweise ab, sobald der Partner gestorben ist. Innerhalb von wenigen Minuten vergiftet sich der Körper selbst, weil die eigene Magie verzweifelt nach der anderen Magie des Partners sucht und sie nicht mehr finden kann. Wir sterben dann an Überlastung –so entsteht Todesmagie.“

Ich konnte nicht anders. Ich sprang auf und schrie ihn an: „Du glaubst doch nicht allen Ernstes, dass ich hier hocke und zusehe, wie du langsam stirbst! Es ist jetzt zehn Jahre her, Keelin! Zehn Jahre! So lange lebst du schon ohne sie!“

„Der Wolf lebte so lange ohne sie. Der Mar in mir hatte sie nur vergessen, aber jetzt erinnere ich mich wieder, meine Magie erinnert sich wieder!“, erwiderte er ebenso hitzig. Doch dann wurde er wieder zum sanften Keelin, als hätte er plötzlich keine Kraft mehr, mit mir zu streiten.

„Hör auf, Aeri. Lass es gut sein. Es tut mir leid, dass ich dir das hier angetan habe, dass ich hierhergekommen bin und dich auch noch mitgeschleppt habe. Ich dachte, ich könnte hier in Alkamir mit mir selbst wieder ins Reine kommen. Aber damals, in der Hütte, wusste ich noch nicht, was da auf mich zukommt. Ich wusste nur, tief in meinem Inneren, dass ich hierher zurückkommen muss. Es tut mir leid.“

Mit diesen Worten kippte er einfach seitlich um, seltsam verdreht. Mir blieb vor Schreck das Herz stehen. Ich hatte ja mit allem gerechnet, aber damit nicht: Nicht, dass es so schnell ging, dass ich so hilflos war, dass ...

Das Geflecht breitete sich jetzt rasend schnell aus und als er die Augen schloss, war ich innerhalb von einer Sekunde bei ihm, sprang sogar über ein Grab, um schneller zu ihm zu kommen.

Mit zitternden Händen zog ich ihn halb auf meinen Schoß, halb beugte ich mich über ihn. Bei allen Geistern, immerhin atmete er noch.

„Keelin!“, flehte ich und rüttelte an seiner Schulter. Als er die Lider einen Spalt weit öffnete, packte ich sein Gesicht mit beiden Händen und blickte ihm tief in die Augen. „Ich werde dich nicht sterben lassen“, sagte ich entschlossen und beugte mich zu ihm hinab, um ihn zu küssen.

Einen Versuch war es auf jeden Fall wert. Keelin sah das jedoch anders.

Er drückte mich mit aller Kraft, die er noch hatte, wieder hoch, weg von sich. „Nicht!“ Das klang panisch. „Sei vernünftig, bitte! Ich sterbe und es gibt keine Garantie, dass eine Verbindung mit dir daran irgendetwas ändern würde. Ich würde dich nur mit ins Unglück reißen!“

Er drückte noch immer mit Gewalt gegen meinen Oberkörper, aber seine Kräfte erlahmten zusehends. Ich zog seine Hand fort und nahm sie in meine. „Keelin, wenn du mir jetzt sagst, dass du mich nicht liebst und dass du lieber sterben willst, weil du ohne deine Frau nicht mehr leben magst, dann lass ich dich in Ruhe. Wenn du mich aber nur nicht lieben willst, um mich vor was auch immer zu schützen, dann werd ich dich jetzt küssen. Also?“

Bevor er antworten konnte, veränderte sich seine Atmung, ganz plötzlich. Es war, als würde sich sein Brustkorb zusammenziehen. Er bekam keine Luft mehr und krümmte sich unter Schmerzen zusammen. Parallel schoss Blut aus seiner Nase heraus.

Er konnte nicht mehr antworten, aber ich las es in seinen Augen. Ich küsste ihn.

Es war ein unbeholfener Kuss, denn eigentlich hatte ich ja nur eine ganz grobe Vorstellung von dem, was man da so machte. In meiner Aufregung küsste ich auch erst mal daneben, aber dann hatte ich es raus, zumindest annähernd.

Lippen aufeinanderpressen. Konnte ja nicht so schwer sein.

Ich drückte also meinen Mund auf seinen, betend, bebend, lauschend, erwartend. Doch nichts passierte – außer, dass Keelins Atmung direkt an meinem Mund aussetzte. Ich hörte sein Röcheln und spürte es sogar an meinen Lippen, schmeckte das Blut, das aus seiner Nase quoll.

Panisch löste ich kurz meine Lippen von seinen, packte sein Gesicht noch fester und blickte ihm in die Augen. Hätte ich besser bleiben lassen: Sein Blick wurde immer leerer, als ziehe er sich in sich selbst zurück.

Das gab mir fast den Rest.

Trotzdem presste ich noch einmal meine Lippen auf seine. Wo war der Trick? Wo die Verbindung? Wo die Magie?

Die Magie!

Ich riss meinen Kopf zurück und schrie hektisch „Meeha! Meeha! Wo bist du?“ Erst nach etwa zehn Sekunden sah ich, dass sie direkt neben mir saß, diesmal als goldener Fuchs in Meerschweinchengröße. Sie musterte mich aus ihren schimmernden Augen, die so lebendig und zum allerersten Mal in meinem Leben auch irgendwie gütig wirkten.

Doch ihr Blick machte deutlich: Hier kann ich nichts tun.

„Nein!“, schluchzte ich entsetzt. Als mein Blick zu Keelin hinunter flatterte, wünschte ich abermals, ich hätte es nicht getan. Sein Anblick war ... tödlich. Die Haut wurde wächsern, das Geflecht immer schwärzer. Parallel senkten sich seine Augenlider, trübte sich der Blick ins Unendliche.

Sein Brustkorb hob und senkte sich nur noch mühsam.

Ein Atemzug.

Zwei Atemzüge.

Er entspannte sich etwas.

Das Zittern wurde weniger.

Der Kopf sackte schwer zwischen die weichen Blätter.

Die Schultern senkten sich.

Drei Atemzüge.

Vier Atemzüge.

Es war der letzte.

Als der nächste nicht kam, kreischte ich auf und packte ihn am Hemd, um ihn zu

schütteln. „Nein, Keelin, bleib bei mir!“, flehte ich. Beim nächsten verzweifelten Kuss fühlten sich seine Lippen jetzt bereits totenstarr an und ich spürte ...

... ich hatte verloren.

Als ich den Kopf nach hinten legte, weinte ich dicke, heiße Tränen. Ich hätte wohl auch geschrien, wäre mir nicht alle Luft zum Atmen genommen worden. Die grausame Erkenntnis fraß sich wie ein Hackelstümpfer in mein Rückgrat, doch noch stemmte ich mich dagegen.

Nein!

Und während ich meinen Kopf ganz in den Nacken gelegt hatte, den leblosen Keelin auf den Knien, die Augen fest geschlossen, mit Tränen nassem Gesicht, spürte ich sie.

Die Geister.

Doch diesmal waren sie näher. Viel näher.

Als ich die Augen öffnete, schwebten an die tausend Luftgeister keinen Zentimeter über meinem Gesicht, dicht gedrängt.

Sie waren verunsichert, verwirrt und ängstlich – aber auch äußerst neugierig und besorgt.

Dann setzte sich der erste Luftgeist auf meine Nase. Es war ein besonders dickes Exemplar, aber auch ein besonders mutiges. Es strich mir beruhigend über die Haut, während ein Geist nach dem nächsten seinem Beispiel folgte.

Unter meinen Knien spürte ich, wie sich die Erdgeister an mich drängten und an meinen Wangen rutschte der erste Wassergeist, umhüllt von meiner Träne, in meinen Kragen.

„Helft mir!“, flüsterte ich.

Genau das taten sie dann auch.

Es ist schwer zu beschreiben, wie die Magie der Elementargeister wirklich funktioniert. Sie sind einfach das, aus dem jedes Geschöpf der Welt gemacht ist, ein Teil von ihnen. Und wenn sie wollen, dann können sie auch zu diesem Teil werden, eins werden mit dem Kranken und ihn wieder zusammenfügen, wenn nötig.

Auch auf Keelin ließen sie sich nieder, dicht an dicht, Millimeter an Millimeter. In meinem Kopf formten sich klare Anweisungen, die nur indirekt von den Geistern selbst, sondern vielmehr tief drinnen aus mir heraus kamen.

Die Magie hatte mich gefunden.

Wie in Trance beugte ich mich noch einmal über Keelin, über diesen toten Körper. Dann legte ich abermals meine Lippen auf seinen Mund, zog ihn eng in meine Arme.

Eigentlich tat ich nichts anderes als bei den erfolglosen Versuchen zuvor – und doch hätte es nicht unterschiedlicher sein können.

Denn diesmal war die Magie mit dabei.

Sie zog mich in ihn hinein und ihn in mich, erst tastend, dann immer heftiger. Einen kurzen Moment bekam ich Panik, weil ich die Orientierung verlor, aber dann fand ich ihn.

Ihn. Den Mar. Den Wolf. Seine Magie und all die Wunden, die ihr zugefügt worden waren.

Die gekappten Enden zu seiner Frau waren traurige, dunkle Fäden, die abrupt endeten und hilflos herum waberten, ziellos suchend und blutend. Die Magiestränge des Wolfes waren bunt und voller Leben, während die Magie des Mar ein ruhiger, blauer Fluss war.

Natürlich stürzte sich als erstes der Wolf auf mich. Seine Magie durchdrang mich, umwickelte meine eigene, machte unsere Magie zu einem einzigen, unzerstörbaren Band.

Der blaue Fluss des Mar war da hingegen schon deutlich vorsichtiger. Kein Wunder: Aus ihm heraus staken Tausende der dunklen Fäden, durch die er sich früher mit seiner Frau verbunden hatte.

Ich musste ihn schon ein bisschen locken und einladen, damit er sich uns näherte.

Im ersten Moment schreckte er vor dem quirligen Wesen des Wolfes zurück, vielleicht

auch vor mir, doch dann reckte er sich, streckte sich ...

Ich ergriff ihn und zog ihn zu uns, in unser Band hinein, umschlang ihn mit allem, was ich hatte: mit meiner Magie, meinem Körper und meiner Seele - und als ich dann vorsichtig zupfte, löste sich das blaue Band tatsächlich von den vielen toten Fäden, die ihn fast in den Tod gerissen hätten.

Das Band war frei für uns. Klar, dass wir es sofort für uns vereinnahmten.

Mit Hilfe der Magie teilte ich ihm alles mit, was ich in Worten nicht fassen konnte: dass ich ihn, den Mar, den Wolf, liebte. Dass ich ihn nicht gehen lassen würde. Dass ich um ihn kämpfen würde.

Dass wir eine Familie waren. Ein Band. Ein Herz.

Und ich zwang seins, wieder zu schlagen. Mit all meiner Kraft und meiner Magie.

Anfangs war es mühsam, ich musste es erst überreden und daran erinnern, was eigentlich seine Aufgabe war.

Aber dann tat es einen Schlag.

Dann den nächsten.

Und ich flüsterte ein ums andere Mal: „Komm zurück zu mir! Zurück zu mir!“

Das brachte mich dann auch wieder zurück in meinen Körper. Abrupt. Fast grausam. Gerade noch in der Magiewelt gefangen, in diesem surrealen schwarzen Raum mit den Farbsträngen, war ich in der natürlichen Welt etwas orientierungslos.

Meine Lippen lagen noch immer auf Keelins, so, als würden sie dorthin gehören. Seine Lippen waren weiter kühl und hart und reglos, aber ich spürte seinen Herzschlag an meiner Brust und das Heben und Senken seines Körpers.

Ich wollte gerade meine Lippen von seinen lösen, da spürte ich es.

Ein winziges Zucken am rechten Mundwinkel, ein Lupfen eines Lides.

Dann erwiderte Keelin meinen Kuss.

Heftig, intensiv... und... kein bisschen zurückhaltend.

Seine Lippen teilten meine, sein Atem strömte in mich hinein und all dessen, was er war und sein wollte.

Mir wurde heiß und kalt zugleich, als mein Körper auf ihn reagierte, sich an ihn schmiegte und sich meine Lippen automatisch noch weiter öffneten, um ...

Der Ruf, der an mein Ohr drang, katapultierte mich heftiger ins Hier und Jetzt, als es jeder Hexengeist hätte tun können.

„Da sind sie! Da drüben!“

Mahedan. Er hatte uns gefunden.

Ich löste mich augenblicklich von Keelin, denn eins war klar: Jetzt und hier waren wir in Todesgefahr. Auch Meeha war aufgesprungen und wuchs auf die Größe eines normalen Fuchses heran, die Ohren gespitzt, die winzigen Raubtierzähne entblößt.

Sie sah zum ersten Mal überhaupt echt gruselig aus - wobei das mit Tentakeln tötende Meerschweinchen und die Riesenratte auch nicht ohne gewesen waren.

Keelin war allerdings noch zu schwach, um sich auch nur zu rühren. Er seufzte, als er meine Lippen nicht mehr auf seinen spürte, und sein Augenlid glitt wieder zu. Ich betete, dass er nur in Ohnmacht gefallen war und nicht schon wieder um sein Leben rang.

Doch Halt. Ich spürte ihn ja jetzt. Vorsichtig lauschte ich in mein Innerstes. Tatsache. Da war Keelin. Ein glühender Punkt irgendwo in meinem Herzen. Er lebte, aber es ging ihm nicht gut, was ja auch kein Wunder war. Immerhin hatte er, um es mit Liahs Worten zu sagen, dem Tod mal so gerade eben in den Arsch getreten.

Hinter mir polterten Schritte näher, hasteten über Stein und Geröll. Zwischendurch verharnten sie kurz, wahrscheinlich, weil der Anblick der vielen Gräber so markerschütternd war.

Ein letzter Blick zu Meeha – bleib hier, befahl ich ihr mit meinen Augen – dann drehte ich mich zu den sich nähernden Wesen herum.

Es waren etwa zwölf Shadun, alle in ihrer Gestalt als Mar. Ganz vorne schritt natürlich Mahedan voran, das Gesicht finster, die Augen funkelnd vor Wut. Die Männer dahinter wirkten eher verhalten, zögernd. Ihnen schien die Situation nicht zu behagen.

Kein Brahn. Kein Eremon. Ich an Mahedans Stelle hätte die Freunde meines Gegners aber auch nicht mit zu dessen geplanter Exekution mitgenommen.

Ich straffte mich und machte ein paar Schritte von Keelin weg. Half aber auch nicht viel: Mahedan hatte den am Boden Liegenden natürlich schon lange gesehen.

Er blieb etwa zehn Meter von mir entfernt stehen, mehrere Gräber trennten uns voneinander. Der Anblick des Friedhofes schien auch ihn erschüttert zu haben, denn immer wieder huschte sein fassungsloser Blick kurz zum Boden, dann wieder zu mir.

Das änderte aber nichts an seiner Entschlossenheit.

„Du!“, zischte er mit vor Wut bebender Stimme und zeigte auf mich. „Das hättest du nicht tun dürfen!“

Ich hätte gerne gefragt, was genau er damit meinte, wollte seine dramatische Ansprache aber nicht unterbrechen. Stattdessen richtete ich mich möglichst zu meinen vollen eins fünfzig auf und erwiderte seinen finsternen Blick.

Anscheinend erwartete Mahedan aber wohl, dass ich etwas sagte, denn er schwieg. Sein Kopf war rot vor Wut, er hatte hektische Flecken im Gesicht und ... ja, er sah irgendwie auch recht wahnsinnig aus mit seinen verstrubbelten Haaren und dem irren Glanz in den Augen.

Als ich nicht auf ihn reagierte, brüllte er mich an: „Was hast du hier getan, du Hexe?“

Die Frage und die Unterstellung verblüfften mich dann doch. Hexe? Ich war keine Hexe!

„Die Elementargeister haben sich eurer Toten angenommen. Sie haben sie beerdigt und ihnen damit große Ehre erwiesen. Du solltest ihnen danken“, erwiderte ich möglichst ruhig.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich die Geister nervös in der Luft bewegten. Sie hatten Angst vor dem fiesen Kerl, wollten mich aber auch nicht mit ihm allein lassen.

Mahedan warf mir einen ungläubigen Blick zu. Offenbar wollte er das Thema nicht weiter vertiefen, denn er fragte: „Und er? Ist er tot?“

Für eine Millisekunde erwog ich, ihn einfach anzulügen. Aber Mahedan hätte sich ja doch von meinen Worten überzeugt. Also sagte ich lieber gleich die Wahrheit: „Er lebt. Und er ist geheilt!“

Die Männer hinter Mahedan seufzten erleichtert auf, ganz anders dagegen Mahedan: Er verlor alle Farbe im Gesicht.

„Du lügst!“

„Warum sollte ich?“

„Weil du eine Hexe bist.“

Okay ... gegen diese bestechende Logik kam ich nicht an.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Keelin sich in dieser Sekunde nicht aufgerichtet hätte. Vielleicht hätte ich Mahedan noch beruhigen können, die Situation irgendwie in friedliche Bahnen lenken können.

Doch Keelin richtete sich auf - und dann sagte er es wieder, in diesem elektrisierenden Ton: „Mahedan!“ Nur dieses eine Wort, aber es sagte alles.

Hier und jetzt werden wir kämpfen.

Hier und jetzt werden wir die Rangfolge klären.

Hier und jetzt geht es zu Ende.

Hastig warf ich Keelin einen Blick zu. Sein Gesicht war immer noch blutüberströmt von seinem Nasenbluten, das schwarze Geflecht war weiterhin zu sehen, verblasste aber. Ansonsten

war er furchtbar weiß im Gesicht und er zitterte am ganzen Leib.

Er war erschöpft. Zu Tode erschöpft.

Auch Mahedan musterte Keelin, dann sah ich so etwas wie Triumph in seinen Augen aufblitzen. Er wusste, dass Keelin nicht kämpfen konnte und witterte seine einzige Chance, jemals gegen ihn gewinnen zu können.

Sofort sah ich, wie er sich straffte, wie die Entschlossenheit in sein Gesicht zurückkehrte. Und dann spulte er eine Rede herunter, die er garantiert seit Jahren vor dem Spiegel eingeübt hatte:

„Keelin! Es mag sein, dass du jetzt wieder ein ganzer Shadun bist. Mag sein. Doch du hast im Vorfeld so viele falsche Entscheidungen getroffen, dass ich dich nicht länger als mein Anführer ansehen kann. Ich bin der Meinung, dass die Shadun nicht zu den Mae oder den Asannen gehören. Wir sind ein Volk, das durch die Länder streifen sollte, wild und frei. Zwischen Mauern eingesperrt zu sein, liegt uns nicht, aber du, dein Vater und Tristan, ihr habt uns zu diesem Leben verbannt.

Es ist jetzt an der Zeit, die Dinge zu verändern. Ich werde unser Volk in die Freiheit führen. Das heißt nicht, dass ich nicht achte, was du für uns getan hast – damals im Krieg und auch danach.

Ich achte dich sogar mehr als jeden anderen Krieger, den ich kenne. Deshalb glaub nicht, dass ich mir die Entscheidung einfach gemacht habe. Aber ich bin ein Mann, der zu dem Weg steht, den er einmal eingeschlagen hat. Also, Keelin ...“

Keelins wütendes Zähneknirschen unterbrach ihn kurz, sie starrten einander böse an. Doch wie so oft konnte Keelin gar nicht lange wütend oder aggressiv sein. Das lag ihm ganz offensichtlich nicht im Blut. So überraschte es mich auch nicht sonderlich, dass er noch mal einen Versuch unternahm, die bedrohliche Situation zu entschärfen: „Es gibt immer einen anderen Weg als Gewalt“, erklärte er leise, aber dadurch noch eindringlicher. „Niemand wird dich dafür verachten, wenn du dich mir unterwirfst, jetzt, wo ich wieder normal bin. Im Gegenteil: Jeder konnte deine Argumente nachvollziehen, solange ich nicht bei Sinnen war. Aber jetzt hat sich die Ausgangslage verändert. Mahedan, ich bitte dich!“

Mahedan war ganz offenbar verwirrt über den plötzlichen Stimmungswechsel. Er hatte wohl nicht mit einer Debatte samt Argumenten gerechnet. Keelins Ruhe schien auch ihn etwas zu besänftigen. Seine nächsten Worte klangen nicht mehr wie eine einstudierte, heldenhaften Rede, sondern wie die Worte eines zu allem entschlossenen Mannes: „Du hast nicht zugehört, Keelin. Ich fordere dich nicht heraus, weil ich dich länger für verrückt halte. Ich fordere dich heraus, weil dein gewählter Weg nicht meiner ist.“

„Aber der Weg, den du jetzt wählst, führt dich und deine Familie in den Abgrund. Denk an deine Frau, an deinen Sohn!“

Mich durchfuhr es wie ein Blitz: Natürlich! Wenn Mahedan starb, dann auch seine Frau. Ein schrecklicher, finsterer Gedanke. Wahrlich, Liah hatte echt Recht. Dieser ganze Shadun-Kram war wirklich ziemliche ... Geisterkacke.

Noch schlechter ging es mir, als ich sah, dass Mahedan plötzlich mit den Tränen zu kämpfen hatte.

„Genau an die denke ich ja. Ich will nicht, dass mein Sohn als Sklave eines Mae aufwächst. Ich will, dass er frei ist, unter einem starken und gesunden Anführer aufwächst, ein richtiger Shadun wird – und nicht zu solch einem verweichlichten Jugendlichen heranwächst, wie sie zurzeit innerhalb der Festung leben.“

„So etwas nennt man friedliche Zeiten, Mahedan. Es sind Jugendliche, die nicht jeden Tag ums Überleben kämpfen müssen, die ihr Leben genießen können!“

„Es sind Weichlinge!“, schrie Mahedan und beendete damit offenbar das zuvor so ruhige

Gespräch. Er zog in der gleichen Sekunde sein Schwert. Innerlich wappnete ich mich, denn ich wusste, was jetzt kommen würde.

„Keelin!“, hob Mahedan abermals feierlich an. „Ich fordere ...“

Ich dachte nicht mehr nach. Ich wusste nur: Keelin war nicht in der Lage zu kämpfen, ganz ähnlich wie Tristan. Ich würde nicht noch einmal zulassen, dass ein Freund von mir von diesem Ungeheuer ermordet wurde.

Mit einem Kreischen stürzte ich mich auf Mahedan, sprang über die Gräber hinweg, die zwischen uns lagen, und krachte einfach mit meinem Gewicht gegen ihn.

Ich hätte auch gut gegen eine Mauer rennen können.

Mahedan war verblüfft und hackte mich nur deshalb nicht in zwei Teile. Er machte einen Ausfallschritt zurück, ich trat ihm gegen das Schienbein.

Ich mochte ja klein sein, aber ich war dafür wendig!

Bevor er mich packen konnte, versetzte ich ihm einen Kinnhaken, tauchte unter seinem fuchtelnden Arm hindurch und versuchte, ihm die Beine wegzutreten.

Da erwischte mich irgendjemand von hinten.

Die Wachen. Verdammt. An die hatte ich nicht gedacht. Einer von ihnen umschlang mich mit seinen Armen und zog mich von Mahedan weg, die andere versuchte, meine strampelnden Arme zu packen. Ich kämpfte wie eine Wahnsinnige, schlug und trat um mich und versetzte wohl auch den ein oder anderen schmerzhaften Hieb, aber die Wache an meinem Rücken ließ mich dennoch nicht los.

Also brüllte ich: „Du wirst ihn nicht töten, du elender Verräter! Erst musst du an mir vorbei! Musst dir ja wahnsinnig toll vorkommen, sterbende oder schwer verletzte Gegner zum Kampf herauszufordern. Du bist ein Feigling, Mahedan! Du bist hier der Feigling, niemand anderes.“ Ich strampelte wieder, aber die Wache hielt mich wie in einem Schraubstock.

Dann hörte ich seine Stimme an meinem Ohr.

„Beruhige dich, mein Herz! Beruhige dich!“ Keelin. Er war neben die Wache getreten. Die beiden wechselten einen prüfenden Blick miteinander, dann wurde der Klammergriff um mich herum etwas lockerer.

Ich spannte mich, bereit, sofort wieder zuzuschlagen, sobald die Wache mich losließ.

„Er wird dich nicht herausfordern!“, erwiderte ich hitzig. „Nicht, solange du noch so krank bist!“

„Es geht mir gut, Aeri!“

Ich warf ihm einen ungläubigen Blick zu, allerdings behinderten mich die Arme der Wache weiterhin in meiner Bewegungsfreiheit. Daher sah ich nur einen Teil von Keelins Gesicht. Verblüfft blinzelte ich.

Die Geflechte in seinem Gesicht waren verschwunden, seine Augen glänzten wieder und seine Wangen hatten tatsächlich ein bisschen Farbe. Ich öffnete protestierend den Mund, schloss ihn aber gleich wieder.

Mahedan räusperte sich von hinten und wollte wohl etwas sagen, aber Keelin herrschte ihn so gebieterisch an – „Schweig, Mahedan! Nur für diesen einen Augenblick. Den wirst du uns ja wohl gönnen, du Narr!“ - dass er tatsächlich die Klappe hielt.

Keelin nickte der Wache zu und diese ließ mich langsam und misstrauisch los. Ich atmete hektisch, immer noch gespannt wie ein Flitzebogen, aber als Keelin die Arme öffnete, flog ich auch schon an seine Brust.

Keelin zog mich fest an sich und vergrub sowohl seine Hände als auch sein Gesicht in meinen Haaren.

Zu Hause. Definitiv zu Hause.

„Beruhige dich“, sagte er noch einmal leise. Und dann, noch viel leiser. „Ich liebe dich.“

Ich konnte nichts erwidern, denn ich fing an zu weinen. Wer hätte in solch einer Situation nicht geweint?

Ich umschlang ihn, nicht bereit, ihn jemals wieder loszulassen.

Doch Keelin hatte offenbar anderes vor. Er drückte mich etwas von sich fort, ich wollte gerade protestieren, doch dann war sein Gesicht ganz nah an meinem.

Sein Mund fuhr über meine Augenlider, über meine Wange und fand schließlich meine Lippen.

Er küsste mich – und zwar richtig.

Als ich die Augen wieder aufschlug, war ich ganz atemlos und ohne Orientierung. Meine Lippen lagen noch immer auf Keelins und ich blickte in seine tiefblauen Augen.

Blau wie der Ozean, lebendig und schön.

Die Augenringe nicht mehr schwarz, die Nase nicht mehr blutend, der Körper nicht mehr zitternd.

Ruhig atmend.

Und da lächelte er, strahlend, erleichtert und vollkommen entspannt. Als ob er immer mal wieder seine durchdrehende Geliebte stoppen oder knapp dem Tod entkommen würde. Seine Lippen berührten abermals meine, vorsichtig, kostend, dann löste er sich ein Stück.

„Es geht mir gut, Aeri. Und es ist an der Zeit, sich meiner Vergangenheit zu stellen. Ich schaffe das. Vertrau mir!“

„Ich liebe dich!“, erwiderte ich stattdessen.

Er lächelte. „Ich dich auch. Und deshalb werde ich ganz gewiss nicht zulassen, dass dich Mahedan in Stücke hackt. Also beruhige dich!“

Ich atmete ein paar Mal tief durch, zitterte aber trotzdem noch. Nur, dass es diesmal nicht vor Wut war, sondern wegen seiner Nähe. Er war zurück. Keelin.

Und er war mein.

Zumindest solange, bis Mahedan IHN nicht in Stücke hackte.

„Er wird dich zum Kampf fordern!“

„Ich weiß. Keine Sorge. Ich bin ziemlich gut im Zweikampf.“

Das wusste ich bereits, hatte es ja bereits mit eigenen Augen gesehen. Dennoch ...

Ich wollte gerade etwas entgegnen, da legte mir Keelin seinen Zeigefinger auf die Lippen. Ich erwartete jetzt etwas Erhabenes zu hören, aber stattdessen sagte er: „Du hast da einen Wassergeist auf deinem Kopf sitzen!“

Ich lächelte gequält.

Keelins Blick wanderte zu meiner Schulter. „Und da sitzt noch jemand. Ein Klumpen Erde. Schätze, das ist ein Erdgeist?“

Ich nickte und flüsterte: „Die Geister haben mich gefunden.“

Fast ehrfürchtig strich Keelin mir durch meine mittlerweile bunten Haare. Sie knisterten, weil die Geister sie aneinander rieben und vor Keelins Hand davon huschten. „Du hast mich gerettet“, flüsterte er. „Du hast dich der Geister als würdig erwiesen.“

„Die Geister haben dich gerettet“, erwiderte ich bockig. Keelin runzelte die Stirn und ich knickte ein. „Na, gut. Vielleicht war ich dabei auch beteiligt. Aber, Keelin, das nützt alles nichts, wenn Mahedan dich jetzt tötet!“

„Das wird er nicht!“ Mit diesen Worten löste er sich von mir und drehte sich um. Die folgenden Worte ließen mich innerlich gefrieren: „Mahedan. Ich fordere dich hiermit zum Kampf. Deine Stärke gegen meine. Du kennst das ja.“

Zu der Wache sagte er: „Pass auf sie auf, damit sie keine Dummheiten macht!“ und zu mir: „Es wird mir nichts passieren, Aeri. Glaube mir!“ Er hatte wohl nicht vorgehabt, mich noch einmal zu umarmen, aber dann zog er mich doch noch einmal an sich heran, kurz und fest, und

küsste mich heftig auf den Mund.

Er schmeckte atemlos und süß und nach Abschied.

Ich versuchte, tapfer zu sein, aber mein Herz raste.

„Dir wird nichts geschehen“, flüsterte er dicht an meinem Mund. „Du bist noch nicht meine Ehefrau. Falls etwas schief geht, dann wirst du einige Wochen sehr krank sein, dich dann aber wieder erholen. Du wirst gesund und lebst ein glückliches Leben bei den Mae oder den Asannen. Sie werden auch dann noch bleiben, wenn die Shadun sie verlassen. Geh nicht wieder zurück in deine Hütte, Aeri! Die Einsamkeit würde dich umbringen. Versprich mir das!“

Ich nickte nur, während sich alles in meinem Körper zusammenzog. Fast automatisch wollte ich Keelin noch einmal an mich ziehen, aber er hatte sich aus unserer Umarmung und damit aus meiner Reichweite entfernt. Meine Hand griff ins Leere. Gleichzeitig rückten mir zwei Wachen links und rechts auf die Pelle, bereit, mich aufzuhalten, sollte ich wieder losstürmen wollen.

Doch diesmal blieb ich friedlich. Es hatte ja keinen Sinn. Keelin hatte Mahedan selbst zum Kampf herausgefordert.

So, wie es aussah, hatten die beiden Kontrahenten alles gesagt. Sie riefen ihre Schwerter, indem sie sie aus Luft formten, dann flammte um sie herum der Kreis auf, der sie vom Publikum trennte.

Mahedan führte den ersten Schlag aus.

Ich erkannte sofort, dass er ein ganz anderes Kaliber als Dajun war. Er bewegte sich so flink wie sein Verstand, benutzte fiese Finten und schlug gleichzeitig hart und kräftig zu.

Keelin blieb eine ganze Weile in der Defensive. Zwischendurch bekam ich es ein paar Mal mit der Angst zu tun, denn er wirkte so müde, so kraftlos – und irgendwie auch nicht ganz bei der Sache.

Ich glaube, er wollte Mahedan ganz einfach nicht töten.

Der nächste Schlag hätte Keelin schwer verletzt, wenn er nicht in letzter Sekunde ausgewichen wäre. Die Klinge riss seinen rechten Ärmel auf und hinterließ einen blutigen Striemen. Hätte schlimmer kommen können. Immerhin weckte ihn der Schmerz aus seiner Lethargie – und er griff endlich an.

Keelin war ein eleganter Kämpfer: schlank, aber muskulös, schnell und präzise. Ich erkannte in seinen Bewegungen den Wolf in ihm, die Kraft, aber auch den Mut.

Ganz tief in mir drin wusste ich, dass Keelin diesen Kampf gewinnen würde. Das hieß aber nicht, dass ich mir keine Sorgen machte: Bei jedem Schlag zuckte ich nervös zusammen, sehnte verzweifelt das Ende herbei und hoffte doch, der Kampf möge weitergehen, damit niemand sterben musste.

Doch es kam, wie es kommen musste.

Mahedan war eine winzige Spur zu langsam, vielleicht durchschaute er auch Keelins Finte nicht. Ich sah in letzter Sekunde weg, aber mein Gehör ließ sich nicht so einfach abschalten: das Geräusch, als das Schwert in Mahedans Fleisch eintauchte, sein Keuchen, das bald in ersticktes Röcheln unterging, und der Laut, als sein Körper auf den Boden aufschlug.

Keelin ließ sofort sein Schwert fallen und kniete sich hastig an Mahedans Seite. Auch die Wachen traten näher, den Blick gesenkt, die Mienen feierlich.

Mahedan starb wenige Sekunden später inmitten all der Hügelgräber, umrundet von seinen Wachen, die Hand in der Hand seines Feindes. Die Feindseligkeit war aus seinen kalten Augen gewichen, seine Augen blickten starr in Keelins Gesicht. Kurz bevor er seinen letzten Atemzug tat, presste er noch aus seinen Lungen: „Ich musste es tun.“

„Ich weiß.“

„Kümmer dich um meinen Sohn.“

„Natürlich.“

Dann erschlaffte sein Körper. Die Wachen starrten betroffen zu Boden, während die Geister näher zu dem Toten herüber schwebten. Ich spürte, dass sie traurig über die erneute Gewalt in diesen Mauern waren.

Und sie wollten Mahedan bestatten.

Auch Keelin hatte sie bemerkt, denn er stand auf, faltete Mahedans Arme auf der Brust und trat zurück, um den Geistern zuzunicken. Sie schwebten langsam heran, während die Erdgeister bereits Erde auf den toten Körper warfen.

Wir warteten.

Es gab keine Grabrede oder so. Keinem von uns fielen Worte ein, die hier angemessen gewesen wären. Daher schwiegen wir, bis die Geister ihr Werk verrichtet hatten. Mahedans Körper war verschwunden, stattdessen war da ein neues Grab. Über ihm flackerte ein winziger Feuergeist als Grablicht.

Keelin war in der Zwischenzeit zu mir herübergekommen und hatte meine Hand genommen. Sie fühlte sich so völlig natürlich in meiner an. Warm und geborgen.

Ich sah aus dem Augenwinkel, dass er mit den Tränen kämpfte, und wollte gerade etwas Beruhigendes sagen, da seilte sich Meeha als winziges Eichhörnchen von meinem Haar ab. Wann war sie denn auf meinen Kopf geklettert?

Verwirrt versuchte ich, sie richtig sehen zu können, denn sie baumelte keine fünf Zentimeter vor meinem Auge herum.

Sie gestikulierte wild und hielt mir einen winzigen, golden schimmernden Baum unter die Nase. Der Winzling hatte sogar Äste und winzig kleine Blätter. Ich musterte den Baum verwirrt.

„Was meinst du?“, fragte ich sie.

Sie verdrehte die Augen, als sei ich eine völlige Idiotin. Weil sich Keelin aber zu uns rüber gebeugt hatte, hielt sie stattdessen ihm den Baum vor die Nase. Auch er wirkte kurz verwirrt, lächelte dann aber und sagte feierlich: „Es wäre die größte Ehre überhaupt.“

Meeha nickte zufrieden, hüpfte aus unserem Blickfeld und huschte sonstwohin. Kurz sah ich sie, als sie vor Mahedans neuem Grab stehen blieb. Sie schien zu überlegen, denn ihr Schwanz zitterte nervös. Dann hüpfte sie aber doch weiter – hinüber zum Grab von Keelins Frau.

Ich sah Keelin nervös an. Er wirkte aber keineswegs beunruhigt, sondern eher erfreut. „Wart's ab!“, flüsterte er mir zu.

Meeha war wieder mit Buddeln beschäftigt, doch diesmal stopfte sie keine Nuss in das Loch, sondern den merkwürdigen Baum. Sofort stürzten sich tausende Wassergeister darauf und ertränkten die arme Pflanze um ein Haar.

Der Baum zitterte – und schoss mit einem Mal in die Höhe, fast so, als warte er schon lange darauf, endlich freigelassen zu werden.

Er verwandelte das Grab von Keelins Frau innerhalb von Sekunden in ein einziges Geflecht aus Wurzeln, umhüllte all die anderen Gräber und wuchs und wuchs und wuchs.

Mir klappte vor Staunen die Kinnlade nach unten.

Ich spürte, dass dieser Baum etwas Besonderes war. Seine Blätter schimmerten in allen Varianten von Gold, ab und zu mischte sich auch mal ein etwas bunterer Farbton darunter. Jedes einzelne Blatt war verschieden: Ahorn, Buche, Trauerweide – jede Baumart war vertreten. Genauso unterschiedlich sah auch der Stamm aus.

Die Geister hörten sofort mit ihrer Arbeit auf und warfen sich wie Ertrinkende auf den gigantischen Koloss. Sie turnten jauchzend durch seine Äste oder ruhten sich auf den riesigen Blättern aus.

„Ein Elementarbaum!“, flüsterte Keelin in mein Ohr. Der Stamm des Baumes war quasi direkt vor unserer Nase in die Höhe geschossen und befand sich zwei Handspannen von uns

entfernt. Wir standen jetzt nicht mehr auf Erde, sondern auf einer Wurzel. Um in die Blätterkrone blicken zu können, musste ich den Kopf in den Nacken legen.

„Wir haben bei uns zu Hause auch einen solchen Baum. Er ist unser Herzstück, das Wichtigste überhaupt, denn er verbirgt uns vor den Menschen, indem er einen undurchdringlichen Nebel erschafft. Nur Magiewesen können durch ihn hindurchgehen.“

Während er erzählte, umschlang er mich und drückte mir dann einen Kuss auf den Nacken. Meine Haut kribbelte vor Begeisterung.

„Ich wusste nur nicht, dass Waldgöttinnen ihn pflanzen. Meeha hat uns eine große Ehre erwiesen, indem sie ihn hierhergesetzt hat. Vielleicht kann er ja die Schrecken aus der Erde tilgen.“ Er klang ein bisschen traurig, aber auch hoffnungsvoll.

Ich sah ihn an. „Wie geht es dir?“

„Besser.“ Er verstummte kurz und blickte zu Mahedans Grab herüber. Auch bis hierher waren die Wurzeln gekommen. „Ich bedauere sehr, ihn getötet zu haben. Er war ein starker Kämpfer, ein guter Krieger, einer mit Prinzipien. Es ist eine Schande, dass ihn gerade diese Prinzipien in den Tod getrieben haben.“

Ich drückte seine Hand, um ihm Trost zu spenden. Dass ich Mahedan für das größte Arschloch auf Erden hielt, erwähnte ich nicht. Keelin hatte ihn länger gekannt und sicherlich auch andere Seiten an ihm geschätzt.

Außerdem war er tot.

Aber eigentlich hatte ich nicht ausschließlich den Kampf mit Mahedan gemeint, als ich nach seinem Befinden fragte. „Und wie geht es dir, jetzt, wo du wieder alles weißt?“ Mit dem Kinn nickte ich zum Grab seiner Frau.

Wieder wurde Keelins Blick dunkler, aber er straffte sich. „Ich fühle mich gut. Erstaunlich gut. Ihre Magie hat mich verlassen und das macht mich sehr traurig. Aber gleichzeitig bist da jetzt du ...“ Er grinste etwas verlegen. „Und das wiederum macht mich sehr glücklich.“ Er hob die Hände und strich mir über die Wangen. „Und wie geht es dir?“

Ich strahlte ihn an und musste gar nicht mehr antworten. Keelin lächelte, sah mich dann aber streng an. „Du hättest das eigentlich nicht tun sollen. Es hätte auch schiefgehen können. Du hättest sterben können!“

„Hätte, hätte ... ich bin ja nicht tot und du auch nicht. Das ist alles, was zählt.“

Er blickte auf das Grab seiner Frau, das jetzt kaum noch zu erkennen war. Der Feuergeist, der es bis dahin bewacht hatte, wirkte ein bisschen ratlos. „Sie hätte auch nicht gewollt, dass ich mit ihr sterbe. Niemals.“ Er fuhr sich müde mit der Hand durchs Gesicht und holte tief Luft. „Der Wolf in mir ist jetzt zur Ruhe gekommen. Ich glaube, ich könnte mich jetzt wieder verwandeln, ohne dass ich mich verliere. Aber das probier ich lieber erst später aus.“

Er stockte ein bisschen, als er zu mir herüber blickte. Ich runzelte irritiert die Stirn. „Was?“

„Es ist nur ... du schwebst, Aeri. Etwa zwei Zentimeter über dem Erdboden. Und deine Haare sind jetzt violett.“ Er nahm eine Strähne und fuhr mit dem Finger durch sie hindurch.

Tatsache. Violett. Und ich schwebte tatsächlich ein Stück über dem Erdboden. Unter mir kicherten die Luftgeister.

„Daran wirst du dich wohl gewöhnen müssen“, sagte ich grinsend. Er stöhnte.

„Solange du nicht so schnell redest und so hektisch wirst wie Liah.“

Bei dem Gedanken an Liah zog sich etwas in mir zusammen und ich ahnte: Er hatte wieder alles vergessen. Bei dem Gedanken bekam ich eine Gänsehaut. Sofort sprang mein Verdrängungsmechanismus an und ich tröstete mich mit dem Gedanken: später.

Erst mal musste das mit dem Schweben aufhören. Da wurde ich ja ganz wuschig. Ich wollte gerade etwas zu den Geistern sagen, da setzten sie mich auch schon sanft ab, fast ohne

dass ich es mitbekam.

Okay. Ich schien gedanklich mit ihnen verbunden zu sein. Irgendwie unheimlich.

Keelin hatte mich beobachtet und lächelte, als er mein verdutztes Gesicht sah. „Du wirst schon dahinter kommen, was es heißt, eine Elementarmagierin zu sein. Ganz bestimmt. Zur Not finden wir es gemeinsam heraus.“

Er nahm meine Hand, bückte sich noch ein letztes Mal zum Grab hinunter und sagte leise: „Ich liebe dich. Ruh in Frieden!“ Dann zog er mich mit sich fort.

Ich ließ mich bereitwillig ziehen, pfiff aber lieber noch nach Meeha. Sie turnte den Elementarbaum hinunter und hüpfte als Eichhörnchen auf Keelins Kopf. Von dort oben winkte sie ihrem Baum zum Abschied fröhlich zu. Es war ein verrücktes Bild.

„Und wie kommen wir jetzt wieder zurück?“, fragte ich müde, denn jetzt, wo das Schlimmste überstanden war, spürte ich meine müden Knochen und die wunden Füße. Außerdem humpelte ich, weil ich ja nur einen Schuh trug.

Dann erinnerte ich mich wieder der Wachen, die um uns herum standen. Natürlich. Sie hatten bestimmt Waris mit. Und ... Mahedans Wari war ja jetzt verwaist, sozusagen. Wie gesagt: Ich bin ein praktisch denkender Mar!

Die Wachen folgten uns. Ihr Anführer trat etwas zögernd neben Keelin, verbeugte sich sogar etwas linkisch. „Ich nehme an, es geht zurück zum Schloss, mein Prinz?“

„So ist es.“

Wir erreichten die wartenden Waris in Rekordtempo. Sie standen außerhalb der Hügelandschaft und beäugten den Friedhof nervös. Als sie uns sahen, rührten sie uns ein Hallo entgegen.

Die Wachen holten ihre Tiere und drückten Keelin die Zügel eines dunklen Waris in die Hand. Es musterte uns misstrauisch und ließ seinen Blick schweifen, als suche es jemanden.

Mahedan. Natürlich.

Es war ein irgendwie trauriger Anblick. Ich streichelte kurz seinen Hals, dann hatte mich Keelin auch schon auf seinen Rücken gesetzt und sich hinter mich geschwungen. Er nutzte natürlich die Chance, mich dabei zu umarmen.

„Du bist jetzt ihr Prinz?“, erkundigte ich mich beiläufig. „So ganz richtig und ganz allein?“

„Äh, nein. Eigentlich hat sich seit der Hütte nichts geändert: Ich bin zwar der Prinz der Shadun, aber Tristan hat die Vorherrschaft.“

Die Wachen warfen ihm einen verblüfften Blick zu, aber ich erdolchte sie schnell mit meinem. Das war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um ihm die Wahrheit zu sagen. Nicht schon wieder.

Falls Keelin spürte, dass wir ihm etwas verheimlichten, ging er zumindest nicht darauf ein. Er setzte sich nur an die Spitze des kleinen Trupps und ritt los. Schweigend. Gerade war wohl niemandem nach Sprechen zumute, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Wir waren alle froh, als wir den hinteren Wall überqueren und so dem Friedhof den Rücken kehren konnten. Ich drehte mich aber noch einmal um, damit ich hoch zum Kriegerdenkmal blicken konnte.

„Haben das die Menschen erschaffen?“, fragte ich Keelin. Er folgte meinem Blick. „Als Siegesstatue?“

„Das ist keine Statue, sondern ein zu Stein gewordener Mensch. Ian war sein Name. Und er hat uns alle gerettet, damals am Ende der Schlacht.“

Ich spürte, dass Keelin eigentlich nicht mehr erzählen wollte, aber meine Neugierde war natürlich entflammt. „Ein Mensch hat euch gerettet? Wie? Und warum wurde er zu Stein?“

Keelin seufzte leise. Er schien einzusehen, dass er mich nicht mit kurzen Antworten

abspeisen konnte. „Er war der erste Mensch seit vielen, vielen Jahrhunderten, der mit Magie geboren wurde. Das darf eigentlich nicht sein, denn nur Magiewesen dürfen solche Kräfte haben. Menschen sind meist zu impulsiv und streben ständig nach Macht. Magie in solchen Händen ... unvorstellbar!

Die Shadun sind deshalb von Anbeginn der Zeit dafür zuständig gewesen, solche Wesen zu jagen und zu töten. Doch dann kam uns ein Schwur dazwischen; ein Pakt zwischen Mensch und Mar, sich nicht mehr gegenseitig zu töten. Als Ian geboren wurde, konnten wir ihn also nur gefangen nehmen. Ihn bei den Menschen zu lassen, war viel zu gefährlich. Er wäre eine zu mächtige Waffe gewesen.

Ich habe mich in jener Zeit viel mit ihm unterhalten und erkannte, dass von ihm kaum Gefahr ausging. Trotzdem konnten wir ihn nicht einfach laufen lassen, denn es gab jede Menge Menschenkönige, die ihn gerne in ihre Dienste gezwungen hätten.

Wir werden es nie ganz erfahren, aber der letzte Krieg brach wohl aus, weil einer jener Könige Ian zurückhaben wollte und wir ihn nicht herausrückten. Als es dann zur Schlacht kam und die Shadun den Menschen hilflos gegenüberstanden, schlug er sich auf unsere Seite. Im letzten Moment, könnte man so sagen.

Dass der zweite Wall fiel, war sein Werk: Er hat die Mauern einfach einstürzen lassen, gerade, als das Hauptheer der Menschen hindurchging. Er ließ den Süd- und den Nordturm auf den Katapulten herumspringen und jagte die Steinskulpturen hinter den Menschen her.

Das verschaffte uns genau die Zeit, um aus dem hinteren Teil der Festung zu fliehen. Die Mae hielten uns dort den Rücken frei und schossen Pfeil um Pfeil ab, um die Menschen zurückzudrängen.

Kurz vorher hatte mein Cousin Liram einen Teil unseres Volkes in eine andere Welt gebracht, weit weg von jedem Kampfesgeschehen und unerreichbar für die Menschen. Er ist heute der König der Shadun und lebt immer noch in der anderen Welt. Er war es auch, der uns von dem Schwur, keine Menschen töten zu dürfen, befreit hat. Aber das ist eine andere Geschichte.

Ian hielt auf jeden Fall das Hauptheer so lange auf, dass wir und die Mae fliehen konnten. Und weil seine gesamte Magie auf der Elementarkraft der Steine beruhte, nehme ich an, verwandelte er sich irgendwann selbst in Stein. Seitdem hält er dort oben Wache.“

„Ist er tot?“

„Ich weiß es nicht genau, nehme es aber an. Wir gehen aber auch nicht zu ihm hoch, um das zu überprüfen.“

Ich schwieg, bis ich Ian auf seinem Turm nicht mehr sehen konnte.

Kapitel 23 – Heimkehr

Was nun folgte, trudelte wie ein Traum an mir vorüber. Es war allerdings ein eher dunkler Traum, in dem man nichts weiter will als aufwachen. Vielleicht lag es an meiner Erschöpfung, dass ich alles wie in Watte gepackt erlebte.

Wir verließen die Mauern von Alkamir so schnell wie möglich und ich warf nicht einen einzigen Blick zurück. Hier hatte ich zwar die schönsten Sekunden meines Lebens erlebt, aber auch die schlimmsten. Außerdem hatte ich so lange Alkamir entgegengefiebert und mich dabei derart gegruselt, dass ich diesen Ort nicht mit guten Gedanken in Verbindung bringen wollte.

Erst recht nicht angesichts der Hügelgräber.

Keelin schwieg die meiste Zeit. Ab und zu zog er mich fester an sich als normalerweise oder drückte mir unvermittelt einen Kuss auf den Hals oder ans Ohr. Dann hielt er mich wieder für eine Ewigkeit stocksteif fest.

Die tollsten Momente waren, wenn er mir ganz vorsichtig über meinen Bauch strich. Meistens hörte er aber sofort damit auf, sobald es ihm bewusst wurde. Das hielt ihn aber nicht davon ab, es immer wieder zu tun, ganz kurz nur. Auf einem Warirücken hintereinander konnte man sonst ja auch nicht viel machen.

Es tat gut, dass er mich so oft und wie selbstverständlich küsste. Und mit jedem Kuss kam ich ein bisschen mehr zur Ruhe und verstand: Er war wirklich vollständig ein Mar – und ähnlich verrückt nach mir, wie es der Wolf gewesen war.

Dennoch litt er unter den fehlenden Erinnerungen. Ich ahnte, dass er sein Hirn die ganze Zeit nach Dingen zermartete, die er vergessen hatte. Von Tristans Tod und Liahs Ausraster hatte ich ihm noch nichts erzählt. Ich brachte es einfach nicht über mich.

Er ahnte aber etwas. Vermutlich flüsterte ihm seine Magie zu, dass etwas nicht stimmte. Solange er aber nicht fragte, gab ich ihm auch keine Antworten. Es noch mal erzählen, ihn wieder so zu quälen ... um ehrlich zu sein: Das wollte ich gerne jemand anderen überlassen.

Dieser jemand kam auch schon bald auf uns zu – und zwar in Gestalt von Brahn. Wahrscheinlich hatten die Shadun die Veränderung der Magie durch Mahedans Tod und Keelins Sieg gespürt und sich deshalb auf die Suche nach uns gemacht.

Ich freute mich so, Brahn wiederzusehen, dass ich ihn bei der Begrüßung geradezu umriss. Und was ihm an mir sofort auffiel, waren nicht die vielen Geister in meiner Nähe oder meine violetten Haare, sondern mein Nachthemd, das ich immer noch trug. Pah. Ich war ein bisschen beleidigt, dass er auf so etwas achtete. Gleichzeitig war es mir aber auch peinlich, denn das Nachthemd war mittlerweile nicht nur dreckig und zerschlissen, sondern auch an einigen – durchaus prekären – Stellen ziemlich durchsichtig.

Brahn lachte nur und knuddelte mich. Und als Keelin gerade nicht hinsah, beugte er sich an mein Ohr und flüsterte ein solch emotionales „Ich danke dir Aeri, dass du ihn uns zurückgebracht hast“, zu, dass ich davon eine Gänsehaut bekam. Aber von der guten Sorte.

Er erzählte uns in kurzen, knappen Sätzen, was nach unserer Flucht passiert war: Mahedan hatte sofort die Verfolgung aufgenommen, ohne genaue Befehle an seine Leute. Das hatte Brahn die Gelegenheit verschafft, Liah unauffällig in Eremons Hütte zu bringen. Er hatte sie mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt, damit sie nicht wieder ausrastete.

Das war dann auch der Moment, in dem Keelin misstrauisch wurde. Richtig verwirrt war er, als Brahn wie selbstverständlich von der Beerdigung sprach. Ich trat unruhig von einem Bein aufs andere, bis Brahn schließlich kapierte, dass Keelin keine Ahnung von Tristans Tod hatte.

Es war schrecklich.

Brahn erklärte es dann Keelin. Weitaus feinfühlicher als ich, muss ich zugeben. Er nahm ihn zuerst fest in die Arme und ließ ihn auch dann nicht los, als er ihm die schlimmsten Stellen

ins Ohr flüsterte.

Als Keelin zu weinen anfang, drängelte ich mich in die Umarmung hinein und wurde ein Teil von ihr.

Es war ein gutes Gefühl, obwohl es ein so furchtbarer Anlass war.

Selbst Meeha hockte sich oben auf Keelin Kopf und gab leise Jammerlaute von sich. Meine Güte, meine Waldgöttin wurde noch richtig sentimental.

Danach ging es mir ein bisschen besser, weil das Geheimnis von meiner Seele genommen war. Heikel wurde es aber noch einmal, als Brahn Keelin vorsichtig mitteilte, dass jetzt er das Oberhaupt aller Völker sei.

Da rastete Keelin dann doch ein bisschen aus. Er hatte wirklich eine leicht jähzornige Natur.

Wie sich herausstellte, war es bei den Asannen und den Mae üblich, dass der Fürst seinen Nachfolger einfach durch Benennen bestimmte. Und Tristan hatte Keelin gewählt.

Keelin schrie Brahn aus irgendeinem Grund an und redete Unsinn. Brahn hörte sich geduldig alles an und zuckte immer wieder mit den Achseln. Er sagte: „Es ist jetzt eben so. Und es ist eine gute Wahl!“ Das brachte es eigentlich auf den Punkt. Ich machte mich inzwischen möglichst winzig und versteckte mich hinter einem riesigen Warihintern.

Keelin kriegte sich dann auch schnell wieder ein, zwar deutlich strubbeliger und verheulter als zuvor, aber auch ruhiger. Wahrscheinlich hatte ihm seine Magie ohnehin schon alles mitgeteilt. Er hatte es nur zuvor nicht wahrhaben wollen.

Nach dieser Eröffnung ritten wir nicht weiter, sondern lagerten lieber neben merkwürdig verrotteten Bäumen. Sie hatten Ähnlichkeit mit verfaulten Hütten, ich war mir aber nicht sicher und wollte es auch nicht so genau wissen.

Ich beobachtete, wie Keelin seine Decken ausbreitete und war unendlich erleichtert, als er mich zu sich winkte. Ich hätte eine Nacht weit entfernt von ihm echt nicht verkräftet.

In dieser Nacht verstand ich endgültig, dass wir jetzt zueinander gehörten. Er nahm mich so fest in die Arme, dass ich kaum atmen konnte. Und er küsste mich auch. So richtig. Der Kuss schmeckte zwar ein bisschen nach Trauer, aber auch nach Hoffnung. Und das war alles, was ich brauchte.

Hoffnung. Die brachte einen nämlich ziemlich weit.

Als es um uns herum ruhiger wurde, stupste ich ihn vorsichtig an. Er öffnete ein Auge und lächelte. Das gab mir den Mut, meine extrem naive Frage, die mir schon die ganze Zeit auf der Seele brannte, endlich zu stellen. Ich fragte: „Keelin, sind wir jetzt ein Liebespaar?“

Da strahlte er mich an, von einem Ohr zum anderen. Er gab mir erst einen Kuss auf die Stirn, dann auf jede Wange, auf die Nase und auf die Lippen und sagte: „Wir sind mehr als das. Viel mehr.“

Und das erfasste es ziemlich gut.

Der nächste Morgen begann für Keelin ziemlich ungemütlich. Er erwähnte beiläufig, seine Füße seien kalt – und ich muss wohl irgendwas in diese Richtung gedacht haben. Auf jeden Fall schrie er auf einmal auf, weil sich eine Truppe Feuergeister unter unsere Decken gesellt hatten, um ihm die Füße zu wärmen.

Sie hatten ihm dabei die Schuhsohlen bis zur nackten Haut verbrannt.

Von da an war ich etwas vorsichtiger, was ich so dachte und wünschte.

Den Rest der Strecke verdöste ich dann, umschwirrt von einer dichten Traube schwatzender Elementargeister. Einige waren noch aus Alkamir, andere kamen aus allen möglichen Richtungen. Es war, als sei ich der Leuchtturm und sie die Schiffe.

Keelin ertrug gelassen, dass auch er als Landeplatz genutzt wurde.

Einige Tage später trugen uns die Waris erst durch den Nebel, der Keelins Heimat

versteckte, und danach durch das riesige Tor. Ein paar Wachen begrüßten uns begeistert – und verbeugten sich dann hastig vor Keelin.

Der wurde tatsächlich rot bis zu den Ohren, was mein Mädchenherz natürlich unfassbar charmant fand.

Unsere Ankunft war zum Glück weit weniger traurig, als ich erwartet hatte. Die Bewohner freuten sich viel zu sehr, uns gesund wiederzuhaben, um groß einen auf Trauer zu machen. Sie zogen Keelin geradezu von dem Wari. Die Frauen umarmten ihn begeistert oder küssten ihn -ich hätte sie würgen können -, die Männer gaben ihm donnernde Kumpelschläge auf die Schulter oder klopfen ihn ganz allgemein durch. Keelin ertrug auch das, obwohl der ein oder andere Hieb wirklich wehtun musste.

Auch ich wurde erstaunlich herzlich begrüßt, wenn auch nur durch viel Verbeugen oder Händeschütteln. Mich richtig anzupacken wagte wohl keiner. Kein Wunder, mit der Armada Geister im Hintergrund.

Auch Eremon kam, um uns zu begrüßen. Er brachte die erwartete Trauer mit. Seine Umarmung war voller Tränen, aber dafür auch umso herzlicher und voller Erleichterung.

Er brabbelte etwas von „Familienwache“ und „mitkommen“ und zog uns einfach mit sich aus dem Trubel der Mae, Asannen und Shadun. Dabei weinte er die ganze Zeit und erst jetzt fiel mir auf, wie mager und abgezehrt er aussah.

Den einen Arm hatte er um Keelin, den anderen um mich gelegt. Es war ein vertrautes Gefühl, obwohl ich den Mann kaum kannte. Ich erklärte es mir aber so, dass er fast die gleiche Aura wie Keelin hatte und auch wie sein Sohn roch. Es war ein bisschen wie nach Hause kommen.

Eremon führte uns hinüber zu einem gigantischen Baum, der größer war als alles, was ich je gesehen hatte. Ich hatte ihn während meiner Zeit in Keelins Heimat zwar bemerkt, ihn aber nicht wirklich als das erkannt, was er war:

Ein Weltenbaum. Natürlich. Wie hatte ich das nicht spüren können? Okay, vielleicht war ich da mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, aber trotzdem. Er war umwerfend. Sowohl in der Größe als auch in seiner Ausstrahlung. Er hatte goldene Blätter wie Meehas Minibaum und auch hier bestanden die Blätter aus verschiedenen Arten, sah der Stamm aus wie ein Flickwerk aus unterschiedlichen Rinden.

Und er war natürlich vollgepackt mit Geistern.

Eremon führte uns zu einer Stelle, wo bereits eine einsame Gestalt saß. Als sie uns sah, sprang sie hastig auf und verschwand irgendwo in den Ästen des Weltenbaumes.

Liah.

Jetzt sah ich auch, wo sie gesessen hatte: Vor einem Hügelgrab, das bereits mit tausenden von Wurzeln und goldenen Blättern überzogen war.

Tristans Grab.

Wir setzten uns und weinten. Hauptsächlich weinte ich, denn Keelin und Eremon schienen vor Trauer keine Träne mehr übrig zu haben.

Hier erfuhr ich dann auch, dass Tristan Eremons Ziehsohn und damit auch Keelins Ziehbruder war. Das erklärte natürlich einiges. Mir schwirrten von dieser Information die Gedanken ähnlich hektisch wie die Geister um meinen Kopf.

Wir blieben noch zwei Tage und Nächte am Grab sitzen. Familienwache eben. Mir wurde ganz warm und kuschelig zumute, sobald ich mir dieses Wort auf der Zunge zergehen ließ. Ich weiß, es war ein trauriger Anlass, aber trotzdem. Ich gehörte zur Familie. Zu dieser Familie. Zu Keelin.

Ich war nicht mehr allein.

Der Gedanke war so phantastisch, dass ich jedes Mal Keelins Hand nehmen musste, wenn

er mich überkam.

Zwischendurch besuchte uns Brahn, brachte uns Essen und Decken, setzte sich dazu und unterhielt sich mit uns, hielt Keelin auf dem neuesten Stand. Auch er trauerte um Tristan, schien aber nicht zum engsten Familienkreis zu gehören.

Irgendwann standen Eremon und Keelin auf und wollten einfach gehen. Die Wache war ganz offensichtlich vorüber. Sie schienen plötzlich auch viel entspannter zu sein, lachten sogar miteinander. Ich war verwirrt und fragte nach. Sie erklärten mir, dass Tristans Seele gegangen sei und sie mit seinem Verlust umgehen könnten.

Die Magie hatte es gerichtet.

Ich schätze, ich war noch nicht feinfühlig genug für derlei Dinge. Ich für meinen Teil war noch immer unendlich traurig. Vielleicht aber auch nur, weil ich Liah die ganze Zeit über wie eine dunkle Präsenz in meinem Nacken fühlte.

Die Männer hatten sie ein paar Mal angesprochen und zu sich herunterholen wollen, aber sie wollte nicht. Irgendwann hatten sie aufgegeben.

Jetzt, wo die Shadun gehen wollten, wollte ich unbedingt noch etwas bleiben. Vielleicht kam Liah, wenn ich allein zurück blieb. Keelin verstand, gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange und flüsterte mir ins Ohr: „Du findest uns bei meinem Vater im Haus. Frag einfach nach Eremons Hütte.“

Dann verschwanden sie und mit ihnen gingen auch das Gelächter und die Wärme. Ich blieb fröstelnd allein zurück.

Nur Augenblicke später sprang Liah vom Weltenbaum. Sie ließ sich übergangslos neben mir im Gras nieder und legte zwei zitternde Hände auf Tristans Grab. Da ahnte ich, dass ich hier eine zweite Totenwache abhalten würde.

Diesmal für Liah.

Nach fast fünf Stunden kam sie ein bisschen zur Ruhe. Ich wagte nicht, sie zu berühren, denn noch immer spürte ich diese wilde Seite in ihrem Innersten. Das Toben der Gefühle, die ... Hexe.

Auch die Hexengeister waren in der Nähe und machten mich und die Elementargeister ziemlich nervös. Aber sie kamen nicht näher und damit konnten wir alle leben.

Irgendwann begann mein Magen, unangenehm zu knurren, was mir wirklich peinlich war, aber irgendwie auch marisch. Bei einem besonders lauten Knurrer rang Liah sich dann endlich ein müdes Lächeln ab.

„Du bist unmöglich, Aeri“, sagte sie leise.

Ich zuckte mit den Schultern. „Trauern macht eben hungrig.“

Sie betrachtete nachdenklich die Erde unter ihren Fingern, hob sogar ein kleines Klümpchen auf und zerbröselte es. Als sie mich ansah, schwammen ihre Augen in Tränen. „Ich habe ihn geliebt“, flüsterte sie mit erstickter Stimme.

„Und er dich. Da bin ich mir sicher.“

Sie schluchzte kurz auf, aber es war ein trockener Schluchzer. Keine Träne floss. Liah kämpfte ganz offensichtlich um ihre Tapferkeit. Ich fand das albern, sagte das aber lieber nicht laut. Erst recht nicht, als sie weitersprach. „Die Verbindung mit Danae war so schrecklich für ihn. Es hat ihn innerlich zerrissen. Die Magie kann nicht immer alles richten, weißt du?“

Ich nickte. Dann sagte ich leise, ganz ohne groß nachzudenken: „Eure Liebe war eben stärker als die Magie. Ist doch ein schöner Gedanke, oder?“

Da riss Liah den Kopf hoch und starrte mich an, als hätte ich sie angegriffen. Einen Moment bekam ich Angst, immerhin waberten im Hintergrund irgendwelche Hexengeister. Doch stattdessen sah ich endlich eine einzige Träne, die Liahs Augenwinkel verließ. Und sie lachte. Sie lachte tatsächlich!

„Aeri!“, rief sie und beugte sich vor, um mir einen Kuss auf die Wange zu hauchen. „Ja! Ja, das ist ein schöner Gedanke. Das ist der schönste Gedanke überhaupt. Ich danke dir!“

Damit sprang sie auf, plötzlich wieder eine ganz andere Liah. Der Wirbelsturm war wieder da. Sie hielt mir die Hand hin. „Komm! Ich bringe dich zu Keelin. Dem hat es gar nicht behagt, dich mit mir allein zu lassen.“

Verwirrt erhob ich mich und nahm ihre Hand. Sie war eiskalt und zitterte leicht, ein winziger Hinweis, dass es Liah nicht wirklich richtig gut ging. Aber immerhin: Sie sah jetzt nicht mehr beängstigend aus - obwohl ihre Haare immer noch schwarz waren.

Sie zog mich mit sich, doch aus dem Augenwinkel sah ich noch, wie sie den Geistern einen kleinen Wink gab. Sofort erhoben sie sich in die Lüfte, nahmen die goldenen Blätter auf Tristans Grab mit sich und bildeten daraus einen winzigen Wirbelsturm.

Und bis heute tanzt dieser golden blitzende Wirbelsturm auf seinem Grab.

Kapitel 24 - Erklärungen

Liah führte mich schweigend hinunter zum Dorf, an den kleinen, freundlichen Häusern vorbei zu einer Hütte ganz aus Holz. Auf dem Dach wuchs jede Menge Moos und sogar ein winziger Baum, die gesamte Vorderseite bestand fast nur aus Efeu.

Es war ein hübsches Häuschen, das mich sofort an meine alte Hütte erinnerte.

Kaum hatte ich die Veranda mit einem Fuß berührt, winkte Liah auch schon zum Abschied. Ich sah ihr nach, bis sie hinter der ersten Häuserreihe verschwunden war.

Weil ich einen Moment allein sein wollte, setzte ich mich auf die Veranda vor Eremons Haus. Es war Abend geworden, die meisten Mar hatten sich zurückgezogen. Ich spürte dennoch einige neugierige Blicke auf mir ruhen. Kein Wunder: Wenn ich sie gewesen wäre, hätte ich auch gerne die Geschichte dahinter erfahren, warum eine junge Frau mit peitschenden, violetten Haaren, bekleidet nur mit einem ziemlich dreckigen, ehemals weißen Nachthemd, verheultem Gesicht und völlig verschrammten Füßen vor dem Haus ihres Anführers hockte.

Vom Kuss ganz zu schweigen.

Ich spürte Keelin, noch bevor ich ihn hörte oder sah. Es war ein angenehmes Ziehen in meinem Hinterkopf, das Sehnen meiner Magie, die sich zu ihm streckte. Ein völlig neues Gefühl.

Er setzte sich neben mich und legte mir einen Arm um die Schulter, um mich an sich zu ziehen.

Ich drückte kurz sein Knie und verfiel mit ihm in Schweigen. Es war eine angenehme Ruhe, die aber zu meiner Überraschung Keelin durchbrach: „Die Leute sterben vor Neugierde“, sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen. Aber es war ein irgendwie trauriges Lächeln.

„Sie würden zu gerne wissen, wie du es geschafft hast, mich vor dem Tod zu bewahren. Es ist das erste Mal, dass jemand den Tod seines Partners lebend überstanden hat.“

Wir dachten natürlich sofort an Tristan und die Stimmung wurde wieder düsterer.

„Wie geht es dir nach Tristans Tod?“, fragte ich dann vorsichtig. Keelin hielt meine linke Hand und spielte an meinen Fingern herum. Er lenkte sich dadurch selbst ab, das war mir klar.

Um ehrlich zu sein, lenkte er mich dadurch auch ziemlich ab. Die kleinste seiner Berührungen jagte mir Gänsehaut über den Rücken.

„Ich werde ihn sehr vermissen, ihn und sein schiefes Lächeln. Aber, um genau zu sein, habe ich schon lange seine Qualen gespürt. Wir waren sehr eng miteinander, weißt du? Ich weiß nicht, was genau zwischen ihm und seiner Frau war, aber es muss schon lange ziemlich schief gelaufen sein. Das hab ich sogar als Wolf gespürt.“

Von daher: Ich werde noch ein bisschen trauern, aber ich werde darüber hinweg kommen.“

Er warf mir zwischen seinen wilden langen Haaren einen schelmischen Blick zu. „Und es fällt mir zurzeit auch ein bisschen schwer, wirklich traurig zu sein. Deine Schuld. Meine Seele singt, da kann selbst Tristans Tod nichts dran ändern. Er hätte das auch gar nicht gewollt.“

Ich wurde rot, das spürte ich bis in die Haarspitzen. „Dein Vater sagte, Tristan sei sein Ziehsohn gewesen.“

Keelin nickte.

„Dann wart ihr also Brüder?“

Wieder ein Nicken. Weil ich sah, wie Tränen in seine Augen stiegen, versuchte ich, von dem heiklen Thema abzulenken, machte meine Sache aber nicht wirklich gut. Denn meine elegante Überleitung lautete:

„Ich habe lange über die Sache mit der Partnerschaft und dem Tod nachgedacht. Naja, lange nicht unbedingt, seit heute, um genau zu sein. Ich frage mich, wie das Volk der Mar überhaupt überleben kann, wenn immer gleich beide Partner sterben. Ich meine:

Bevölkerungstechnisch ist das ziemlich dramatisch, oder?“

Keelin runzelte verwirrt die Stirn. „Auf was genau willst du hinaus?“

„Naja, nehmen wir dich doch mal: Du hast noch einen Vater. Aber wie kann das sein? Wo ist denn dann deine Mutter? Tot kann sie ja nicht sein, sonst würde Eremon ja nicht mehr leben.“

Keelin warf mir einen raschen Seitenblick zu und puhlte dann in den Brettern der Veranda herum. „Dein Verstand ist echt Messerscharf“, sagte er. Ich klopfte mir grinsend gegen die Stirn.

„Ich kann zwar nicht lesen oder schreiben, aber denken – das klappt ganz gut!“

Er lachte und strich mir die wild herum fliegenden Haare etwas glatter. Prompt hatte er eine Truppe Geister auf seiner Hand sitzen, die begeistert mit seinen feinen Armhärchen zu spielen begannen. Er bemerkte es gar nicht.

„Eremon ist mein Ziehvater und war niemals verheiratet. Er nahm mich zu sich, als ich gerade mal acht Monate alt war – nachdem er meinen leiblichen Vater im Kampf töten musste.“

Mir verschlug es die Sprache und ich konnte ihn nur anstarren. Keelin schien das Thema unangenehm zu sein, denn er rutschte unruhig auf der Veranda herum.

„Ihr seid ein echt blutiges Volk, weißt du das?“, sagte ich irgendwann in die Stille hinein. Keelin verzog das Gesicht.

„Das Problem ist unsere Magie. Wenn wir mit unserem Anführer nicht einverstanden sind, können wir uns nur durch den Zweikampf von ihm lösen. Dass es eine friedliche Lösung gibt und jeder für sich seiner Wege geht, ist äußerst selten. Du hast es ja bei Mahedan und mir gesehen. Eremon wird jetzt auch Fin zu sich nehmen.“

„Fin?“

„Mahedans kleiner Sohn. Das macht auch Sinn. So werden Blutfehden innerhalb der Familien vermieden. Der Gewinner kümmert sich um die Hinterbliebenen des Verlierers, umwickelt ihn quasi mit seiner Magie und macht sie dadurch zu seiner eigenen Familie. Deshalb sind Eremon und ich uns auch so ähnlich. Wir haben unsere Auren aneinander angepasst.“

Das hatte ich bereits bemerkt, fragte mich aber, wie dann Tristan ins Bild passte. „Und hat Eremon auch den Vater von Tristan umgebracht?“

Da lachte Keelin, als hätte ich einen echt guten Witz gemacht. Ich blitzte ihn verärgert an. „Nein. Tristans Vater starb vor langer Zeit und ich glaube nicht, dass Eremon da seine Finger im Spiel hatte. Tristan und ich kannten uns schon, als wir noch zwei Bengel waren und meine Eltern noch lebten – da war Tristan schon sehr lange Vollwaise und kam sehr gut allein zurecht. Aber als ich dann zu Eremon kam, ging Tristan einfach mit. Das war einfach so.“

Jetzt rollte doch eine Träne und ich spürte Keelins Trauer, als wäre sie meine eigene. Ich sah ihn an, beugte mich vor und küsste erst die Träne und dann einen Teil seiner Trauer weg.

Danach saßen wir noch eine ganze Weile eng umschlungen auf der Veranda und starrten in die Dunkelheit hinein. Ich fragte mich, wie es jetzt weitergehen sollte und rang mit meiner Angst. Keelin wirkte vollkommen in sich selbst versunken.

Gerade, als ich anfang zu frieren, stand er plötzlich auf und zog mich hoch. „Lass uns reingehen. Vater wartet bestimmt auf uns.“

Vater. Eremon. Richtig.

Ich betrat nur zögerlich die Hütte, kam ich mir doch ein bisschen vor wie ein Eindringling. Doch Keelin spürte nichts von meinen Bedenken, denn er zog mich sofort zu seinem Vater hinüber, der vor dem Kamin saß. Der erhob sich sofort, sobald er uns sah.

In seinen Armen hielt er einen kleinen Jungen, etwa drei Jahre alt. Er schlief, allerdings hatte er ein von Tränen aufgequollenes Gesicht und machte insgesamt einen sehr unglücklichen Eindruck.

Auch Keelins Vater sah noch immer verweint aus. Er hatte heute zwar einen Sohn zurückgewonnen, dafür aber auch einen verloren.

Trotz der Totenwache war die Trauer nicht ganz weggewischt.

Gerade legte Eremon den Jungen auf dem nächsten Sessel ab, deckte ihn sorgfältig zu und kam zu uns herüber. Seine Hütte war recht klein: Der Hauptraum maß etwa zwanzig Schritte in die eine und zwanzig in die andere Richtung, darin standen ein Tisch, mehrere Stühle, eine alte Kommode und der Kamin mit zwei Sesseln davor. Hier wurde auch eindeutig gekocht, dem Geruch nach zu urteilen.

„Wir legen uns schlafen“, sagte Keelin flüsternd, um den Kleinen nicht zu wecken. Eremon nickte und lächelte mich an.

„Ich habe für dich das Gästezimmer fertig gemacht, Aeri. Es ist zwar nicht mehr als eine Kammer, dafür aber warm, weil es direkt neben dem Kamin liegt. Keelin kann in seinem alten Zimmer schlafen.“

„Vater ...“

„Nein, ich will nichts hören. Ihr seid nicht verheiratet. Noch nicht. Also ab mit euch!“

Ich sah noch, wie Keelin die Augen verdrehte, wurde aber bereits von Eremon die Treppe hoch geschoben. Die Schlafzimmer lagen wohl auf der oberen Etage. Vor uns hüpfen mehrere Feuergeister, die uns den Weg beleuchteten.

„Die Kleinen sind echt praktisch“, sagte Eremon und wechselte dadurch elegant das Thema. Ihm war bestimmt aufgefallen, dass ich tiefrot angelaufen war. „Sonst muss ich immer mit Kerzen hier rauf, aber so ist es viel angenehmer.“

Er öffnete eine Tür, die direkt am Treppenaufgang links abging, und vollführte eine einladende Bewegung. „Ihre Residenz, meine liebe Elementarmagierin.“ Wieder ein Lächeln, allerdings diesmal ein deutlich traurigeres, dann war er schon wieder weg und zog die Tür hinter mir zu.

Es war wirklich nur eine Kammer: Ein Bett, ein schmales Bord, sonst stand hier nichts. Aber schön warm war es.

Ich ließ mich mit einem Seufzer auf der Matratze nieder. Ähnlich wie bei Liah war auch diese hier nicht aus Stroh, sondern aus Wolle. Herrlich weich.

Mit einer Hand zog ich Meeha aus meinem Ausschnitt, mit der anderen schob ich mir die Schuhe von den Füßen. „Unser neues Zuhause!“, sagte ich zu ihr. „Gefällt es dir?“

Meeha musterte mit großen Augen die winzige Kammer und nieste. Offenbar war der Raum schon länger nicht mehr genutzt worden. Sie war aber ganz zufrieden und machte es sich am Bettende bequem. Ich folgte ihrem Beispiel, rollte mich zu einer Kugel zusammen und schloss erschöpft die Augen.

Was für ein Tag.

Kapitel 25 - Frostgeister

Es wunderte mich nicht wirklich, dass Keelin wenig später zu mir huschte. Das Bett senkte sich kurz, dann kuschelte er sich an mich. Er hatte sich, ähnlich wie ich, gar nicht erst ausgezogen. Ich hatte schließlich keine Wechselwäsche hier – außerdem hatte ich ja ohnehin mein Nachthemd noch an. Was war denn seine Ausrede?

Er küsste mich als Begrüßung, aber irgendwie war er fahrig und nervös. Ich spürte seinen hämmernden Herzschlag direkt an der Brust.

Schläfrig versuchte ich, ihn im Stockdunkeln zu erkennen. „Eremon wird böse, wenn er dich hier erwischt“, nuschelte ich.

„Glaub mir, er rechnet nicht wirklich damit, dass ich mich an seine Anweisung halte. Er hat nur Theater gespielt, um den Anstand zu wahren.“ Ich spürte, dass Keelin von einem Ohr zum nächsten grinste.

„Und warum bist du dann so nervös?“

Das brachte ihn erst mal zum Schweigen. Um Zeit zu gewinnen, spielte er mit einer meiner Haarsträhnen. Ausnahmsweise hat er die mal für sich: Die Geister schienen ebenfalls zu schlafen.

Doch dann ließ er die Strähne fallen, rollte sich halb auf mich und nahm mein Gesicht zwischen seine Hände. Vor Aufregung glühten sogar seine Augen dunkelrot. Er küsste mich, aber nur ganz kurz, dann sagte er völlig atemlos: „Heirate mich. Jetzt und hier.“

„Aber ...“, setzte ich an. Sofort unterbrach er mich.

„Unsere Geschichte hat in einer einsamen Berghütte fernab von allem begonnen. Wir brauchen kein Publikum, um sie fortzuführen. Nur du und ich und der Elementarbaum als Zeuge.“

Meeha knurrte vom Bettende her. „Und Meeha, natürlich! Sie kann deine Trauzeugin sein.“

Ich war verwirrt. Trauzeugin? Was oder wer war das denn? Aber eigentlich war das ja auch egal.

Während mich Keelin mit einer Mischung aus Erwartung, Verlangen und Verzweiflung anstarrte, breitete sich das gewaltigste Lächeln meines Lebens auf meinem Gesicht aus. „Okay!“, flüsterte ich.

„Aeri!“, tadelte Keelin leicht, aber ich sah es in seinen Augen blitzen. „Bei einem Heiratsantrag sagt man nicht okay. Da sagt man ja!“

„Ich liebe dich!“, sagte ich stattdessen, aber auch das schien ihn nicht ganz zufrieden zu stellen. „Ja!“, präzisierte ich daraufhin hastig.

Während er mich vom Bett hochhob, küsste er mich, bis meine Wangen glühten und ich über einen Packen am Boden stolperte. Keelin fing mich auf, schwang sich den Packen auf den Rücken und hob Meeha wie selbstverständlich auf seinen Kopf. Die kleine Hamstermaus klatschte vor Begeisterung in die winzigen Pfoten.

Wir schlichen uns auf Zehenspitzen aus dem Haus, die Treppe herunter, durch das Wohnzimmer auf die Veranda. Dort stand Nasur, das riesige, schwarze Pferd. Es nagte zufrieden an der Verandabrüstung.

„Du hast echt an alles gedacht, was?“, sagte ich und ließ mir von Keelin auf den Pferderücken helfen.

„Das war ich nicht. Das war Brahn. Er ist bei solchen Sachen sehr vorausschauend.“

Das hatte ich schon mal gehört. In Gedanken bedankte ich mich herzlich bei ihm. Keelin nahm die Zügel auf und wendete das gewaltige Tier auf der Stelle. Dann trabte es los, durch das schlafende Dorf hindurch.

Eine einsame Gestalt saß auf einer der Veranden und hob grüßend die Hand. Brahn, der offensichtlich noch auf uns gewartet hatte. Wir winkten ihm kurz zu und ritten weiter, an Liahs Haus vorbei.

Ich spürte, dass sie in den Ästen ihres Baumes saß und uns von hoch oben beobachtete. Auch ihr winkte ich zu, aber ich glaube nicht, dass sie den Gruß erwiderte. Ich konnte ihre Trauer bis hierhin spüren.

Immerhin schickte sie uns ein paar Geister hinterher, die uns jauchzend umschwirrten.

„Was passiert jetzt?“, fragte ich leise, als wir den Rand des Dorfes erreichten und Richtung Elementarbaum ritten.

„Es gibt verschiedene Hochzeitsriten, von pompös bis sehr, sehr schlicht.“

„Ich vermute, wir wählen die sehr, sehr schlichte Variante?“

„Äh ... die sehr, sehr, sehr schlichte Variante. Keine Angst, du kannst dabei nichts falsch machen. Es sei denn, du sagst während der Zeremonie, dass du mich nicht liebst. Das wäre schlecht.“

Seine Worte beruhigten ein bisschen meine Nerven, das hieß aber nicht, dass ich nicht vor Aufregung gezittert hätte.

Wer hätte gedacht, dass ich jemals heiraten würde? Und dann noch meinen Wolf?

Wir hielten vor der Stelle an, wo Tristan in der Erde lag. Ein unheimlicher Ort. Während ich den Erdhügel genau beäugte, zog Keelin mich vom Pferderücken und hielt mich einen Moment einfach nur fest.

Wir sahen uns an und waren uns einig: Hier wollten wir definitiv nicht heiraten. Das hatte Keelin wohl auch gar nicht vor. Er beugte sich nur kurz nach unten und berührte die Erde, zog mich dann aber weiter.

„Heute war einer der traurigsten, aber gleichzeitig auch einer der schönsten Tage in meinem Leben“, flüsterte er mir zu. Wir umrundeten den gewaltigen Stamm, sodass ich bald Tristans Grab nicht mehr sehen konnte. Meeha zirpte dem Elementarbaum ein Hallo zu und die Geister verschwanden raschelnd zwischen den Blättern.

Ich war überrascht, wie anders der Elementarbaum von dieser Seite aussah: Hier fielen grün-golden schimmernde Lianen wie Vorhänge von den Ästen, bis hinunter auf den Erdboden. Der Stamm war unter einer dicken Lage Efeu fast ganz verborgen und wir mussten durch einen Blätterteppich waten. Es war, als wären wir in einer anderen Welt gelandet.

Es war auch ziemlich kalt hier. Der Winter war fast angekommen. Ich fröstelte, aber nicht nur wegen der niedrigen Temperaturen. Ich war auch ein bisschen ängstlich.

Keelin warf den Packen Decken einfach gegen den Stamm, nahm dann meine Hände in seine und sah mich feierlich an. „Bereit?“

Ich nickte mit leicht klappernden Zähnen.

Er holte einen winzigen Dolch aus seiner Hosentasche. Ich musterte das Ding misstrauisch.

„Blut ist ein mächtiger Magieträger“, erklärte Keelin. „Keine Sorge: Bei gegenseitigem Einverständnis reicht ein kleiner Tropfen aus.“ Er lächelte und strich mir über das Gesicht. „Du bist wunderschön – obwohl du grad ziemlich blass bist. Bitte hab keine Angst.“

Hatte ich aber. Zumindest ein bisschen. Meeha gurrte beruhigend von meinem Kopf hinunter und einige Feuergeister schwebten heran und spendeten uns Licht. So sah alles nicht mehr ganz so unheimlich aus.

„Was muss ich tun?“

„Nur das nachsprechen, was ich sage – und das tun, was ich tue.“

Das kriegte ich hin. Hoffentlich.

Auch Keelin wurde jetzt nervös, sein Atem ging schneller. Er atmete einmal tief durch –

dann fing er an.

Er nahm meine rechte Hand und ritzte mit dem Messer einen winzigen Schnitt in meine Handinnenfläche. Dann hielt er mir das Messer hin. Mir widerstrebte es sehr, ihn verletzen zu müssen (blöder Brauch, ging das nicht auch anders?), schnitt ihn dann aber, bevor ich mit Diskutieren anfangen konnte.

Keelin nahm mir das Messer danach wieder weg und warf es achtlos neben sich auf den Boden. Dann umschlang er meine Hand mit seiner.

„Ich liebe dich. Für immer“, sagte er. Als ich ihn nur anstarrte, klopfte mir Meeha erinnernd gegen die Stirn. Hastig wiederholte ich seine Worte.

Als er mich dann küsste, war es anders als die Male zuvor, auch anders als das erste Mal. Unsere Magie stürzte sich aufeinander wie wilde Tiere, umschlang sich nicht nur, sondern wurde zu einem gigantischen Strang aus wirbelnden Farben.

Keelin drückte mich sanft nach unten, sodass ich auf den Blätterteppich sank. Sein Körper berührte mich überall, genau wie seine Hände. Ich spürte, wie sein Herz raste und wie glücklich er war, während unsere Magie einen irren Tanz um uns herum vollführte.

Meeha gab mir einen Kuss auf die Stirn, einen sanften, kaum zu spürenden Nagetierkuss. Der erste, den sie mir je gegeben hatte. Dann hopste sie davon, um uns allein zu lassen.

Denn für das, was jetzt kam, brauchten wir wirklich keine Zeugen.

Ich wachte davon auf, dass etwas Weiches, Kaltes mein Gesicht berührte, ansonsten war mir schön warm, denn Keelin hatte mich dicht an sich gezogen. Außerdem hatte er jede Menge Decken über uns gestapelt. Dafür war also der Packen gedacht gewesen.

Meine Augenlider öffneten sich flatternd und ich blickte hoch zu den tausend Lianen um mich herum. Ein goldenes Blatt segelte unendlich langsam neben meinen Kopf hinab, aber das war es nicht, was mich geweckt hatte.

Dann sah ich die nächste Flocke, die in mein Gesicht flog. Es schneite. Der Winter war gekommen.

Der vierte Winter mit Keelin. Doch wie anders würde dieser hier werden.

Ich lächelte glücklich und weckte Keelin mit einem vorsichtigen Kuss. „Hörst du sie?“, flüsterte ich. Er runzelte die Stirn und lauschte. „Wen soll ich hören?“

Ich lachte glücklich: „Die Frostgeister sind wieder da“, freute ich mich, als ich das Giggeln, Klingeln und Klirren in meinem Atem vernahm.

Nur war ich diesmal sogar noch glücklicher als sie.

Danksagung

„Das Band der Magie“ ist mein Debütroman. Geschrieben war er eigentlich schnell, nachdem die Geschichte einmal in meinem Kopf Formen angenommen hatte. Doch das Überarbeiten, noch mal Korrekturlesen und dann die Entscheidung: „Und was mach ich jetzt damit?!“ hat dann ziemlich lange gedauert.

Es gibt einige Leute, denen ich danken möchte: Stephi zum Beispiel, die „Den Wolf“ als erste gelesen hat und kritisch anmerkte, dass der ein ernstes Größenproblem habe.

Tiffy, die mich überhaupt erst zum Geschichtschreiben animiert hat.

Meine Lektorin Brunhilde Witthaut, die die Geister zwar mochte, aber den Einstieg viel zu lang fand. Danke fürs Eingreifen.

Und meine Eltern, die zwar nie verstanden haben, was zur Hölle Fantasy ist, sich aber trotzdem gefreut haben, wenn ich mal wieder von meinen Schreibprojekten erzählt habe.

Am härtesten dürfte die Zeit kurz vor der Veröffentlichung für meinen Mann gewesen sein: Meine Gedanken kreisten zum Schluss nur noch um mein Projekt, selbst auf die Arbeit konnte ich mich nicht mehr vollständig konzentrieren. Und die mache ich wirklich gerne!

Deshalb möchte ich auch in allererster Linie meinem Heiko danken! Danke, für deine unendliche Geduld, wenn ich mal wieder abgetaucht bin (und gerade nicht mitbekommen habe, dass es Lachs gibt! Ich liebe Lachs!). Danke, dass du mir schonungslos erklärt hast, dass das ursprüngliche Cover wie ein Weihnachtsmärchen aussieht, dass ich die Geschichte endlich lektorieren lassen und sie wirklich dringend mal rausbringen sollte.

Hier ist sie also.

Ich liebe dich

Dein Herz

Über die Autorin

Liane Mars kommt ursprünglich aus dem Ruhrpott, fühlt sich aber als Sauerländerin. Letzlich ist sie aber im Siegerland gelandet und hier mittlerweile auch sehr glücklich.

Hauptberuflich arbeitet sie eigentlich beim Radio, doch auch das gedruckte Wort lässt sie nicht mehr los.

„Das Band der Magie“ ist ihr erster Roman: Eine in sich abgeschlossene Geschichte mit Potenzial zum Weltenausbau. Liah oder Liram hätten zum Beispiel noch so einiges zu erzählen.

Über Kritik, Anregungen oder generell für einen Schwatz ist sie immer zu haben. Einfach Kontakt aufnehmen! Das geht am besten über:

Lianes.buchgefluester@gmail.com

www.lianes-buchgefluester.blogspot.de

www.facebook.com/liane.mars.7

Und über Rezensionen freut sich die Autorin ganz besonders.

Table of Contents

Kapitel 1 - Die Jagd
Kapitel 2 – Die Heilung
Kapitel 3 – Der Name
Kapitel 4 - Wolfscharakter
Kapitel 5 – Die Stadt
Kapitel 6 – Die Verwandlung
Kapitel 7 – Winterdrama
Kapitel 8 - Shadun
Kapitel 9 – Erklärungen
Kapitel 10 – Wieder allein
Kapitel 11 – Der Sturm
Kapitel 12 – Überleben, irgendwie
Kapitel 13 – Der Kuss und das Fieber
Kapitel 14 – Das Rudel
Kapitel 15 – Peinliche Gespräche
Kapitel 16 – Im Dorf
Kapitel 17 – Das ging wohl schief
Kapitel 18 – Ausgerastet
Kapitel 19 – Die Flucht!
Kapitel 20 – Das Band der Magie
Kapitel 21 - Alkamir
Kapitel 22 - Geistertanz
Kapitel 23 – Heimkehr
Kapitel 24 - Erklärungen
Kapitel 25 - Frostgeister
Danksagung
Über die Autorin

